

# **„Von Rechts wegen !“**

Eine Geschichte  
aus der Zeit des Absolutismus.

Von  
Hans Kiewning.

Niedersachsen = Verlag Carl Schünemann, Bremen.

Meiner Frau

gewidmet.

## Vorwort.

Manchem wird die Geschichte der Niedermeierin zu Brüntrup, die auf den folgenden Blättern erzählt wird, seltsam, stellenweise vielleicht gar unglaublich erscheinen. Ihren Rahmen bilden Verhältnisse, die sich mit unserer modernen Rechtsauffassung in keiner Weise vereinigen lassen. Wir sehen uns in Verwicklungen versetzt, die einem das Herz stille stehen lassen. Die Hand krampft sich unwillkürlich zur Faust. Und hinterher möchte man ausrufen: Es kann doch nicht möglich sein!

Dieser Einwand steht zu erwarten. Ihm zu begegnen, sei an dieser Stelle vorausgeschickt, daß dies Kulturbild durchaus auf urkundlichem Material beruht. Auch da, wo scheinbar eine Lücke eintrat, fanden sich in Briefen, amtlichen Berichten und gelegentlichen Aussagen Ergänzungen, die das Bild vervollständigten. Das Leben bewegt sich bisweilen in viel krauseren und krasseren Formen, als die lebhafteste Phantasie sie auszudenken vermag. Der Fall, der hier erzählt wird, steht nicht vereinzelt da, man könnte sogar sagen, er ist typisch gewesen in einer Zeit, als dem absoluten Willen durch die Geistlichkeit eine göttliche Gewalt zuerkannt war.

Wenn der Versuch gemacht ist, die handelnden Menschen nach Möglichkeit in der Sprache ihrer Zeit reden zu lassen, so geschah auch das nur, um den Gegensatz dieser Geschichte gegen unser Empfinden noch schärfer hervortreten zu lassen.

D e t m o l d, Herbst 1911.

H. Kiewning.

## I.

Es war ein Dezemberabend des Jahres 1678.

In Mutter Kaups Seele ging es stürmisch zu. Erregt wirtschaftete sie auf ihrer Diele umher, und was sie in die Hand nahm, klirrte und klapperte. In einer Ecke stand ihre Tochter Agnete, ein frisches und hübsches Mädchen von 18 Jahren, versonnen und verschüchtert und arbeitete still vor sich hin. In ihren Augen waren Tränen, die sie hin und wieder mit dem Handrücken fortwischte. Und dabei schluckte sie leise.

Zwischen beiden Frauen hatte es einen Auftritt gegeben. Längst wußte Mutter Kaup, daß Johann Bernd Landsberger aus Brüntrup ihrer Tochter nachstellte. Oft genug war er nach Belle herübergekommen und zuweilen, wenn auch nicht gerade häufig, um einen Trunk vorgeprochen. Einmal hatte er die Eltern sogar begrüßt, als wollte er um ihre Tochter freien. Es war aber etwas Bestimmtes nicht zugesagt, weil sie beiderseits nichts hatten.

Bevor die Stürme des dreißigjährigen Krieges über die Grafschaft Lippe herüber- und hinübergebraust waren, besaß der Kaupmeier in Belle einen stattlichen Vollspännerhof, auf dem er trotz der mancherlei Lasten, die ihm als eigenbehörigen Manne seit Väters Zeiten her zugeschrieben waren, seine auskömmliche Nahrung fand. Das war in den geschwinden Kriegsläufte bald anders geworden. Auch auf Kaupmeiers Hof nahmen die Inquartierungen kein Ende, und was dabei verpraßt und vergeudet wurde, war rettungslos verloren. Trieb man auch fürsorglich das gut gefütterte Vieh in die Wälder, das ewig hungrige Kriegsvolk fand es selbst in den verborgensten Winkeln und schleppte es ungeachtet des Widerstandes der Knechte und mancher blutigen Köpfe fort. Vorüberziehende Marodeure spannten eines Tages dem Meier schließlich seine stattlichen Ackergäule, deren er anfangs sieben im Stall gehabt hatte, aus und hinterließen ihm dafür zur Entschädigung ein paar abgehetzte, verluderte Klepper, die sehr bald eingingen. Ohne Mittel, sich neue Zugtiere zu verschaffen, mußte die Saatbestellung eingeschränkt werden. Das verlassene Ackerland wuchs zu Waldgestrüpp aus, die Wiesen versumpften. Aller Orten stellte sich die drückendste Not ein und entwertete den schönen Hof zusehends.

So war der Kaupmeier unter dem gemeinsamen Elend des ganzen Landes verarmt. Nach seinem Tode hatte sein Sohn noch lange Jahre an

diesen Schäden zu tragen. Aber er und sein Weib waren kräftige und rüstige Leute und dachten nicht daran, zugunsten ihrer Tochter und des Landsberger etwa auf die Leibzucht zu gehen. Dieser selbst aber besaß überhaupt nichts. Als Knecht diente er auf seines Vaters Hof in Brüntrup und dort sah es noch viel, viel elender aus.

Was aber Frau Kaup an diesem Abend ganz besonders in Harnisch gebracht hatte, war ein Nachbargeschwätz gewesen. Man hatte ihr wohlmeinend nahegelegt, ihre Tochter nicht aus den Augen zu lassen: es sei Mühlen- und Straßenmär in der ganzen Gemeinde, daß der Landsberger mit dem Mädchen zuhalte. Man kenne ihn ja: er sei ein Schelm, der gewiß schon manche Unschuld auf seinem Gewissen habe.

Weiß Gott! Mutter Kaup hatte aufgepaßt und geglaubt, sich keine Vorwürfe machen zu brauchen. Und nun kam man ihr so? Ihr Blut kreiste heiß, je mehr sie hörte. Man suchte sie zu beruhigen: noch sei es vielleicht nicht so schlimm. Aber ohne Verzug hatte sie ihre Tochter zur Rede gestellt. Was hatte sie jedoch jetzt erreicht? Ihre Drohungen, ihr Schelten und Fluchen waren vergeblich, sie erfuhr kein Wort. Und mit den Tränen des Mädchens konnte sie nichts anfangen.

Das erste Unwetter war vorüber.

Man hörte das gleichmäßige Kauen der Kühe in ihrem Stall: zuweilen klorrte leise eine Kette. Ein trübes, unzureichendes Licht verbreitete der an der Wand befestigte Kienspan und auch das flackernde Herdfeuer leuchtete nur schwach und unruhig durch den großen Raum. Tiefe, unheimliche Schatten lagerten in den mancherlei Winkeln der Diele umher.

Unter den raschen Griffen der Frau fiel unversehens ein schöner Topf klirrend zu Boden und zerschellte.

„Schwere Naut! – ock dat nau!“ schimpfte sie.

Blitzschnell trat sie jetzt vor ihre Tochter, stemmte ihre sehnigen Arme auf ihre rundlichen Hüften und funkelte sie zum Erschrecken an.

„Und ich will nun die Wahrheit wissen!“ keifte sie erbost. „Was haste mit'm Kerl zu schaffen? . . . Sag – sag – tot schlag ich dich, wenn du mir nicht sagst!“

Schon erhob sie die Faust, um auf das Mädchen loszufahren.

Erschrocken wich diese zurück und drückte sich an die Wand. Unsicher verfolgte sie ihre Mutter, während neue Tränenströme in ihre Augen kamen.

„Mutter . . . ich weiß von nichts . . .“

„Kunkelfusen! -- da stecken Kunkelfusen unter!“

Nun griff Frau Kaup doch zu. Der Schall einer kräftigen Maulschelle dröhnte durch den Raum.

Das Mädchen flog auf einen in der Nähe liegenden Holzkloben und blieb dort sitzen. Herzbrechend wimmerte sie.

„Jesu Gott! wie soll ich zurecht kommen? . . . Mutter – ich beschwör’ dich – ist nichts sündhaftes geschehen . . .“

„So – nicht sündhaftes? . . . und wenn sie euch doch beisammen gesehen? . . . dich und den Kerl? . . . und wenn es nicht auf’m grünen Anger war? – He?“

Nun gäerte es auch in dem Mädchen. Trotzig warf sie den Mund auf und sah ihre Mutter herausfordernd an. Sie stand auf.

„Wer hat das gesagt?“ fragte sie.

Mutter Kaup trat einen Schritt zurück.

„Die Mickische . . . sie sagt mir, sie hätte euch gesehen.“

„Die Mickische . . . natürlich die alte Mickische,“ höhnte das Mädchen, „dieser lügenhaftige Sack!“

„Schilt sie nicht!“ suchte Frau Kaup ihr zu wehren, wurde aber doch unsicher.

Unbeirrt fuhr das Mädchen fort:

„Sie lüget gegen mich! – Wo hat sie uns gesehen?“

Übereilung gehörte zu Frau Kaups Eigentümlichkeit. Wie ihr das oft geschah, so hatte sie auch diesmal in der ersten Aufregung vergessen, der Beschuldigung nachzuwahren. Die letzte Frage kam ihr daher unerwartet und brachte sie schnell aus der Fassung. Eine Ausrede wußte sie nicht sogleich. Sie brach deshalb kurz ab und befahl dem Mädchen, in die Kammer zu gehen, um den Tisch zum Nachtimbiß herzurichten. Sie rief ihr aber noch nach: sie werde schon dem siebenten Monat auf den Schwanz klopfen und wehe ihr, wenn sie ihr einen Bankert ins Haus brächte.

Dann nahm sie ein Gefäß vom Herd, schüttete Asche auf die Kohlen und ging ebenfalls in die Kammer.

Kaum war sie dort eingetreten, so hörte sie ein Klopfen an dem Haustor. Sie rief die Magd und ließ nachsehen.

Der Landsberger aus Brüntrup stehe vor der Tür und begehre Einlaß, meldete die Magd.

Frau Kaup stutzte einen Augenblick und sah nach ihrer Tochter. Diese blieb unbewegt.

„Seugg,“ befahl die Frau, „de Meuer es nich inne.“

In der Tat, Johann Bernd Landsberger stand vor der Türe. Daß der Kaupmeier nicht zu Hause war, wußte er. Gerade das hatte er gewollt; dem Alten ging er gern aus dem Wege. Seine Absicht war, in der Abendstunde mit den beiden Frauen, am liebsten freilich mit dem Mädchen allein ein Geschwätz zu machen. Weiteres ergab dann schon die Gelegenheit. Als man ihn jetzt abwies und die Türe fest vor ihm verriegelte, piff er durch die Zähne und überlegte. Die aufgeregten Worte, von denen er noch Bruchstücke undeutlich gehört, hatten also ihm gegolten.

So leicht wollte er sich aber nicht abfertigen lassen. Da kannte man ihn schlecht. Er schlich sich um das Haus und schaute sich um. Da entdeckte er ein Fenster, dessen Rauten zum Teil zerbrochen waren. Schnell entschlossen griff er mit einer Hand durch die Öffnung und hob den Rahmen aus, um ihn möglichst behutsam auf die unter dem Fens-tergesimse stehende Bank zu setzen. Dabei fielen aber doch einige Glasreste lärmend zu Boden. Einen Augenblick stutzte Landsberger, klemmte sich vorsichtig in den Schatten der Wand und lauschte anhaltend. Als jedoch im Hause alles ruhig blieb, zwängte er sich durch das geöffnete Fenster in die Stube und tastete sich nach der Türe hin. Man hatte sie aber von außen verriegelt. Mit einem Fluch auf den Lippen blieb Landsberger stehen und schlug Feuer an. Er sah, daß ein weiterer Ausgang als nach der Diele nicht vorhanden war. So blieb ihm nichts anderes übrig, als auf demselben Wege wieder ins Freie zurück-zukriechen.

Wieder schlich er sich um das Haus und bemerkte, daß auf der entgegengesetzten Seite aus einer Kammer ein schwacher Lichtschein auf den Hof fiel. Er trat näher, konnte aber nicht feststellen, wer sich in dem Raum aufhielt, da man vor das Fenster einen Vorhang gezogen hatte. Leise rief er mehrmals Agnetens Namen. Doch das Licht erlosch plötzlich und im Hause trat völlige Ruhe ein.

Landsberger stampfte mit den Füßen und fluchte in der gräßlichsten Weise. Er wünschte, daß der Teufel der alten Kaupschen mit einer Spielkugel die Gedärme aus dem Leibe haspeln sollte, und hätte ihr am liebsten die sämtlichen Fenster eingeschlagen. Schließlich empfand er die Winterkälte. Der schneidende Ostwind piff ihm durch die Kleider und ließ ihn an den Heimweg denken.

Es war spät zwar geworden, aber auf dem Wege von Belle über Reelkirchen nach Brüntrup gab es noch manchen Krug, in dem er sich erwärmen konnte.

## II.

Die Familie Landsberger hieß eigentlich von Hause aus Schröder, landläufig wurde sie aber allgemein, auch amtlich, nach ihrem Heimatort, dem Dorfe Landesbergen an der Weser, unterhalb Petershagen, genannt. Es gab manchen, der darüber spottete, ihnen selbst kam diese Veränderlichkeit in der Namenführung zuzeiten nicht ungelegen. Glieder dieser Familie Schröder oder Landsberger waren nach Lippe verschlagen worden und hatten sich in Höntrup im Amte Blomberg ansässig gemacht. Dort kämpfte sich auch Bernd Landsberger mit seinen Angehörigen, seiner Frau, einem Sohne, dem schon genannten Johann Bernd, und einer Tochter, mit Vieh-, besonders mit Pferdehandel durch das Leben.

Eine seiner Schwestern, Trine Schröder, hatte sich an den leibeigenen Vollspanner Johann Schilling in der nahe gelegenen Bauerschaft Brüntrup verheiratet. Sie sollte nur Kummer und Sorgen kennen lernen. Auch der Schillingshof gehörte zu den Gütern im Lande, die in der unabwehrbaren Kriegsnot namenlos gelitten hatten. So namenlos, daß es auch nach dem Friedensschluss dem Besitzer jahrzehntelang nicht möglich war, auf ihm auch nur notdürftig seine Nahrung zu finden.

Das allgemeine Elend hatte schließlich im Jahre 1666 die Regierung veranlaßt, ihren Landgografen mit einer neuen Katastrierung des Landes zu beauftragen und durch ihn die einzelnen Höfe in Gemeinschaft mit den betreffenden Amtmännern aufs genaueste untersuchen zu lassen, um dann von ihnen Vorschläge entgegenzunehmen, wie sie in besseren Zustand gebracht werden könnten.

So kam man im Sommer des genannten Jahres auch zu Johann Schilling und fand „Haus und Hof in gar schlechtem Zustand“, wie in dem Register verzeichnet werden mußte. Hier ergab sich eine Besitzänderung als dringend notwendig, sollte das Gut nicht rettungslos verkommen. Frau Trine Schilling schlug vor, ihrem Bruder Bernd das Anwesen unter gewissen Bedingungen abzutreten. Die Kommission war damit einverstanden und begann mit Bernd Landsberger zu verhan-

deln. Er ließ sich überreden, den Hof mit allen Schulden zu übernehmen, wenn man ihm einige Freijahre gewährte. Die Kommission selbst befürwortete zwei, die auch von der Regierung zugestanden wurden.

So kam Bernd Landsberger auf den Schillingshof in Brüntrup und nahm nach der Gewohnheit des Landes als dritten Namen noch den Namen Schilling an.

Besser wurde es dennoch nicht. Bernd Landsberger war kein Landwirt. Er dachte nur an seinen Viehhandel, der ihn oft tage-, selbst wochenlang vom Hause fern hielt. In der Zeit seiner Abwesenheit und eigentlich auch sonst besorgte seine Frau ausschließlich mit ihrem Gesinde die notwendigste Wirtschaft. Als ihr Knecht Simon Meier, der früher Soldat gewesen war, notgedrungen eines Tages Hals über Kopf ihre Tochter heiraten mußte, bekam sie wohl einen weiteren überflüssigen Mitesser, der kaum das Kamisol auf dem Leibe besaß und nicht das geringste Heiratsgut zubrachte, aber sie fand an ihm doch zuweilen wenigstens eine Stütze. Denn Johann Bernd, der Sohn, lag viel lieber mit seinem Vater auf den Landstraßen, als daß er hinter dem Pfluge herging. So kam auch Bernd Landsberger nicht aus den Schulden heraus. Aber mochten sie auch von Jahr zu Jahr drückender werden, mochte auch der Wind immer drohender durch die morschen Sparren seines baufälligen Wohnhauses pfeifen, diese Sorgen glitten an ihm ab wie Wasser an einem Wachstuch.

Wohin auch die Familie gekommen war, nirgends hatte sie sich eines guten Leumundes zu erfreuen gehabt. Das lag zunächst an des alten Bernd Gewerbe, das schon insgemein nicht den besten Ruf hatte. Straße auf und Straße ab kannte man ihn schon seit Jahren als den Rosetäuscher, den Roßkamm, der die Leute belog und betrog. Mit seinem Handel hatte er nicht immer Glück. Dafür kannte er aber auch keinerlei Grundsätze und ließ sich Enttäuschungen nicht leicht über den Kopf wachsen. Als er noch in ärmlischeren Verhältnissen mit seiner Familie in Höntrup lebte, mußte er in seinem Stall zuweilen mehr erhandeltes Vieh aufnehmen, als er gerade ernähren konnte. Er half sich dann gewöhnlich damit, daß er es nachts unbedenklich auf nachbarlicher Weide futtern ließ. Auch wenn er es von weit abgelegenen Orten zutrieb, öffnete er unterwegs gern fremde Zäune, um das Heu zu Hause zu sparen. Manchen Taler Strafe mußte er dafür zahlen. Allein den Verlust verrechnete er schließlich doch dem späteren Käufer. Pfändete man ihm sein Vieh, was nicht selten vorkam, weil irgendwelche Zahlungen

ausstanden, so versuchte er es eigentätiger Weise aus der Pfandschaft wegzustehlen, um es schnell zu verkaufen oder über die Grenze zu bringen. Das gelang freilich nicht immer und wurde scharf geahndet. Aber selbst eine Freiheitsstrafe machte den gewohnheitsmäßigen Spitzbuben nicht nachdenklicher.

Es verging in der Tat kaum ein Jahr, in dem Bernd Landsberger nicht wiederholt vor seinem Richter stand. Waren seine Übertretungen auch nicht immer zu erweisen, seine Straf gelder ergaben zuletzt doch eine erstaunliche Summe.

Seine Nachbarn, die er andauernd schädigte und verunglimpfte, seine Käufer, denen er wertloses Vieh gewissenlos aufgeschwatzt hatte, gönnten ihm kaum noch den Gruß. Aber einen Gönner hatte er doch und das war sein Brüntruper Gutsherr, dem er leibeigen war. Als Landdrost war dieser zugleich der oberste Beamte des Landes und als solcher eine einflußreiche Persönlichkeit. Diese Freundschaft ließ sich Landsberger schon etwas kosten. Da war ihm kein Gang zuviel. Ihm verschaffte er stets ausgemacht fehlerfreies Vieh, wenn es für seine eigenen Ställe war, und zumeist auch zu anständigen Preisen. Auch sonst fiel wohl das eine oder andere Geschäft für ihn ab, zumal wenn es gelegentlich nicht ganz reinlich war. Besonders liebbedienerte er dann bei Simon Puls, dem vielvermögenden Kammerdiener seines gnädigen Herrn. Dafür genoß er manchen Nachlaß in seinen Abgaben und manche Erleichterung in seinen persönlichen Diensten. Er ließ sich auch geduldig wohl einmal zur Türe hinauswerfen, wenn Seine Gestrengen gerade unwirsch waren; sein nächster Weg führte ihn trotzdem wieder zu ihm.

Dem alten Landsberger nicht unähnlich hatte sich sein Sohn Johann Bernd entwickelt. Der Mutter war er bald über den Kopf gewachsen. Der Vater aber ließ ihn gewähren, da er wegen seiner häufigen Abwesenheit nicht viel Zeit für ihn übrig hatte. Er freute sich vielmehr noch der losen Streiche seines Jungen und nahm ihn früh auf seine Fahrten mit. Was er dort lernte, stand oft genug mit den Lehren seines Katechismus in Widerspruch. Aber dies Leben und Handeln gefiel ihm. Bald trieb er sich auf eigene Faust umher, krakehlte Tag und Nacht in den Krügen und verwickelte sich nicht selten durch sein vorlautes Wesen in die blutigste Schlägerei.

Aber gerade auf dies bedenklich liederliche Pflänzchen seiner Zucht setzte der alte Landsberger alle Hoffnung. Was er selbst nicht erarbei-

ten konnte, sollte sein Sohn ihm durch eine reiche Heirat einbringen. Der Junge war gut gewachsen und auch nicht gerade auf den Kopf gefallen. Die Dirnen hatten ihn gern und zuzugreifen verstand er auch. Mehr als dem Alten zuweilen lieb war. Es war Zeit, ihn allmählich auf den richtigen Weg zu bringen. Das hatte Landsberger schon alles ganz genau erwogen; mit seinen Plänen war er fertig.

Am Morgen nach dem erzählten Vorgang in Belle ging er ruhelos in seiner Kammer auf und ab. Dabei sprach er leise vor sich hin, zählte und rechnete. Landsberger war eine gedrungene, untersetzte Figur mit schon stark ergrautem, kurzem und struppigem Haupthaar. Er hinkte ein wenig, seitdem er bei einem Sturz von einem Pferde sich das Bein gebrochen hatte. Das gab seinem Auftreten etwas schleifendes, schleichendes. Um seine bartlosen Lippen hatte sich ein harter, lauernder Zug gegraben. In der oberen Reihe seiner Zähne hatte er eine entstellende Lücke. Das linke Auge war zumeist geschlossen und blinzelte, auch wenn es die Sonne nicht blendete. Das rechte beobachtete dafür desto schärfer.

Johann Bernd trat ein, übernächtigt und voll Bierdunst. Eine frische, blutunterlaufene Beule verunstaltete seine Stirn. Der alte Landsberger drehte sich nach ihm um und betrachtete ihn geärgert.

„Hast wieder Streit gehabt?“ forschte er.

Johann Bernd gab keine Antwort.

„Daß du's nicht lassen kannst.“

Wieder nahm er seinen ruhelosen Gang auf. Die morschen Dielen knackten unter seinen Tritten. Der Wind rüttelte an die nicht fest schließenden Fenster, daß sie klirrten. Es war eine scharfe, eisige Luft in dem Zimmer. Leicht flog der Atem vom Munde.

Johann Bernd trat vor den Stutenschrank, um nachzusehen, ob etwas eßbares für ihn vorhanden war. Er fand aber nichts und setzte sich mißmutig an den Tisch, unfähig und zu faul etwas zu tun.

Der alte Landsberger blieb vor ihm stehen.

„Wo warst?“

„Belle.“

„Bei Kaupmeiers?“

„Ja.“

„Daß du mit der Dirne fliererst, dagegen hätt' ich nichts. Dabei bleibt's aber!“

Johann Bernd schwieg. Der Alte trat ans Fenster. Nach kurzer Zeit drehte er sich entschlossen um.

„Hab' für dich eine gute Heirat.“

Sein Sohn hörte kaum hin. Am liebsten hätte er den Kopf auf den Tisch gelegt und geschlafen. Ihm war sehr elend zu Mut.

„Eine gute – und auch `ne reiche Heirat!“ fuhr der alte Landsberger fort. „Kaupmeiers -,“ er warf es verächtlich hin, „Kaupmeiers sind dröge wie Zehnthühner. – Willstu etwan das Hungerleben deines Vaters fortsetzen? – Würd' es dir nicht raten. Bist auch zu schade dazu, Junge.“

Johann Bernd rekelte sich auf seinem Stuhle und blinzelte aus verschlafenen Augen. Sein Vater schaute wieder durch das Fenster.

„ Wer soll's denn sein?“ fragte der junge Landsberger nach einer Weile, gähmend das Maul aufreißend.

„Komm her!“

Der Alte zeigte wiederholt durch das Fenster nach einer bestimmten Richtung und nickte seinem Sohne ermunternd zu. Dieser sah scheel an ihm vorbei. Stumm standen sie eine Weile beieinander.

„Was meinstest denn?“ fragte Johann Bernd.

„Was ist da vor uns für'n Gehöft?“

„Obermeier - - „

„Und dahinter? . . . da, wo die Pappeln überragen?“

„Soll wohl Niedermeier sein.“

„Den Niedermeierhof, juste den mein ich!“ sagte der alte Landsberger mit Nachdruck und trat einen Schritt zurück.

Sein Sohn verstand ihn noch immer nicht.

„Was meinst denn?“ fragte er schon gereizt. „Der Niedermeier hat doch keine Kinder?“

„Ich mein' sein' Frau,“ gab ihm Landsberger trocken zur Antwort.

„ Die Meiersche? . . . während ihr Mann noch lebt?“

„Er ist ein alter und kranker und gar gebrechlicher Kerl.“

Johann Bernd sah seinen Vater an und fing plötzlich schallend an zu lachen.

„Die Niedermeiersche könnt' gut meine Mutter sein.“

Ärgerlich unterbrach ihn der Alte.

„Wie alt bist? . . . zu Weihnachten mein' ich 23, und sie kann Mitte der Dreißig sein. - - Könnt ihr nicht noch Kinder genug kriegen?“

Wieder trat eine Pause ein.

Mit verdrießlichem Ausdruck starrte Johann Bernd durch das Fenster und schwieg hartnäckig.

Der alte Landsberger trat hinter ihn. Er mußte den Jungen treiben. Daß dieser Furcht vor ihm hatte, wußte er. Da ließ sich viel machen.

„Ist so gleichviel, ob der Niedermeier ein Jahr früher oder später stirbt. Lang' macht er nicht. – Halt' dich inzwischen an die Frau. – Man muß es den Leuten nur ins Maul geben, dann merken sie auch. Und ist sie erst im Gerede, hier ein Wort und da eins, gibt sie schon bei.“

Als Johann Bernd noch immer nichts erwiderte, fuhr der Alte fort, indem er seinen Sohn mit einem forschenden Blick streifte:

„Denk' auch an uns, Junge. – Wir könnten ein Stück Geld gut brauchen . . . Und deine Schwester und Simon nimmstu dann auf Leibzucht. – Überdenk dir's. Das übrige laß mich machen.“

Er hinkte nach der Ecke, wo Stock und Filzhut lagen, und verließ die Kammer, ohne sich nach seinem Sohne umzusehen.

Johann Bernd stand noch immer am Fenster und grollte vor sich hin.

### III.

Früher als selbst der alte Landsberger es erwartet hatte, starb der Niedermeier. Nach dem Weihnachtsfest wurde er entsprechend seiner Wohlhabenheit mit allen Ehren und ihm zukommenden Vorzügen beerdigt.

Der Niedermeierhof zu Brüntrup gehörte ohne Frage zu den ansehnlichsten Besitzungen in der ganzen Grafschaft Lippe. Er übertraf an Zubehör selbst manches adlige Gut, kein Edelmann im Lande hätte sich dieses Anwesens zu schämen brauchen. Ursprünglich waren die beiden Meierhöfe in Brüntrup in der Hand des Kanzlers Bernhard von der Lippe, eines morganatischen Sprößlings aus dem regierenden Hause, vereinigt gewesen. Infolgedessen waren seitdem die Besitzer leibfrei.

Der ausgedehnte Gutshof war mit einer festen Hecke umgeben, so daß der Herr mit seinen Knechten imstande war, einen räuberischen Überfall, wie er zur Zeit des dreißigjährigen Krieges nicht zu den Seltenheiten gehörte, nach Möglichkeit abzuwehren. Mit Eichen- und Obstbäumen war er bepflanzt und schloß auch etwas Gartenland ein, in dem das Gemüse aber die Zierblume fast verdrängte. Ein Teich mit

Karpfenzucht lag zwischen den Gebäuden. Stattlich unter seinem mächtigen Strohdach stand das geräumige Wohnhaus mit seinen eingebauten Viehställen, seiner Diele, seinem Heu- und Strohboden, alles in großen Maßen. Zwischen dem Fachwerk, dessen Balken dunkel gestrichen waren, leuchteten die weiß getünchten Wände. Nirgends war der Putz abgefallen. Kleiner als das Haupthaus war das Leibzuchthaus, aber ebenso gediegen gehalten. Zu den Wirtschaftsgebäuden gehörten ein Backhaus, dessen Türbalken die Jahreszahl 1584 trug, ein Kornspeicher, ein Schuppen und ein Pferdestall, vor dem der große Ziehbrunnen sich befand. Kein überflüssiger Strohalm lag auf dem Hofe umher. Das Brennholz war sauber aufgeschichtet, hier das Astwerk, dort die kleingemachten Kloben. Ein paar Stämme hatte man als Vorrat zurückgelegt. Pflüge und Eggen, das ganze Ackergerät, die verschiedenen Wagen, alles stand an seiner bestimmten Stelle. Feuereimer, Wasserkufen, Leitern waren leicht bei der Hand. Schon der Hof bewies, daß dort allezeit ein kräftiger Wille herrschte.

Zu der Besetzung gehörten nach damaliger Berechnung etwa 152 Scheffelsaat Land, insgemein mittelmäßiger oder guter Boden. Dazu kamen zu drei Fuder Heu Wiesenwachs und außerdem Weide für zwölf Kühe. Bei Mastzeiten konnte der Meier besonders unter den Eichen in der Regde und auf seinem Hofe wenigstens zwölf Schweine feistmachen. Die wallenden Kornfelder, die sich mitternächtlich nach dem Städtchen Blomberg auf beiden Seiten des Fahrwegs erstreckten, konnte man vom Hause aus übersehen. Doch lagen sie vermengt mit den Stücken des anderen Meierhofs. Mit dem Obermeier gemeinsam besaß der Niedermeier auch eine Mühle, zu deren Mahlgenossen 33 Feuerstätten gehörten.

Die Kriegszeit hatte der Hof trotz der ununterbrochen Drangsale, die auch ihm nicht erspart blieben, verhältnismäßig gut überstanden. Niemals war man in der Abtragung der Landeslasten, auch der außergewöhnlichen, säumig gewesen. In dem damaligen Besitzer, Jobst Niedermeier, steckte ein gesunder und zäher Kern; er war ein tüchtiger Hausherr, ein nüchterner, fleißiger und sparsamer Mann, zäh und schwer in seinen Gedanken. Mit seiner ganzen urwüchsigen Kraft und seinem Stolz als eigener Herr auf seiner Scholle hatte er sich gegen die schwere Zeit gewehrt. Nicht viele taten es ihm nach. Ehe er dem Handwerker einen kleinen Verdienst gönnte, griff er selbst zu. An allen Ecken und Enden war seine unermüdliche Kraft zu spüren. Fest stand er

auf seinem Boden, der ihm immer wieder seine Kraft ersetzte. Als die Katasterkommission im Jahre 1666 den Niedermeierhof besichtigte, konnte sie nur feststellen, daß Haus und Hof sich in gutem Zustande befänden.

Jobst Niedermeier hatte Anneke Knollmann, die Tochter von Franz Knollmann aus Aspe, geheiratet. Sie gebar ihm zwei Töchter, Anna Magdalena und Clara Anna, auf den erhofften Sohn und unmittelbaren Erben seines Namens mußte er verzichten. Schwer trug der Meier an diesem Gedanken, wenn er hinter seinem Pfluge einherschritt.

Anna Magdalena heiratete mit 25 Jahren Barthold von Lückhausen. Als ihr Vater sich zur Ruhe setzte, übernahm der junge Ehemann den Hof und führte seitdem den Namen Niedermeier. Achtzehn Jahre lang hatten sie in ihrer Ehe Leid und Segen mit einander geteilt. Als Barthold Niedermeier in den Weihnachtstagen des Jahres 1678 starb, hinterließ er seine Frau ohne Kinder. Schloß sie keine zweite Ehe, so ging der Hof demaleins auf ihre Schwester Clara Anna, die Henrich Hövener zu Wöhren geheiratet hatte, und deren Nachkommenschaft über.

Anna Magdalena war bei dem Tode ihres Mannes 44 Jahre alt. Die Spuren ihres Alters machten sich bereits bemerkbar. Die ersten feinen Silberhaare stellten sich ein. Das im Sonnenbrand vergilbte und bereits welkende Gesicht war besonders um die Augen mit scharfen Falten durchzogen und erschien jetzt in der Trauer müde und verhärtet. Dennoch gönnte sie sich keine Ruhe und versorgte von früh bis spät ihre Wirtschaft. Das Gesinde merkte kaum einen Unterschied in der Verwaltung.

Anna Magdalena Niedermeier war es, die sich Bernd Landsberger als Schwiegertochter ausersehen hatte.

Zu Mariä Lichtmeß in der Dämmerstunde machte er ihr zum ersten Male seit dem Tode ihres Mannes einen Besuch. Mit Genugtuung schaute er sich auf der Diele um. So wenig Sinn er auch für Äußerlichkeiten hatte, so umfaßte er doch mit wenigen Blicken die behagliche Schönheit dieses schier endlosen Raumes, die ihm die Wohlhabenheit der Besitzerin wohlthuend vermittelte. Wie in einer Tropfsteinhöhle hatten sich über dem Herd an der Decke infolge des dauernden Rauchabsatzes Rußklumpen zusammengeballt und hingen in unzählbaren, fettig glänzenden Tropfen herab. An dem eingezahnten eisernen Haken schwebte über dem Feuer ein Kessel, in dem es summend brodelte. Noch hing reichlicher Vorrat von geräucherten Speckseiten, Schinken

und Würsten an den Trägern. Auf der Bühne standen wohlgeordnet die Küchenbedürfnisse. Das Federvieh war zumeist bereits aufgeflogen; nur hier und da gackelte noch eine Henne auf dem Boden. Wie auf dem Hofe stand auch auf der Diele kein Gegenstand im Wege. In einer Kammer sah Landsberger massive, eingelegte Schränke, dunkelbraune Truhen mit metallenen Griffen, Schlössern und Beschlägen, das zweischläfrige, geschnitzte Bett. Durch die geöffnete Stalltür schlug ihm ein warmer Brodem entgegen. Mit Kenneraugen musterte er das wohlgenährte und gut gehaltene Vieh und überschlug seinen Geldeswert.

Eine Magd wies ihn nach einer Kammer, wo er die Niedermeierin hinter dem Spinnrocken fand. Er bot ihr einen guten Abend und setzte sich zu ihr.

„Noch so fleißig?“ fragte er.

„Man muß.“

Landsberger schaute eine Weile schweigend dem schnurrenden Rade zu.

„Euer Verlust, Gevattersche, ist mir nah zu Herzen gungen. Wünsche inzwischen mit leidtragendem Gemüte, daß er durch Gottes Güte in andere Wege ersetzt werde.“

Anna Magdalena sah ihn dankbar an und schüttelte dann trostlos den Kopf.

„Der allmächtige Vater hat es also gewollt,“ fuhr der alte Landsberger mit bekümmertem Miene fort, „und abermalen gezeiget, daß man sich auf keine Kreatur verlassen soll. Aber, Meiersche, ob der Tod uns anders ein großmerklicher Schade und Unglück ist, wir dürfen dem Entschlafenen seine Freude und seine wahre Seligkeit nicht mißgönnen. Dann er itzt wohl in seines Vaters Schoß ruhet und bei seinem Heiland in ewiger Freude jubiliert. War doch der Selige auch ein gar gottesfürchtiger Mann.“

„Will doch kein Trost mir ankommen,“ gab sie mit gepreßter Stimme zur Antwort. „Bin in Angst und steter Traurigkeit. Vermeine, mein Herz müsse mir zerspringen, wenn ich an ihn denke, und ist unmöglich. . . ich fürchte, es stehet mir auch noch ein groß Unglück zu. Gott im Himmel, beschere mir bald eine so selige Nachfahrt!“

Die Erinnerung an die qualvolle Bitterkeit der vergangenen Wochen begann sie zu schmerzen. Tränen kamen in ihre Augen.

„Seine Redlichkeit,“ sagte sie, „seine Treue und Fleiß ist nicht zu sagen gewesen.“

„Der liebe Gott wird ihm alles reichlich belohnet haben. Trocknet Eure Tränen, Gevattersche. Er hat so gewollt, sein Wille muß geschehen.“

Sie wischte ihr Gesicht an ihrem Fürtuch ab.

„Ist nichts auf dieser Welt,“ sagte sie, „wo man hinhöret und steht, als nur sterben.“

Der alte Landsberger versuchte, sie auf andere Gedanken zu bringen.

„Ihr habt nun schwer, Niedermeiersche.“

„Wenn ein Stein vom Himmel fällt, trifft er einer Witwe Haupt,“ sagte sie tonlos vor sich hin, als ob sie die Worte ihres Seelsorgers wiederholte.

„Ihr dürft so nicht sprechen, Nachbarsche. Freunde und Verwandte stehen Euch doch redlich zur Seite. Dürft auch auf mich immerdar zählen, wenn Ihr eines getreuen, ehrlichen Rats benötigt.“

„Fehlt aber doch das Auge meines Seligen.“

„Mann und Herr waret Ihr allzumal im Hause, das ist aller Welt kundig.“

„Kann doch nicht alles schaffen und übersehen.“ Sie ließ traurig die Hände in den Schoß sinken und vergaß des Spinnrades.

„Glaub’s wohl, Niedermeiersche, Ihr werdet Euch nach einem anderen Mann umsehen müssen,“ versetzte Landsberger. Es sollte wie Trost klingen, aber sein lauerndes Ohr konnte die Antwort kaum erwarten.

„Wie könnet Ihr mir das sagen, Landsberger? Noch sind meinem seligen Manne kaum die Füße kalt worden.“

Mit einer wehmütigen Zärtlichkeit vergegenwärtigte sie sich das Bild ihres Heimgegangenen.

„Natürlich das Trauerjahr in Ehren, Gevattersche, . . . natürlich,“ beeilte er sich sie zu beschwichtigen; „aber dann auch wieder den Kopf hoch. Ihr seid noch eine junge und honette Frau, um die manch einer einen weiten Weg nicht scheuen würde.“

„Habt Euren Spaß mit mir, Landsberger. Mag davon nichts hören.“

„Nehmt’s nicht für ungütig.“

Landsberger brach ab. Er wandte sich zur Seite und blickte durch das Fenster über die weich verschneiten Felder, auf denen ein eintöniger, trübgrauer Himmel lastete. Um seine schmalen Lippen begann es zu zucken wie in tiefer Erregung. Anna Magdalena ließ ihr Rad wieder

arbeiten, daß es einen singenden feinen Ton in der heimeligen Stille gab.

„Muß jetzt auch daran denken, meinen Sohn zu verheiraten,“ fing Landsberger wieder an. „Der Junge kommt allmählich in die Jahre und wird alt.“

Die Niedermeierin ließ ihn reden.

„Hab’ meine Freude an dem Schelm. Ist viel gesunde Kraft ihn ihm. Kann nur sagen, daß er mir tätig zur Hand ist und unermüdet seiner Arbeit pflegt. Und dann das Rechnen und Überlegen steckt ihn ihm, juste wie seinem Vater.“

Er, der so selten lachte, begann breit und wohlgefällig zu schmunzeln.

„Als der Stammhalter da war, wurde sein Vater vor Freuden gesetzbrüchig. Ersah ihm vier Gevattern und tat dick wie ein Meier. Richtete die Tische an und hielt die Kindtaufe gar an zwei Tagen. Des Jubels war kein Absehen. Aber auch des Geredes nicht. Sprach sich viel herum und der Bauerrichter wrugte mich um zwei Taler ein, gestalten ich wider die Polizeiverordnung gefrevelt.“

„Euer Sohn hält mit Kaupmeiers Tochter?“ unterbrach ihn die Meierin.

Unmerklich zogen sich des Landsbergers Brauen zusammen. Wie eine Wolke huschte es über seine Augen. Er ließ sich aber nichts merken.

„Wo denket Ihr hin, Gevattersche?“ erwiderte er. „Das sind so Liebeleien, wie sie jedweder gesunde Bursch einmal durchmacht.“

„Das Mädchen wird’s ihm verdenken.“

„Das glaubet doch nicht. Allermaßen sich doch täglich zuträgt, daß ein junger Mensch wohl nach einer Dirne schaut und dennoch nichts vollzogen wird. Hab’ auch gehört, daß Köllers Sohn zu Herrentrup, der junge Tönies, ernsthaft um sie wirbt. Kenne Henrich Köller wohl, er wird gern seine Hoppenplöckerstätte abgeben und sich auf’r Leibzucht zur Ruhe setzen. Alt genug ist er.“

„Dann muß Ihr’s Gott anheimgeben.“

Landsberger erhob sich, um zu gehen. Der Abend war schnell heraufgekommen. Die Dämmerung breitete ihre tiefen Schatten auch auf diese Menschen, die sich in ihren Gedanken so gar nicht verstanden.

„Darf ich wieder mal vorkommen?“ fragte Landsberger.

Die Niedermeierin gab ihm die Hand.

„Sprecht mich wiederum an.“

Es war seltsam, schon in den nächsten Tagen erzählte man sich allgemein in Brüntrup, daß der alte Landsberger bei der Niedermeierin den Freiwerber für seinen Sohn gemacht habe. Auch sie hörte davon und wunderte sich über alle Maßen. Ärgerlich und mit aller Entschiedenheit widersprach sie schließlich dem Gerücht. Daß aber von Heirats-sachen die Rede gewesen war, von ihr und dem jungen Landsberger, konnte sie doch nicht leugnen. Auch nicht, daß sie dem Vater zugestanden hatte, bei ihr wieder vorzusprechen.

Und so glaubte man ihr nicht und legte für Schamhaftigkeit aus, was sie bestritt.

#### IV.

Mit dem Hoppenstaken so im Nebelschwaden herumzustochern, war Landsbergers Art nicht. Mit dem Gerede allein war es nicht getan. Er wollte jetzt nicht mehr feiern. Zunächst ließ er Kaups in Belle ernstlich warnen, mit seinem Sohn ohne sein Wissen etwas zu schließen. Auch die Verheiratung des Mädchens mit Tönies Köller betrieb er, indem er seine Schwester Katharina, die in Herrentrup wohnte, darum bat, die Sache in die Hand zu nehmen.

Seinen Jungen aber ließ er nicht mehr aus den Augen.

Dann sah er sich nach einer Unterstützung um und dachte zunächst an seinen mächtigen Gutsherrn. Seiner Gnade mußte er gewiß sein. Das war dringend notwendig. Das Gesetz verbot den Bauern und sonderlich denjenigen, die nicht als freie Leute auf Erb- und eigenen Gütern saßen, ihre Kinder ohne Vorwissen ihrer Gutsherren zu verheiraten. Nur mit ihrem Rat und Vollbort konnten die Brautschätze und Mitgaben bestimmt werden. Um eine Schmälerung der Einkünfte aus den Kolonaten zu verhindern, verordneten die Herren, was ein Bauer aus seiner Haushaltung von fahrender Habe an Korn, Vieh, Möbel entraten konnte, und schrieben auch die Aussteuer an barem Gelde vor. Und das entsprach oft keineswegs dem wirklichen Vermögen der Hausleute.

So spannte eines Tages Landsberger seine spatige Fuchsstute vor sein Wägelchen und fuhr zu dem Landdrosten. Er fand seinen Herrn in bester Laune. Demütig, wie es seine Gewohnheit in dieser Umgebung war, setzte er ihm seine persönlichen Gründe für die Notwendigkeit

dieser Heirat zur Aufbesserung seines materiellen Wohlstandes auseinander. Er ließ auch einfließen, daß es ihm dann leichter sein würde, seine Rückstände, die seine täglichen Sorgen ausmachten, dem gnädigsten Herrn bis auf den letzten Pfennig abzutragen.

„Euer Gestrengen,“ so schloß er, „haben jederzeit für mich unwürdigen Knecht sehr viel Gnade getragen. Als gehet mein untertänigstes Bitten und flehentliches Suchen dahin, Hochdieselben wollen mir in itziger Not Dero gnädigste Hulde mildest angedeihen lassen.“

Über erwarten schnell war der Landdrost interessiert. Kaum hörte er noch auf das, was ihm gesagt wurde. Tief in seinen hochlehnigen Sessel zurückgeworfen, das Kinn in die Faust geklemmt, begann er den eigenartigen Fall zu betrachten. Ein unfreier Mann, sein eigener Leibeigener, wollte auf einen freien Hof heiraten? Ließ sich da nicht ein Mittel finden, das Meierrecht dieses Hofes, dessen Freiheit ihm schon längst ein Dorn im Auge war, entsprechend zu ändern? . . . zu seinem Vorteil zu ändern? Eine bessere Gelegenheit gab es kaum.

„Sind manche Kolonen im Lande,“ überlegte er, „so sich der Freiheit berümen, und können mit Brief und Siegel doch nicht erweisen, daß sie frei sind. Wird hier gewiß nicht anders sein. – Muß probieret werden.“

Er sprang auf und durchquerte mit erregten Schritten das Gemach.

„Kinder vom ersten Mann?“ fragte er hastig.

„Keine, gnädigster Herr.“

„Wie alt ist das Weibsbild?“

„Vermeine, sie geht hoch auf die Fünfzig.“

Und wenn die zweite Ehe auch kinderlos blieb? An wen fiel der Hof, wenn sein Leibeigener ihn bewirtschaftete?

Mehr und mehr entwickelte sich in dem Landdrosten der Gedanke, seinen ganzen Einfluß aufzuwenden, diese ihm sehr gelegene Heirat zustande zu bringen. Schon überlegte er weiter, welche Bedingungen er dem neuen Meier vorschreiben werde. Daß die Heirat auch auf Widerstand stoßen könnte, kam ihm überhaupt nicht in den Sinn. Wer hätte es wagen wollen, gegen seinen Einfluß und gegen sein Herrenrecht zu trotzen? . . . Etwa ein freier Meier? Selbst sein Landesherr tat nach seinem Willen.

Der Landdrost blieb vor Landsberger stehen. Stolz und hochfahrend redete er ihn an:

„Du sollst den Hof haben, das ist mein Wunsch und Wille.“

„Der Herr wird es Euer Gestrengen hundertfach vergelten,“ beteuerte Landsberger seine Freude.

Der Landdrost sann noch eine Weile nach.

„Werde dem Amtsschreiber in Horn befehlen, daß er die Meiersche in meinem Auftrage anspreche. Kann ihr sagen, daß ich gern sehe, wenn sie deinen Jungen auf ihren Hof nimmt. – Mag auch Puls mit ihr verhandeln. – Weiteres kannst du mit ihnen verabreden.“

Landsberger küßte ihm den Rocksäum.

„Lebenslang werde ich diese Gnade danknehmend erkennen, mein lieber und gnädigster Herre. Werde meine Erkenntlichkeit dafür zu bezeugen bei jeder Vorfällenheit unvergessen sein.“

Mit einer kurzen Handbewegung schnitt der Landdrost jede weitere Auseinandersetzung ab und schickte ihn fort.

Vergnügt vor sich hinpfefend, fuhr Landsberger heim. Nicht anders war ihm zumute, als hätte er einen ganz besonders gewinnbringenden Pferdehandel abgeschlossen.

„Soll wohl schön werden, wenn Sonne und Wind übereine kommen,“ meinte er zufrieden. Sein schwerfällig hintrottender Gaul bekam einen ermunternden Hieb.

Was war nun weiter zu tun?

Er sann darüber nach. Er mußte wohl auch daran denken, die Verwandtschaft der Niedermeierin rechtzeitig mit seinem Plan bekannt zu machen. An wen sollte er sich da wenden? Etwa an ihren Schwager Henrich Hövener in Wöhren, der ihre Schwester zur Frau hatte? Schwerlich war auf ihn zu rechnen, da er gewiß für seine eigenen Kinder Erbansprüche an den Hof machte. – Oder sollte er mit Tönies Wallbaum vom Wallhof in Brüntrup, einem Bruder ihres verstorbenen Mannes, sprechen? Landsberger verzog den Mund. Wallbaum war ein im Umgange unbequemer und unzulänglicher Mensch. Es war nicht zu erwarten, daß er freiwillig etwas als Brautschatz verehren würde.

Landsberger sann und sann. Da fielen ihm die Knollmanns in Aspe ein. Das war ein Gedanke! Wenn Henrich Knollmann, ein rechter Vetter der Meierin, wirklich Ansprüche auf den Hof machte, waren sie doch so gut wie aussichtslos. Bei der vorhandenen näheren Verwandtschaft konnte es ihm gewiß gleich sein, ob seine Base sich nomals zu einem Ehegelöbnis entschloß oder nicht.

Er wollte doch einmal bei ihm vorsprechen. So fuhr er nicht erst heim, sondern geraden Wegs nach Aspe. Die Nachricht, daß der

Landdrost die Heirat wünschte, überzeugte Knollmann sehr bald. Er hatte auch sonst nichts einzuwenden. In seiner Gutmütigkeit ließ er sich auch beschwatzen, seiner Base selbst zu dieser abermaligen Ehe zureden zu wollen. Es ging ihm nicht gerade leicht ein, welche Rolle er in diesem Ehehandel spielen sollte. Zuletzt aber begriff er doch und ließ sich überreden. Gemeinsam überlegten die beiden Männer einen Plan, der sie zu ihrem Ziele führen sollte. Der alte Landsberger hatte ihn ausgedacht. Sie verabredeten Tag und Stunde, wann sie sich wieder treffen wollten.

Traurig schlich in diesen Tagen der junge Landsberger umher. Er dachte an sein Mädchen in Belle, zu dem er sich jetzt inniger hingezogen fühlte, als er es sich bisher gestanden hatte. Er war ihr nachgelaufen, ohne sich recht darüber klar zu sein, ob er sie wirklich einmal heiraten wollte und konnte. Jetzt begann er anders darüber zu denken. Und jetzt sollte es zu spät sein?

So trieb er sich wieder häufiger in Krügen umher als sonst und vertrank seinen Jammer.

Eines Tages sah er Johann Henrich Wegener, der mit seiner Frau in dem Leibzuchtshause auf dem Niedermeierhofe zur Heuer lag, vor seiner Türe stehen und trat an ihn heran, um ihm einen guten Abend zu bieten. Wegener war früher Schreiber gewesen und darüber alt geworden. Jetzt arbeitete er zuweilen noch auf dem Hofe und sah nach dem Gesinde. Der Meierin war er von Herzen ergeben und wahrte ihren Vorteil nach Kräften.

„Sieh, seid Ihr da, Nachbar? – wo wollt Ihr hin?“ fragte Wegener.

„Hab' kein Ziel.“

„Wär' nichts seltenes bei euch jungen Gesellen,“ sagte Wegener und lächelte dazu. „Und ist auch das schwerste im Leben. Mancher erreicht's, ohne sich dessen bewußt zu sein. Manch einer auch nicht. Arbeiten sollen wir, arbeiten, solange es noch Tag ist, und uns abmühen im Schweiß unseres Angesichts, so hat's unser Herrgott befohlen. Freilich, ohne seine Gnade macht's der Wille allein auch nicht. Komm in meine Kammer, Landsberger, wollen beieinander sitzen gehen und uns wärmen. Es macht nachts wieder kälter.“

Prüfend schaute er nach Westen, wo die Sonne blutrot verschwunden war. Eisig fegte der Wind über Land.

Unwillkürlich blieb Landsberger auf der Schwelle stehen und sah über den ausgedehnten Hof, auf dem einige Knechte sich zu schaffen

machten. Sein Herz blieb ruhig und wunschlos seine Seele. Ein wenig mehr Leben kam in seine Augen, als eine Magd aus dem Hause trat und quer über den Hof kam.

Gleichmütig folgte er dann Wegener, der vorangegangen war.

In der Kammer, in die er eintrat, sah es sauber und traulich aus. Man merkte in ihr den sorglichen Hausfrauenwillen.

Hinter einem Spinnrade hockte Wegeners Frau. Landsberger bot ihr einen Gruß, den sie, ohne sich in ihrer Arbeit stören zu lassen, mürrisch erwiderte. Wenn sie auch keine Miene verzog, so verdroß sie doch der Besuch. Die Landsberger insgesamt waren ihr, wie den meisten im Dorf, unangenehme Leute. Sie waren zu oft in aller Munde. Die Frau beteiligte sich deshalb auch kaum an dem Gespräch.

Die Männer setzten sich an den Ofen, in den noch ein paar ungefüge Stubben nachgeworfen wurden. Prasselnd und fauchend fiel die Flamme über sie her, die roten Zungen leckten durch den engsten Spalt.

„Seht übel aus, Nachbar? . . . Fehlt's euch wo?“ forschte Wegener.

Er bekam keine Antwort. Stumm schüttelte der Angeredete den Kopf.

„Wollen etwas trinken, das wärmt und löst auch die Zunge.“

Wegener stand auf und holte bedächtig Branntwein und Gläser. Dann setzte er sich neben seinen Gast auf die Ofenbank und schenkte jedem ein. „Trinkt einmal.“

Landsberger tat ihm Bescheid und goß mit hastigem Ruck den Schnaps in die Kehle.

Wegener schob sich ein Spinnrad heran und brachte es in Gang.

„Mir dürft Ihr Euch schon anvertrauen. Hab' mit Menschen manch' Umgang gehabt, hab' mit eigenen Augen gesehen. Kann Euch vielleicht schon raten, wenn es am nötigsten fehlt, an der rechten Einsicht in die Dinge.“

Er schüttelte den Kopf, als sein Gast immerfort schwieg, und nötigte ihn, sich wieder einzugießen.

„Werden also wohl Liebeleien sein,“ fuhr er fort. „Man muß es bei der Jugend schon zuerst fragen.“

Landsberger sah ihn prüfend an.

„Vermein', hab' recht ins Schwarze getroffen,“ sagte Wegener und riß seine kleinen klugen Augen auf. Er vergaß sein Rad weiter zu treten.

„Um Dinge zu erfahren, so tasten die Menschen wohl bisweilen, dies oder das vernommen zu haben, ob es gleich auch der Fall nicht ist. – Also Liebeleien! . . . Hm, ja! Mit den Frauenzimmern soll man fürsichtig sein. Manch eine schaut durch Augen in die Welt, so eitel Wahrhaftigkeit schimmern und ist doch arg falsch in ihnen. All’ Not und Elend kam durch Eva in die Welt. Will’s euch nicht gönnen, vorlieberst meinem Todfeinde.“

„Os wenn de Mannsluie juste better wörn!“ ließ sich brummend seine Frau vernehmen. Wenn man sie reizte, konnte sie einen harten Kopf haben.

Ihr Mann wandte sich nach ihr um. Sie drehte unbekümmert an ihrem Rade und ließ den Faden zwischen den Fingern spinnen.

„Nimm’s nicht für ungut, Mutter,“ beschwichtigte er sie; „sind eben nicht alle so fürtrefflich geraten wie du.“

„Bin mit Kaups zu Belle Tochter soweit eingestiegen gewesen,“ erzählte endlich Landsberger, „gestalten Kaup mich auf seiner Leibzucht wohnen lassen wollte, bis ich eine eigene Gelegenheit kriegen möchte.“ Das log er freilich, redete es sich aber in seiner Verdrossenheit ein. „Nun ist mein Alter dahinter kommen und will, daß ich mich von der Dirn abhalten soll.“

„Seid doch noch jung, Landsberger,“ redete Wegener wohlmeinend dazwischen, als sein Gast schwieg. „Muß es schon sein? ,Teo’n Fruiggen heurt meir os en Paar Schäöh,‘ sagt man ja. Um ein Weibsbild zu durchschauen, bedarf es mancher Lebenserfahrung, und oftmalen hat manch einer es erst nach vielen Jahren erkannt, wie fremd ihm sein Gesponst in der langen Zeit gewesen. Sind dann nebeneinander ihre Tage hingegangen, bis ein Wort oder ein Zufall sie einmal weckte. Und dann begann der Krieg, die Sorgen und das tägliche Leid, die sie einander abdrängten. – Soll schon die rechte nicht für Euch sein, Nachbar. Man meint gewöhnlich, es wäre ganz etwas sonderes um die Liebe. Soll auch wohl sein, soll schon sein. Sieht man aber näher hin, ist es doch nicht immer das Herz, so mitredet, noch entscheidet. Oft nur Mit-leiden, oft auch das Schlimmste, ein Aufregen sündiger Begierden. Das zwitschert dann wie die Vögel und ist doch keines Sommers wert.“

Landsberger lachte bitter auf.

„Kann mir denken, daß es Euch schwer wird,“ fuhr Wegener fort. „Die Zeit muß darüber hin. Aber kommt Ihr über’n Hund, kommt Ihr auch über’n Sterz.“

„Mein Vater hat für mich eine andere auserwählt. Hat mir versichert, daß er mir des Niedermeiers selig Hof schaffen will.“

Unwillkürlich hemmte Wegeners Frau ihr Spinnrad und horchte auf. Auch ihr Mann wurde nachdenklich und beobachtete seinen Gast von der Seite.

„So . . . des Niedermeiers selig Hof . . .“ wiederholte er.

Dem jungen Landsberger, der ganz in seinen widerspenstigen Gedanken befangen war, entging die Veränderung vollständig. Er stürzte ein weiteres Glas Branntwein hinunter und spuckte vor sich hin. Sein Kopf begann zu glühen.

„Wollt' es meinem Alten, wenn er mir nun den Hof nicht schaffen würde, noch oft vorhalten,“ rief er aus.

„Machte die Meiersche Euch Aussicht, Nachbar?“

„Mein Vater sagt's.“

Stille trat ein.

Landsberger stützte die Ellenbogen auf die Knie und krallte mit beiden Händen in seinen Haaren. Dann grinste er vor sich hin.

„Weiß nicht, was er just an ihr fressen hat.“

Er stand auf und ging zur Türe.

„Was schiert mich dies Weib?“ schalt er laut.

Ohne Gruß ging er hinaus.

Wegeners hielten ihn nicht auf. Mißtrauisch blickten sie ihm nach.

„Hastu gehört, Mutter?“

„Bin nicht taub,“ erwiderte sie und ließ ihr Rad wieder laufen.

„Also doch was am Gange!“ brummte er geärgert. Gewissenhaft setzte er Branntweinflasche und Gläser wieder in den Schrank, woher er sie genommen hatte.

„Man hat sich doch genug erzählt,“ warf sie ein.

„Hab' den Mäulern das Wort nicht lassen wollen.“

„Der Alte wird schon was beilegen, der Hof soll's wert sein . . . Und wenn sie gar will?“

„Wer? – die Meiersche . . .?“ „Der Kerl hat doch gesagt - “ „Die Meiersch - ? Sie hat gewiß niemals die Gedanken gehabt, mit diesem Burschen sich ehelich einzulassen, geschweige, daß sie es wirklich sollte getan haben.“

„Biste dessen so ganz wissend, Auler?“

„Weiberküren!“ Wegener zuckte mit den Achseln.

Was ihm da der junge Landsberger in Übereilung als Plan seines Vaters verraten hatte, erschien ihm wie ein Eingriff auch in seine eigene Welt, und der Grimm seines Herzens regte sich dawider auf. Er hätte der Meierin nimmermehr gut sein können, wenn dieser junge Mensch ohne Lebenserfahrung und Reife neben ihr befahl.

„Und was wird aus uns?“ Die Frau blieb hartnäckig in ihrem Gedankengange.

„Mußt eben den Kopf zur Seite biegen, Mutter, wenn was anfliegt,“ antwortete er grob. „Noch ist der Haberbrei nicht gegessen, man brennt sich zuweilen an ihm auch das Maul.“

Um sich von seiner Wirtin Rats zu holen, verließ er nochmals das Haus.

## V.

Einen Monat später, an einem Märztage, fuhr Henrich Knollmann gegen Abend auf den Niedermeierhof. Warm in einem Pelz und Decken eingehüllt, lenkte er selbst und schaute, wenn auch ein wenig blau gefroren, aus feuchten Augen gutmütig um sich. Die Peitsche lag ihm lässig im Arm. Seine Tiere kannten ihn und bedurften keines besonderen Antriebs. Sie waren scharf gelaufen, es dampften die schweren Pferdeleiber jetzt in der kalten Luft.

Die Meierin kam gerade aus dem Backhause und eilte, erfreut einen ihrer Angehörigen wiederzusehen, dem Ankömmling entgegen. Sie brachte den Duft von frischgebackenem Brot mit sich. Mehlspuren hafteten an ihrem Fürtuch. An ihm strich sie sich flink ihre Hände ab.

„Sieh', Vetter, das ist schön, daß du auch einmal kommst, mich in meinem betrübten Zustande zu besuchen.“

Sie reichte ihm die Hand und half ihm vom Wagen.

„War schon lange nicht hier, Wase. Mußt doch mal sehen, sagt ich mir, was du treibst,“ gab er schmunzelnd zur Antwort.

„Hast dir ja'n schmucken Gau zugelegt,“ bemerkte sie, prüfend das Handpferd betrachtend.

„Ja . . . nein . . . es ging mit'r Stute nicht länger. Hab' ihn billig für kriegt -“

Anna Magdalena rief einen Knecht herbei und befahl ihm, die schweißigen Gäule abzusträngen. Sie noch einen Augenblick den Pferden nach.

Dann wollte sie mit ihrem Vetter in das Haus eintreten. Da bemerkte sie am Hoftor den alten Landsberger mit seinem Sohn und seinem Eidam, die Miene machten, näherzukommen.

Die Meierin reckte sich auf und sah die Männer feindlich an. Ihre Nasenflügel begannen zu spielen und ein leichtes Rot bedeckte das Gesicht. Was sich in den letzten Wochen in ihr an Ärger und Unbehagen angesammelt hatte, stieg jetzt grollend auf. Die frohe Stimmung, die sie bei der Einfahrt Kollmanns empfunden, war schnell verschwunden, wie Rauch vor einem Windstoß zerflattert. Um ihren sonst so gutmütigen Mund gruben sich trübe Falten. Sie brachte es nicht über sich, diesen Menschen, die auf sie zukamen und sie begrüßten, auch nur das geringste Wort des Willkommens zu sagen, so sehr sich auch der alte Landsberger bemühte, sie harmlos anzusprechen. Es war ihr zumute, als müßte sie ihn mitsamt seinem Anhang, der verlegen grinsend dabei stand, von ihrem Hofe jagen, wie nicht hausberechtigte Hunde.

Sie wandte sich ab und wußte kaum noch, was sie tun sollte.

„Wirst dich wundern, Anna Marlein,“ sagte Knollmann in dieser Verlegenheit, indem auch er behäbig zu lachen versuchte, „maßen ein ganz Rudel dich plötzlich umkreist. Hat man mir Zeit gelassen, dich vorzubereiten? – Beileibe nicht! Muß dir mit einer Bitte kommen, Wase, so du deinem Vetter gewiß nicht abschlagen wirst.

Hab' nämlich vor einer Woche und mehr gegen Landsberger eine Tonne Hornisch Bier verwettet und hab' sie Gott sei's geklagt! verloren. Der Kujon! wie er itzt grinst - “

„Das wäscht Euch kein Regen ab, Knollmann,“ warf der alte Landsberger lachend dazwischen. Er wollte ihm beispringen und hinkte vertraulich näher.

Simon Meier, sein Schwiegersohn, tanzte auf einem Beine umher, klatschte in die Fäuste und juchzte los:

Hei! watt dat rummelt,

Wann heu dat Fatt uptrummelt!

Knollmann sah von einem zum andern.

„Du hörst, Wase, muß wahrhaftig nun zahlen. – Vergönn' uns, das Bier auf deiner Stube auszutrinken.“

Mit sichtbar wachsendem Unwillen hatte Anna Magdalena Knollmanns Vorschlag angehört.

„Was fällt euch ein, Mannsleut?“ erwehrte sie sich der Zudringlichkeit. „Geht in'n Krug, so ihr saufen wollt. – Hab' kein' Herberg' für fremde Leute.“

„Haben uns das auch gesagt und wollten dir nicht lästig sein,“ suchte sie Kollmann zu beschwichtigen. „Weißt aber, man ist im Krug nicht allein, möchten auch mal'n Wort küren, das der Nachbartisch nicht aufschnappt. Auch dachten wir, Wase, du würdest uns etwan Gesellschaft leisten . . .“

„Will nichts mit euch zu schaffen haben,“ unterbrach sie ihn verärgert. „Mag euch die Magd Tisch und Krüge hersetzen.“

Damit wandte sie sich ohne Gruß und ging in das Backhaus zurück.

Doch etwas bekommen über diesen nicht erwarteten Empfang rollten die Männer, ohne ein Wort miteinander auszutauschen, die bereits mitgebrachte Tonne vom Wagen in das Haus und ließen sich durch eine Magd eine Kammer einräumen. Der Hahn wurde in das Faß geschlagen, aber das Bier wollte anfangs durchaus nicht schmecken. Auch die Unterhaltung kam nur mühsam in Gang, da jeder vergeblich nachgrübelte, was nun weiter geschehen sollte. Der alte Landsberger forderte Knollmann auf, der Meierin nochmals gütlich zuzureden. Er hatte keine Lust und wollte erst länger Abend werden lassen. Die beiden jungen Leute rührten sich nicht und sahen verdrossen in ihre Krüge.

Endlich erschien der Amtsschreiber von Horn, Dietrich Schwiermann, und des Landdrosten Kammerdiener, Simon Puls, die man längst erwartet hatte, und brachten etwas frischere Stimmung mit. Der alte Landsberger nahm sie sofort beiseite und erzählte ihnen mit geschwinden Worten, was geschehen war. Auch sie machten bedenkliche Gesichter. Während Puls es geratener hielt, sich einstweilen noch zu den übrigen zu setzen und mit ihnen zu trinken, ging Schwiermann hinaus, die Meierin aufzusuchen.

Im Backhaus fand er sie nicht: man wies ihn nach einer Kammer.

Anna Magdalena drehte ihm, als er eintrat, den Rücken zu und kramte in einem Schranke. Sie ordnete ihre Wäsche. Ein Korb, in dem schadhafte Stücke lagen, stand neben ihr.

Sie hatte wohl gehört, daß jemand zu ihr kam, war aber der Meinung, es wäre ihr Vetter, und beachtete deshalb die Störung nicht.

„Sieh, Niedermeiersche,“ redete sie Schwiermann wohlwollend an. Er war ein kleines, geziertes und lebhaftes Männchen, das gern gestikulierte, und auch in seinem Äußern der ausgesprochene Beamte. Sein Organ klang tief und würdevoll. Er hörte sich selbst gern sprechen und befließigte sich aller Bildung.

Die Niedermeierin wandte sich sofort um, als sie die fremde Stimme hörte, und legte ein Hemd, das sie in der Eile nicht sofort einschieben konnte, zunächst auf einen Tisch.

„Mit Vergunst, Wittibe Niedermeiersche, wenn ich disturbiere.“

„Sieh, Herr Amtsschreiber,“ sagte sie, indem sie auf ihn zutrat und ihm ihre Hand reichte.

„Freut mich, Meiersche – freut mich sehr, Euch in so angenehmer Leibesbeschaffenheit salutieren zu können.“

„Doch nicht eben itzt, Herr Amtsschreiber, man hat schon seinen Kummer.“

Sie wischte ihm einen Stuhl ab und nötigte ihn zum Sitzen.

„Kummer . . . ? Will nicht verhoffen, daß man Euch höhnlich injuriert oder gar schimpfiet.“

„Soll wohl sein, Herr Amtsschreiber. Ein Wittib ist übel daran. Ist in aller Leute Mund und man versieht ihre Schritte, als hätte männiglich weiter nichts zu tun, als seinen Nachbarn an Leib und Gut zu bekümmern. Man drängt sich in ihren Hof und macht eine Krug daraus.“

Sie verschränkte die Arme und starrte verdrossen vor sich hin. Dabei bewegte sich ihr Unterkiefer, als ob sie kaute.

Aus der benachbarten Kammer, wo die Männer ihr Bier tranken, hörte man die ersten lauten Stimmen.

Schwiermann räusperte sich und setzte seine Amtsmiene auf.

„Man avertieret mich, Meiersche . . . man avertieret mich, und es spargieret auch die gemeine Sage, ob wolltet Ihr Euch abermalen verhelichen.“

Sie fuhr auf und wollte heftig entgegenen, um diesem widerwärtigen Gerede, in das man sie eine Zeit her verstrickte, ein schnelles Ende zu machen. Der Amtsschreiber aber legte seine Hand beschwichtigend auf ihren Arm.

„Moderieret Euch, Meiersche, moderieret Euch. Müsset nicht wähen, als wollte ich Euch anzipfen. Meine es hingegen in ganzen und rechten Treuen, wenn ich Euch wohlmeinend insinuiere, Euren Vorteil zu observieren, um Euch die in eventu entstehen könnende Konfusion

zu verhüten. Seine Gestrengen, der wohlgeborne Herr Landdrost selber, haben mich, den Amtsschreiber Schwiermann, qua Eure vorgesetzte Behörde, namens Ihre Hochgräflichen Gnaden unsers gnädigen Landesherrn zu Euch legieret, eine gewisse Kommission abzulegen und Euch in Gnaden zu vermelden, wasmaßen es Hochderoselben gefällig, an Eurer Ehe mit dem jungen Landsberger ein hohes Interesse zu nehmen.“

Anna Magdalena machte eine Bewegung, den Redestrom des Amtsschreibers zu unterbrechen. Er ließ sie aber nicht zu Worte kommen.

„Man muß die Sentiments dieser hohen Herrschaften respektieren, Meiersche,“ sagte er im Eifer. „Wohl haben die gnädigste Herrschaft, als auch dero vornehmste Bediente jederzeit bei sich innerlich beherzigt und zu Gemüte geführt, daß jedermännlichem unter dero angebornen Untertanen seine Freiheit nicht sollte konstringieret und sein freier Wille nicht adimieret werden. Wie aber alsotaner Untertan seinem Landsherrn gebührende untertänigste und gehorsamste Veneration und Respekt schuldig ist, so ist er auch nicht minder fürnehmlich dem Herrn Landdrosten, als einem von den vornehmsten hochgräflichen Ministern, schuldige Ehrerbietung zu erweisen obstrikt. Illustrissimus Hochgräfliche Gnaden wollen wie dem gemeinsten Untertan im Lande auch Euch stündlich hochdero landesväterliche Gnade widerfahren lassen. Persuadieret Euch deswegen wohl, Niedermeiersche, und habet ein ernstliches Einsehen. Des Herrn Landdrosten Gnaden, anebst noch mehr Illustrissimus höchstselbst, unser gnädigster Landesherr, werden es mit sonderbarem Wohlgefallen vernehmen, wenn ihr den jungen Kerl als Euren Mann auf Euren Hof ziehet und Euch als seine Eheliebste traktieret. Kontravenieret diesen landesväterlichen, wohl-erwogenen Intentionen nicht. Sintemalen die Erfahrungen dozieren, daß es vermessen ist, wider den Stachel zu löcken. Seid eine erfahrene Frau, . . . eine raisonable Frau, Niedermeiersche, und werdet bei Vermeidung von Ungnade wissen, dem verhoffentlich gehorsamlich zu geleben und Euch für Schaden zu salvieren.“

Der Amtsschreiber unterbrach seine Rede. Manche Wendung war so fließend gesprochen, als hätte er sie auswendig gelernt. Fast wie Genugtuung überkam es ihn, daß er alles so zweckentsprechend eingeleitet hatte. Sein Auftrag war gewiß wenig erfreulich. Die Materie war heikel. Er hatte sich aber manche Stunde dahinter gekniet und andere

Arbeiten darüber vernachlässigt. Der Landdrost sollte mit ihm zufrieden sein. Erwartungsvoll blickte er die Meierin an.

Anna Magdalena aber schwieg jetzt.

Was hätte sie ihm auch antworten sollen? Was ihr da gesagt ward, überstürzte sie, daß sie ihren Ohren nicht traute. Sie sollte den Landsberger heiraten, weil die Landesherrschaft es so wünschte? Gleichgültig, ob sie ihn mochte oder nicht? Was hatte man mit ihr vor?

Ziellos wanderten ihre Gedanken hin und her. Mit untergeschlagenen Armen saß sie da. In ihrer Verlegenheit hob sie zuweilen die Schultern wie zur Abwehr und ließ sie unentschlossen wieder sinken. Sollte sie rundweg dem Landdrosten sein Ansinnen abschlagen, ihm, der sogar ein paar hundert Taler ältere Forderungen an den Niedermeierhof hatte? . . . oder gar ihrem Landesherrn aufbegehren? – Nicht umsonst hatte sie der Amtsschreiber vor seiner Ungnade gewarnt. Der Gedanke an Untertänigkeit, die Furcht vor dem gnädigst regierenden Herrn steckte ihr viel zu sehr im Blute, als daß sie an Widerstand zu denken gewagt hätte. Und sie war auch nur ein unwissendes Weib.

Noch lähmte die Trauer ihre sonst so rührige Spannkraft. Über Jahr und Tag hätte sie vielleicht mit größerem Gleichmut das neue Verlöbniß beurteilt. Jetzt lebte sie noch in ihrer Vergangenheit, die sie versonnener und immer versonnener machte. Traumhaft zog ihr früheres Leben, das sie in aller Ehrbarkeit und Freude mit ihrem seligen Manne alle die langen Jahre hindurch geteilt hatte, an ihr vorüber. War dieses Leben auch nur Mühe und Arbeit, rastlose Arbeit gewesen, ein ruheloses Schaffen von dem Erwachen am frühen Morgen, bis sie abends über ihre ermüdeten Glieder die Decke zog, das wunschlose Beieinandersein, das nicht viel Worte kannte und wenig Gedanken miteinander zu teilen hatte, waren ihr Glück gewesen, das unbewußte Glücksempfinden, das sie wärmte und die Sonne an trüben Tagen ersetzte. Nicht immer hatte sich alles einfach ergeben. In manchen Jahren hatte es an dem Segen des Herrn gefehlt. Gemeinsam aber waren dann die Freuden, gemeinsam auch die Sorgen gewesen.

Und diese Erinnerungen, die sich ihr unwillkürlich immer wieder aufdrängten, sollte sie nun aufgeben? Sie sollte ein neues Leben beginnen und noch dazu mit einem Menschen, dessen Lebenswandel ihr so gar nicht behagte?

Und auf der anderen Seite die Ungnade ihres Landesherrn, dessen unbegreifliche Anteilnahme an ihrem Geschick sie fassungslos machte?

Wie qualvoll ihr das alles war. Mit einem wehmütigen, hilfeheischenden Blick streifte sie den Amtsschreiber. Schwiermann, dem die eingetretene Stille unerträglich zu werden begann, hatte sein Sacktuch hervorgezogen und begann trompetenartig sich zu schneuzen. Dann wickelte er umständlich das Tuch wieder zusammen und barg es in der Rocktasche.

„Resolvieret Euch, Meiersche,“ redete er ihr väterlich zu, „resolvieret Euch und gebet mir einen Bescheid.“

„Lasset es mich wegen meines erst unlängst verstorbenen Ehemanns noch in Bedenk ziehen,“ gab sie ihm mit umflorter Stimme zur Antwort; „ich will mich Gottes Vorsehung hierbei untergeben.“

Jetzt trat auch des Landdrosten Kammerdiener, Simon Puls, in die Stube, bot Anna Magdalena ein wenig herablassend einen guten Abend und begann auch seinerseits vorzustellen, was ihm auf Befehl seines Herrn aufgetragen war.

„Pardonieret eine Frage,“ fiel ihm Schwiermann ins Wort; „Meiersche, seid Ihr von anderen noch frei?“

Der Wahrheit gemäß bejahte sie es schlichthin, ohne sich weitere Gedanken zu machen.

„Nun, Meiersche,“ sagte Puls, „der junge Landsberger ist auch nicht so tölpisch, daß er nicht bei Fürsten, Grafen und Herren umgehen und die Notdurft sprechen kann. Mein gnädiger Herr schätzt ihn hoch und will auch Euer Bestes.“

In ihrem Übereifer ließen die beiden Männer die Frau nicht mehr zu Worte kommen. Und das war ihr auch recht so. Alles wehrte sich in ihr, eine Zusage zu machen, und doch fand sie nicht das beherzte Wort.

Schwiermann kam zu ihr und klopfte ihr wohlwollend auf die Schulter.

„Lasset Euch den jungen Menschen gefallen, Meiersche. Er wird sich der Bescheidenheit, Zucht und Ehrbarkeit geziemend befleißigen und nachgehends, wann er sich in den neuen Umständen gewöhnet hat, wird er consequenter seiner Schuldigkeit ganz und zumal sich nicht wieder entschütten und Euch ein treuer Ehegemahl werden und bleiben.“

Aus der Nebenkammer klangen ein paar Töne eines Liedes herüber, erst leise, dann lauter und beherzter. Puls, der diese Auseinandersetzungen müde zu werden begann, horchte auf.

„Wollen es der Worte genug sein lassen, Meiersche,“ sagte er. „Kommt und laßt uns bei Eurem Zukünftigen sitzen gehen. Wollen in Ehren itzt’ n Trunk Bier miteinander nehmen.“

Mit allen Zeichen ängstlicher Ratlosigkeit hatte Anna Magdalena zugehört. Sie hatte ganz vergessen, Licht durch die Magd besorgen zu lassen. Die Dämmerung begann sie jetzt zu bedrücken. In dem fast schon dunkeln Raum der engen und niedrigen Kammer erschienen ihr die beiden Männer, die mit großen Handbewegungen auf sie einsprachen, wie unförmige Kolosse. In dem unbestimmten Licht vergrößerten sich ihre Körper. Die Worte schallten lauter, ihre Ermahnungen wurden dreister und drohender. Ihnen erschien die Heirat nach dem Willen ihres Herrn als eine bereits ausgemachte Sache, an der nichts fehlte, als die Vollziehung des Eheversprechens durch priesterliche Einsegnung.

Die Frau hatte nichts erwidert. Es war ihr unmöglich, ein Wort zu finden, das die beiden Abgesandten auf andere Gedanken brachte. Es hätte ihr auch gewiß wenig geholfen. Sie fühlte wohl, daß man sie überrumpeln wollte. Die Drohungen des Amtsschreibers hatten sie derart verwirrt, daß ihr um das Schicksal ihres Hofes angst wurde.

Eingeschüchtert erhob sie sich und folgte den Männern, die sich bereits der Türe zugewandt hatten. Sie nestelte ein wenig an ihrer Haube und fuhr sich dabei über die Schläfen. Feucht fühlten sie sich an.

Auf der Diele hörten sie deutlicher Simon Meier mit einer vom Trinken und Gröhlen rauhen Stimme singen:

Ach Mutter, gib mir eine Mann,  
Halt die Kanna feste,  
Der mir die Weil vertreiben kann,  
Bei Nachte,  
Fein sachte,  
Halt die Kanna,  
Schön Bas’ Anna,  
Halt die Kanna feste.  
Ach Tochter, du bist viel zu klein,  
Halt die Kanna feste,  
Du schläfst noch wohl ein Jahr allein,  
Bei Nachte,  
Fein sachte,  
Halt die Kanna,  
Schöne Bas’ Anna,

Halt die Kanna feste.

Die Zwischenverse wurden von dem jungen Landsberger jedesmal aufgenommen und überlaut begleitet. So mißtönig auch dieser Zwiegesang war, er steckte unerwartet an. Die Schwüle schien plötzlich entschwunden. Die übrigen Männer lachten laut auf.

Ach Mutter, ich bin eben gerecht,

Halt die Kanna feste,

Ich hab's versucht mit unserm Knecht –

Meier brach sofort ab, als die Hausfrau mit ihrer Begleitung in der Türe erschien. Ein Augenblick größter Spannung trat ein. Die Trinkenden, die schon ein wenig erhitzt aussahen, rückten sich förmlich zu recht. Der an diesem Ehehandel am meisten interessiert war, der alte Landsberger, versuchte aus den Gesichtern der Eintretenden herauszulesen, ob er seinem Ziele näher gekommen war. Er schmunzelte befriedigt, als Puls ihn verstohlen anblinzelte.

Knollmann stand sofort auf und kam seiner Base, allerdings noch unter dem Eindruck des übeln Empfanges unsicher entgegen. Seinen gefüllten Krug hatte er mitgenommen und reichte ihn ihr stumm. Als sie ihm Bescheid tat, machte er ihr geschäftig neben sich Platz. Auch Schwiermann und Puls rückten ein, wo sie Gelegenheit fanden, und ließen sich von Meier die gefüllten Krüge reichen.

Anna Magdalena begann mit den Männern zu plaudern. Das Wort kam ihr schwer von den Lippen. Redselig war sie nie gewesen, nie besonders vergnügt und zur Unterhaltung aufgelegt, wenn ein größerer Kreis um sie war. Sie hatte sich in ihrem Leben zuviel placken und schinden müssen, um für etwas anderes als für ihre Wirtschaftssorgen Gedanken zu haben. Beschäftigungslos dasitzen, um zu schwätzen, wie die Männer beim Bier, Wege ohne Zweck oder gar zur Erholung machen, war ihr stets wie eine Sünde gewesen. Sie wurde dann unruhig, verstimmt und mit sich unzufrieden. Auch jetzt blieb sie kurz und abgemessen, wenn sie auch mit Rücksicht auf den Amtsschreiber sich zusammennahm.

Lange hielt es sie nicht. Als eine Magd mit einer Frage an sie herantrat, nahm sie es als Veranlassung, die Kammer wieder zu verlassen. Schwiermann kam ihr nach.

„Da ich in kürzester Bälde wegen unaussetzlicher Geschäfte meine Abtritt nehmen muß, will ich mich Euch zu gewierigem Andenken re-

kommandieren, Meiersche, und meine geringen Dienste auch fernerhin bei diesem Ehehandel offerieren.“

Sie gab ihm freundlich die Hand und dankte ihm für seinen Besuch. Er hielt sie eine Weile fest und sah ihr wohlmeinend in die Augen.

„Und wenn der gestrenge Herr Landdrost mich als Hochderoselben dermaligen Sollizitar zu fragen geruhen, darf ich dann eine komplaisante Replike vermelden?“

„Gott wolle alles endlich zum Besten wenden, Herr Amtsschreiber. Dringet heute nicht weiter in mich. Will alles in Bedenk nehmen, was Ihr mir gesagt. Ist mir solches nicht wenig zu Herzen gestoßen.“

„Wollet auch der vielfältig verspürten Gefälligkeiten, womit Hochderoselben Euch bei Euren Verrichtungen an Hand zu gehen belieben, nicht unvergessen sein.“

Anna Magdalena schüttelte den Kopf.

„Lebe der Hoffnung, der Herr Landdrost werde nichts ungütig vermerken.“

Sie ließe es zu weiteren Auseinandersetzungen nicht kommen, grüßte den Amtsschreiber nochmals und folgte der vorausgegangenen Magd.

Schwiermann kehrte in die Trinkstube zurück und erzählte in Gemeinschaft mit Puls, wie ihre Aufnahme gewesen war. Dabei ließen sie wahrnehmen, daß die Frau der Ehe mit dem jungen Landsberger nicht abgeneigt sei. Sie hätte durchaus nicht widersprochen und rundheraus erklärt, daß sie von anderen Bewerbern noch frei wäre. Schwiermann sowohl wie Puls hätten es übereinstimmend gehört. Man steckte die Köpfe zusammen und teilte sich flüsternd seine Ansichten mit. Hin und wieder unterbrach Simon Meier ihren Ernst mit einem seiner plumpen Späße und bekam dann von dem alten Landsberger ein zurechtweisendes Wort zu hören. Der ganze Handel war nicht nach seinem Geschmack. Wenn ihm eine Dirne gefiel – ei nun, dann zwang er sie. Moralische Bedenken kannte er nicht. Und nun noch gar dies Diplomatisieren, mit dem sich besonders der Amtsschreiber wichtig tat.. Simon Meier konnte sich nicht helfen, er lachte und trank.

Bald kam er wieder zu seinem Recht. Schwiermann mußte heim und Puls begleitete ihn, ohne sich weiter von der Hausfrau zu verabschieden. Nach ihrem Fortgang wurde das Trinkgelage lauter und lauter. Aber deren Rückkunft man erwartete, die Niedermeierin, ließ sich nicht sehen.

Während die beiden jungen Leute sich gegenseitig unverdrossen ansahen und sich immer häufiger zutranken, ermunterte der alte Landsberger verstohlen Knollmann, seine Base nochmals herbeizuholen. Knollmann warf die Lippen auf. Schließlich war er doch bereit und erhob sich schwerfällig. Als wollte er seine Ärmel glätten, strich er sich die Ärmel hinunter. Wie er auf die Türe zuschritt, torkelte er ein wenig und griff unwillkürlich nach einem Stützpunkt.

Simon Meier hatte es bemerkt und begann unbändig zu lachen.

„Hallo, Knollmann, immer sachte mit die jungen Gäule,“ rief er ihm nach.

Der junge Landsberger sprang, gleichfalls gröhlend, auf, um sich von dem Schauspiel nichts entgehen zu lassen, mußte sich aber selbst an einem Stuhle festhalten. Knollmann drehte sich um und stellte sich massig auf seine gedrunghenen Beine. Ärgerlich sah er von einem zum andern. Nachher lachte er selbst mit.

„Untern Tisch sauft ihr mich nicht, ihr . . . ihr . . . junges Gesinde . . .“ Das weitere brummte er vor sich hin, während er hinausschwankte.

Er dauerte eine Weile, ehe Knollmann mit seiner Base wiederkam.

„Komm heraus, komm heraus, du schöne, schöne Braut!“ begrüßte sie singend Simon Meier.

„Schwiegertochter,“ rief der alte Landsberger aufspringend und reichte ihr die Hand hin, „nun kommet auch bei mir sitzen gehen . . .“ Er rückte eilig zur Seite und schob ihr einen Stuhl zu.

Anna Magdalena tat, als hörte sie nichts. In der Trinkstube sah es bereits wüst aus. Bier schwamm auf dem Tisch. Eine Kanne hatte man umgeworfen, daneben lag ein zerbrochener Krug. Die Gesichter der Männer aber schimmerten rotgedunsen und waren häßlich. Ihre heißen Augen verrieten nichts gutes. Die Luft war bis zum Ersticken verbraucht.

Anna Magdalena wurde ganz angst in dieser Umgebung.

„Mannsleute,“ mahnte sie bittend, „laßt es nun genug sein und geht heim! Längst ist Schlafenszeit.“

Simon Meier hob seinen Krug in die Höhe und begann schmetternd zu singen:

Wüi witt den Jiuden den Bort afschnüin,  
Den Bort affschnüin,  
Den Bort afschnüin;

Heu sall' er sülmt met büie süin  
Met büie süin,  
Met büie süin . . .

Weiter kam er nicht. Der alte Landsberger stieß seinem Eidam derb in die Seite, daß er mit einem Mißton abbrach und aufschrie. Knollmann lachte dazu.

„Ihr versteht's, Meier; tut mir Bescheid,“ rief er ihm zu.

„Will Euch wohl Tausch halten, Gevatter!“

Beide schlugen die Krüge aneinander und gossen den Rest ihres Bieres in die Kehle.

„Schwiegertochter,“ der alte Landsberger betonte es nochmals und reichte der Frau seinen Krug hin, „müßt mir endlich auch Bescheid tun.“

Widerwillig faßte sie den Krug, um die erhitzten Köpfe nicht zu reizen.

Bis auf den letzten Tropfen trank der junge Landsberger sein Bier aus und schob seinen Krug heftig auf den Tisch zurück. Dabei schwankte er nach rückwärts, daß auch sein Stuhl ins Wanken kam. Er riß sich aber in Gegenwart der Niedermeierin wieder zusammen. Frech vor sich hingrinsend, taumelte er auf sie zu und umfaßte sie, ehe sie es hindern konnte, um sie zu küssen. Anna Magdalena war über diesen unerwarteten Überfall einen Augenblick verduzt. Dann versuchte sie mit beiden Händen den betrunkenen Menschen von sich zu stoßen.

Vergeblich.

„Landsberger, laßt das!“ rief ihm Knollmann aufgebracht zu und wollte damit dazwischentreten.

„Ist'n Spaß!“ überschrie ihn Simon Meier voll wilder Freude und trommelte lärmend auf den Tisch.

„Mein Gott!“ Anna Magdalena stöhnte und rang unter Landsbergers derben Fäusten. Sein widerwärtiger Atem betäubte sie förmlich. Nicht einmal das am Kinn herabgelaufene Bier hatte er sich abgewischt. Am ganzen Körper zitterte sie vor Ärger und Ekel. „Mein Gott, Vetter, so hilf mir doch!“

Ihr verzweifelter Widerstand begann Landsberger zu reizen. Je mehr sie stieß und drängte, je fester umklammerte er sie. Während des Hin- und Herzerrens wurde der lederne Schlüsselsack, der an Anna Magdalenas Gürtel hing, aufgerissen. Der junge Landsberger bemerkte es. Plötzlich kam ihm ein Gedanke. Für den Fall, daß das Eheverlöbniß noch an diesem Abend vollzogen wurde, hatte er auf Rat seines Vaters

einen Ring mitgebracht. Den holte er jetzt geschwind hervor und ließ ihn unauffällig in den Sack gleiten.

Niemand, außer seinem Vater, hatte diesen Vorgang verfolgt.

Knollmann riß den Wütenden endlich zurück und herrschte ihn an: „Landsberger, Ihr seid ein Schelm!“

Der hörte kaum auf ihn. So sehr war er in seinen tierischen Leidenschaften aufgeregt, daß er unberechenbar wurde. Wild rollten seine Augen und die Zähne hatte er fest zusammengebissen. Er schüttelte seine Fäuste, bereit, sich auf jeden zu stürzen, der ihm in den Weg trat. Dabei ließ er die Niedermeierin nicht aus den Augen.

Anna Magdalena war schnell zur Türe geeilt, aber zwischen sie und den Ausgang drängte sich gewaltsam ihr Widersacher und erhob beide Arme.

Zornbebend sah sie ihn an.

„Laßt mich durch!“ begehrte sie.

„Will meinen Zoll haben, Meiersche - -“

Schon hatte er sie am Handgelenk gepackt, da versetzte sie ihm einen so derben Stoß vor die Brust, daß er zurücktaumelte. Ehe er zur Besinnung kommen konnte, war sie verschwunden. Wie ein angeschossenes Raubtier brüllte Landsberger hinter ihr her, rauh und heiser, und stieß die gemeinsten Schimpfworte aus.

„Landsberger, wie konntet Ihr das zulassen?“ wandte sich Knollmann an den Vater, der sich in aller Seelenruhe niedergesetzt hatte. „Euer Handel steht schlimm.“

„Junge Leute,“ gab dieser gleichmütig zur Antwort. „Haben wir's anders getrieben, Gevatter? Kommt, laßt uns noch eines trinken.“

„Will doch lieber meine Wase aufsuchen, daß sie es Euch nicht verdenkt,“ meinte dagegen Knollmann und ließ sich nicht zurückhalten.

Er fand sie aber nirgends, auch traf er niemand, den er fragen konnte. Schließlich geriet er jenseits der Diele in Anna Magdalenas Schlafkammer, die durch eine Öllampe schwach erleuchtet war. Still und heimelig fand er es dort, und unwillkürlich mußte er daran denken, daß er um diese Zeit zu Hause längst schlief. Die Müdigkeit überfiel ihn zusehends. Schwerfällig setzte er sich auf den Bettrand und brümmelte leise vor sich hin.

Die Gedanken wollten nicht mehr recht zusammenkommen. Mehrmals rülpste er laut auf und hatte dann einen bitteren, ekelnden Geschmack auf der Zunge. Es war doch zu viel gewesen. – Dumm das! . .

. Und wozu alles? Was sollte seine Base von ihm denken! „Ein Schwein ist der Landsberger – ein Schelm – ein Tölpel –“ er stieß die einzelnen Worte grob heraus und rülpste dann wieder. Gähnend zog er einen Stiefel aus und warf ihn in die Ecke. Ob er morgen früh Anna Magdalena nicht alles sagen sollte? Er hatte sie jetzt doch suchen wollen? Warum hatte er sie denn nicht gefunden? Der andere Stiefel folgte seinem Gefährten. Und drüben soff man weiter und – richtig, der Meier fing wieder an zu singen. „Teufelsker!!“ Knollmann mußte lachen. Auch sein Wams zerrte er ab und warf sich in die Kissen.

Sofort war er eingeschlafen.

Um sich in Sicherheit zu bringen, war Anna Magdalena auf den Hof gelaufen. Die eisige Luft tat ihr wohl, aber in ihr war alles aufgescheucht. Unerträglich hämmerte das erhitzte Blut in den Schläfen. Die Arme und Hände schmerzten von den empfangenen Stößen und Schlägen. Daß sie das auf ihrem eigenen Hofe erleiden mußte! sie, ein ehrsame Weib, dem gewiß niemand etwas schlechtes nachsagen konnte. Und daß gar ihr eigener Vetter mit diesen eklen Menschen gegen sie gemeinsame Sache machte!

Beim Weiterschreiten stieß ihr Fuß an eine eiserne Hacke, die versehentlich im Freien liegen geblieben war. Diese Unordentlichkeit, die sie niemals duldete, brachte sie auf andere Gedanken. Mit der Hacke in der Hand ging sie in den Pferdestall und sah nach, ob noch jemand von den Knechten wach war. Als Jochem Pritzen ihr in den Weg kam, schalt sie ihn derber aus, als sie es bei anderer Gelegenheit getan haben würde. Sie hatte sich nicht einmal vergewissert, ob er überhaupt der Schuldige war. Ihrer Erregung mußte sie irgendwie Luft machen und sie wurde dabei auch wieder ruhiger.

Nach einer Weile kehrte sie in das Haus zurück und befahl ihrer Magd Liesabet, den Männern, wann sie fortgehen wollten, aus dem Hause zu leuchten. Sie selbst ging schlafen. Sie war erstaunt, als sie Knollmann auf ihrem Bette fand, störte ihn aber nicht. Zur Sicherheit ließ sie die Kammertür offen, um desto besser auf ihre Haushaltung acht geben zu können. Auch entkleidete sie sich nicht, sondern legte sich, wie sie war, neben ihren Vetter.

Sie fand keinen Schlaf, dafür sorgte schon Knollmanns kräftiges Schnarchen. Aber auch ihre Gedanken kamen nicht zur Ruhe. – Herrgott! war das ein Tag gewesen! Was hatte man ihr alles zugemutet! und was sollte daraus werden! Ihren schönen Hof sollte sie diesem jun-

gen Kerl überantworten, weil es so der Wille des gnädigsten Herrn und des Landdrosten war? – Vergeblich suchte sie sich vorzustellen, aus welchen Gründen das alles geschah.

Ruhelos wälzte sie sich umher.

Endlich öffnete man gegenüber die Türe, einer der Männer verließ das Haus.

In der Trinkstube hatte es zum Schluß noch einen Zank gegeben. Simon Meier hatte seinen Schwager wegen seiner Niederlage zuerst tüchtig ausgelacht und dann fortwährend gehänselt. Dem Jungen wallte zuletzt das Blut.

„Hör' auf,“ brüllte er ihn an.

„Bist'n Kerl!“ höhnte dieser.

„Halt's Maul . . . du . . .“ keuchte Landsberger und konnte sich kaum noch beherrschen.

„Bist'n Kerl!“ wiederholte Meier und lachte laut auf.

Landsberger sprang auf und ergriff seinen Krug, um sich auf seinen Schwager zu stürzen.

Rechtzeitig fühl ihm sein Vater in den Arm.

Simon Meier erhob sich gleichfalls und zuckte schadenfroh mit den Achseln. Dann verließ er die Kammer. Draußen hörte man ihn singen:

Wüi witt den Jiuden den Bort affschnüin,  
den Bort affschnüin.

Der alte Landsberger redete auf seinen Sohn ein und suchte ihn zu beruhigen. Dieser ließ den Krug zur Erde fallen, daß das Bier sich über seine Stiefel ergoß. Mit einem Fluch fiel er auf seinen Stuhl zurück.

Der Alte nahm seinen Hut und hinkte schleifend seinem Schwiegersohn nach. Er war der einzige, der den Abend über seine Besinnung bewahrt hatte.

Johann Bernd blieb allein. Er suchte nach seinem Krug und ergriff einen andern. Den Rest Bier, der noch in der Kanne war, trank er hastig aus. Es schmeckte ihm nicht mehr. Er spuckte aus und fluchte dazwischen. Wie er aufstehen wollte, um zur Türe zu gehen, stürzte er ein paar Stühle um. Wieder fluchte er, gab sich aber Mühe, sich zusammenzurecken.

Endlich war er auf der Diele.

Dort stieß er auf einen schmalen, matten Lichtstreifen, der, wie er aufblickte, aus der gegenüberliegenden Kammer kam. Ohne Überlegung schwankte er auf sie zu und schob die Türe beiseite. Da stutzte er.

„Sieh, Meiersche, . . . bist du da . . .?“

Erstaunt wandte Anna Magdalena sich ihm zu.

Ehe sie sich's versah, sprang Landsberger auf das Bett und warf sich in voller Wucht auf sie.

Ein verzweifeltes Ringen begann. Ihr Widerstand machte ihn toll. Er hält ihr den Mund zu, um sie am Schreien zu hindern. Er würgt sie und sucht ihr die Kleider vom Leibe zu reißen.

Sie beißt und kratzt und schlägt ihm mit ihren Fäusten ins Gesicht. Dazwischen ruft sie nach ihren Mägden, daß es durch das Haus gellt, und rüttelt an ihrem neben ihr schnarchenden Vetter.

Landsbergers Kräfte verdoppeln sich. Seine Gier wird immer wahnsinniger. Sie windet sich wie eine Verzweifelte und kann doch nicht unter ihm vorkommen. Immer wütender flucht er und flucht.

Endlich stürzte Liesabet herein. Als sie die Not ihrer Herrin erkannte, suchte sie Landsberger vom Bett zu zerren. Er schlug aber mit seinen Stiefeln so derbe nach ihr, daß sie vor Schmerzen aufschrie und bald am Ende ihrer Kräfte war.

Von dem Lärm erwachte allmählich auch Knollmann. Verdöst blinzelte seine verschwollenen Augen von einem zum andern. Es dauerte eine Weile, ehe er faßte, was um ihn vorging. Dann packte er mit kräftiger Faust den jungen Menschen und befreite Anna Magdalena. Sie wollte aufspringen und davoneilen, Knollmann aber drückte sie wieder in das Bett zurück.

„Wase, bleib liegen,“ redete er ihr zu, „ich will sehen, wer dich an-tasten soll.“

Vor Angst, ihrer Sinne kaum noch mächtig, rückte sie weitab und bestopfte sich mit der Decke. In ihrem Schmerz war sie so benommen, daß sie ihr heißes Gesicht in die Kissen drückte und jammervoll zu weinen begann. Knollmann schob sich zwischen sie und Landsberger und bald waren die beiden Männer in ihrem Rausche eingeschlafen, als wäre nichts vorgefallen.

Anna Magdalena aber konnte keine Ruhe finden. In ihrer Brust hämmerte es zum Zerspringen. Lange noch zuckten und zitterten ihre Glieder infolge der entsetzlichen Aufregung. Immer beklommener wurde es ihr und ihr Herz flatterte in genzenloser Furchtsamkeit. Sie konnte sich nicht beruhigen. Sie konnte auch nichts mehr denken. Die Not dieses Tages war erdrückend.

Eine Stunde nach der andern verging. Kaum begann es ein wenig zu dämmern, da erhob sie sich, müde und zerschlagen, und sichte sich in ihrer Wirtschaft zu beschäftigen. Dies und jenes nahm sie vor, um über die quälenden Gedanken fortzukommen.

Später als sonst erschien ihr weibliches Gesinde, zum Teil noch ganz verschlafen. Stumm ging man an die Arbeit.

Liesabet verlangte von ihrer Brotfrau den Kellerschlüssel, um die nötige Milch heraufzuschaffen. Anna Magdalena griff in ihre Schlüssel-tasche und fühlte dort einen fremden Gegenstand. Als sie ihn heraus-nahm, sah sie, daß es ein Ring war.

Sofort begriff sie den Zusammenhang.

„Da hat mir der Kerl einen Ring in’n Sack unwissend gesteckt,“ sag-te sie zu ihrer Magd, „damit soll er wenig ausrichten.“

Mit diesen Worten ging sie in ihre Schlafkammer und fand die bei-den Männer bereits erwacht. Schlaftrunken gähnte Landsberger sie an. Voll Wut warf sie ihm seinen Ring auf das Bett.

„Da habt Ihr Euern Ring. – Habt wie’n ausverschämten Schelm an mir gehandelt!“ Sein Anblick ekelte sie förmlich. Sie hiet sich auch nicht weiter auf.

Mit wüstem Kopf erhob sich Landsberger, schwerfällig und un-wirsch. Nach Knollmann sah er sich nicht um. Keiner sprach ein Wort, als schämten sie sich voreinander. Es wurde Landsberger schwer, sich der Vorgänge des vergangenen Abends zu erinnern. Er starrte nach dem Ringe, als besänne er sich nicht mehr, was er mit ihm gewollt hat-te. Gedankenlos steckte er ihn zu sich.

Scheuen Tritts ging er auf die Diele hinaus. Niemand begegnete ihm.

Ohne Hut schlich er von dem Niedermeierhof wie ein verprügelter Hund.

## VI.

Ungeduldig ging der alte Landsberger in seiner Stube auf und nie-der, blickte bald durch das Fenster die Dorfstraße hinab, bald kam er auf die Diele und fragte seine Frau, oder wer ihm gerade im Wege war, ob der Junge immer noch nicht heimgekommen sei. Seines Sohnes un-erklärliches Außenbleiben regte ihn in höchstem Grade auf.

Auf den Tisch hatte man ihm seinen gewohnten Morgenimbiß gestellt, Brot und etwas Wurst, auch einen Topf mit Milch. Nichts war angerührt.

Wieder blieb er vor dem Fenster stehen und sah lange dem Niedermeierhof hinüber. Er hatte es in jüngster Zeit oft genug getan und das Ende war meist ein mehr oder weniger vereinfachtes Rechenexempel gewesen. Wie er in Besitz dieses Hofes kam, war ihm durchaus Nebensache. Es war ein Geschäft wie sein Pferdehandel auch, jeder Teil rechnete damit, daß der andere ihn betrügen wollte. Es kam eben drauf an, wer die größere Erfahrung oder die gewissenlosere Gewandtheit besaß.

Die Pläne für die Zukunft rissen jetzt bei ihm nicht ab, fast als wäre er selbst ein verliebter Junge, der Luftschlösser übereinander türmte. Es konnte vorkommen, daß selbst ein Lächeln über seine harten Züge flüchtete.

So sehr war der Alte in seinen Gedanken vertieft, daß er zusammenfuhr, als sein Sohn eintrat. Der war ersichtlich unfroh, seinen Vater anzutreffen, und wollte zur nächsten Tür wieder hinaus. Der Alte vertrat ihm jedoch den Weg und musterte ihn eine Weile lauernden Blicks. Elend genug sah der Junge aus.

„Kommst itzt erst zu Haus?“

Johann Bernd schielte zur Seite.

„Hast natürlich die Nacht wieder im Krug verbracht? . . . Warst nicht besoffen genug?“

Vorsichtig wollte er sich durch seine Fragen vorwärtstasten. Johann Bernd aber blieb maulfaul, so sehr, daß der Alte in seiner Gereiztheit nahe daran war, sich an ihm zu vergreifen. Johann Bernd trat einen Schritt zurück und drehte seinem Vater den Rücken zu. Dieser begann die Kammer zu durchqueren und brummte ärgerlich vor sich her.

„Daß du nicht Frieden halten kannst,“ polterte er im Gehen. „Mußt mit deinem jachen Blut überall nur Händel suchen? Alles Wesen war füglich zu Werke gerichtet. Die Werbung, wie Schwiermann uns erzählt, mit vielen Überredungen und unterlaufenden Warnungen vor Ungnade angebracht, daß die Meiersche schon zum Ehegelöbnis gesonnen war. Und du kannst dich nicht so lange mäßigen, bis alles in Ehren abgesprochen ist? – Besser du hättest deine vermeinte Braut weidlich karessiert, als sie unziemlich übertölpelt.“

Johann Bernd dämmerte allmählich, wie alles gekommen war, und er begann sich zu schämen. Nicht darüber, was ihm sein Vater vorwarf, sondern über seine wiederholten Niederlagen. Sie wurmten und ärgerten ihn, je länger der Alte auf ihn einsprach. In seinem Trotz lachte er plötzlich laut auf, daß der alte Landsberger ihn verwundert anstarrte.

„Nun – ?“ unterbrach er sich.

„Und wenn ich doch mehr erreicht, als ihr alle mit euerm Klüngel?“ gab er dreist zur Antwort.

„Du – – ?“

„Ja – ich!“

„Möcht’s wissen . . . du – – “ drängte der Alte.

Einen Augenblick zögerte Johann Bernd, als sei ihm noch nicht geläufig, was er sagen wollte. Der alte Landsberger war nahe an ihn herangetreten.

„Als du und Simon weggegangen,“ erzählte der Junge, seine Worte abgebrochen hervorstoßend, „stund die Niedermeiersche wieder in`r Stuben . . . Die Magd räumte gerade das Trinkzeug fort. – – Da hab ich ihr ausgeredet, was sie zuvorn krumm genommen. – – Blieben nachgehends eine Zeitlang beieinander und haben noch zwei Kannen Bier zusammen trinken.“

„Und dann –?“ Wie um ihn zu ermutigen, nickte der Alte ihm zu.

„Hernach – sind wir in aller Bescheidenheit zu Bett gängen . . . Hand in Hand.“

„Hast etwan bei ihr geschlafen, Junge?“

„Die Magd leuchtete uns in die Kammer. Auf`m Bett lag auch ein klein Jungchen, Knollmanns Söhnchen. Die Meiersche ließ es, damit um so viel bequemer Platz würde, herausnehmen und bei die Mägde legen. Hernach haben wir uns Rock und Schuhe ausgezogen –“.

„Und biste bei ihr blieben – –?“

„Ja.“

„Die ganze Nacht – –?“

„War schon zwei Stunden Licht gewesen.“

Der alte Landsberger fragte nicht weiter und trat wieder an das Fenster. Daß sein Sohn ihn belog, darüber war er sich keinen Augenblick im Unklaren. Es war ihm das nichts neues an ihm. Zu schuldbeußt waren seine Blicke umhergeflackert und in seinem Gesicht brannten verräterische rote Flecken.

Etwas mußte aber doch vorgefallen sein. Er wollte es schon herausbekommen. Eine ganze Kette von Möglichkeiten entwickelte sich in seiner Einbildung.

Die Lüge war ihm schon recht!

Er wollte sie selbst so. Er wollte nichts mehr dazu sagen, natürlich nicht. Er wollte seinen Jungen gewähren lassen und ihn nicht stören. Ihm konnte nur erwünscht sein, daß fortan die Niedermeiersche vor seinen Nachstellungen nicht mehr sicher war.

Mit seinem Entschluß war der alte Landsberger sehr schnell fertig.

„Ich will deinen Ehehandel mit der Niedermeierschen ins Reine bringen,“ sagte er ruhig und ließ seinen Sohn ohne weitere Auseinandersetzung stehen.

Im Krüge erfuhr er, daß Johann Bernd in Wahrheit vergangene Nacht nicht vorgesprochen war. Es dauerte aber längere Zeit, ehe ihm ein Knecht des Niedermeierhofes bestätigte, daß sein Sohn erst den Hof verlassen hätte, als es schon Tag gewesen. Er wollte es selbst gesehen haben. Der alte Landsberger wurde nun doch bedenklich.

Die Kunde von der Trinkerei auf dem Niedermeierhof war in Brüntrup bald bekannt geworden. Und jeder, der sie hörte, beschwatzte sie bedächtig mit seinem Nachbarn. Es schien den meisten eine ausgemachte Sache, daß die Meierin noch vor der Aussaat zu ihrer neuen Ehe schreiten würde. Und das fand man allgemein auch ganz verständlich, da ihr seliger Mann doch nicht mehr hinter dem Pfluge hergehen oder das Korn auswerfen konnte. Man wunderte sich nur darüber, daß es gerade der junge Landsberger sein sollte. Er hatte doch keinen rechten Ernst und war auch ein Säufer. Da würde gewiß bald alles durch die Kehle gegossen sein. Es war kaum einer, der ein gutes Haar an der Familie ließ und die Niedermeierin nicht bedauerte.

Ihr Schwager Wallbaum war sofort zu ihr gekommen und hatte ihr die heftigsten Vorwürfe gemacht, daß sie ohne sein Vorwissen und ohne Zuziehung ihrer Blutsfreunde sich in Unterhandlungen mit diesen Menschen eingelassen hätte. Sie erschrak. Sie hatte gar nicht daran gedacht, wir ihr nachträglich einfiel. Betroffen sah sie Wallbaum an. Als er dann aber hörte, was alles vorgefallen war, kannte seine Wut kaum noch eine Grenze.

„Dieser Schelm und Spitzbube!“ schrie er, daß man es durch das ganze Haus hören konnte. „Sind längst bessere Kerle an'm Galgen vertrocknet, wie dieser Pferdejunge!“

Die Niedermeierin suchte ihm dagegen in ihrer Angst begreiflich zu machen, daß die Landesherrschaft selbst in sie hätte drängen lassen.

„Man muß sich doch wahrlich sehr verwundern,“ unterbrach sie Wallbaum, „daß Schwiermann vorgeben darf, Landsberger liebet dich herzlich. Deinen Hof wird er meinen. Daran tut man denn auch nicht zweifeln. Wenn er aber die Person herzlich liebete, wie kann er dich so beschimpfen und entehren?“

Sie wußte nichts dagegen zu sagen.

„Ist ja alles nur zu dem Ende, diesem ungeratenen Tropf deinen Hof in die Hände zu spielen. Merkst du wohl? Hat diese Sippschaft denn noch Mittel? – Sind allezeit verschandelt. – – Wär’ es dem alten

Landsberger nicht darum zu tun, glaubste, daß er und gar sein sauberer Sohn sich um dich noch bemühte? Um ein Wittib und verhutzelttes Weib? – Ha! – Daß du ihm noch Kinder gebärst, wird ihnen sehr gleichgültig sein. Man hofft nur, dich über den Töpel zu werfen. Der Kerl ist solcher tückischer Händel wohl gewohnt. Dasmal aber soll er finden, daß er leer Stroh in allem gedroschen hat.“

Sein verstorbener Bruder hatte ihn auf seinem letzten Krankenlager gleichsam als Vormund eingesetzt. Er folgte nur diesem Wunsche, wenn er seine Schwägerin beredete, in Zukunft alle Versuche, sie zu dem Eheverlöbniß mit dem jungen Landsberger zu verleiten, schlankweg abzulehnen. In Ernstfällen sollte sie ihn oder Wegener herbeirufen.

Er selbst ging auch zu Wegener, um diesen auf die Gefahr, in der die Niedermeierin steckte, aufmerksam zu machen und ihn zur Wachsamkeit anzuhalten. Er reiste sogar zu Hövener in Wöhren und zu den anderen Verwandten, Sprute in Mosebeck und Wördehans zu Donop, und alle versicherten ihm in ihrem Grimm, sich um den Hof zu sorgen, als wäre er ihr eigener.

Als drei Tage nach dem Trinkgelage der alte Landsberger wieder bei der Niedermeierin vorsprach, fand er sie vollkommen anderen Sinnes. Sie hatte den Mann, der da vor ihr stand, nicht mehr erwartet. Ihr gerechter Zorn machte sie verdrossen. Aus ihren Augen wich alle Wärme. Fast mit den Händen wehrte sie den Alten ab und wollte wortlos an ihm vorüber.

„Gevattersche, seid gar so seltsam?“ fragte Landsberger und zeigte viel Bekümmernis. „Scheinet fast, als wollet Ihr meinen Sohn nicht mehr haben?“

„Wie könnte das wohl geschehen?“ gab sie kurz zur Antwort.

„Wollet Ihr meinen Sohn nicht haben, so saget es mir rund heraus und gebet mir die Hand darauf, Meiersche,“ drängte Landsberger in sie. Anna Magdalena zögerte.

„Ist es wegen des Alters, daß Ihr Bedenken habt?“

„Hätte wohl ehender eine bejahrte Frau einen jungen Kerl genommen.“

„Was ist dann anders, Meiersche?“

„Laßt mich zufrieden, Landsberger. Sehet doch, hab' vandage keine Zeit und das Gesinde wartet.“

Ohne Erklärung ließ sie den Alten stehen.

Mißmutig sah er ihr nach.

Was aber in jener Nacht wirklich geschehen war, erfuhr er nicht, so sehr er auch umherhorchte. Knollmann war sofort abgefahren, ohne bei ihm vorzusprechen, und hatte nichts mehr von sich hören lassen.

So entschloß sich Landsberger, ohne Säumen seinen Handel nochmals dem Landdrosten vorzustellen. Wenn irgendwer, so konnte seine mächtige Faust hier noch Wandel schaffen.

„Ist das Weib vom Teufel besessen?“ herrschte ihn dieser an, als er die unerwünschte Wendung vernahm. „läßt sich von dem Burschen beschlafen wie'ne beliebige Dirne? und hernach will sie ihn nicht heiraten? . . . Wo oft hat sie deinen Jungen schon zugelassen?“

„Weiß nur von dem eine Male, Euer Gestrengen.“

„Meinst, Alter, man hätte dich zusehen lassen? – Wär' dir vielleicht so unpaß nicht.“

Häßlich lachte der Landdrost zu seinem Scherz.

„Wüßte wahrlich nicht, wie sie vor der Landesverweisung beiherkommen will, wenn sie also weiter ludert.“

„Muß ihr jemand nachträglich an die Hand gefahren sein, um ihr böse Gedanken einzugeben, Euer Gestrengen,“ warf Landsberger geschwinde dazwischen.

„Mir zum Trotz? – mir? . . . was sind das für Aufzüglichkeiten?“ Sein Blick war hart und hochmütig.

„Hätte wohl das Ansehen, gnädigster Herr, als wenn der Meierschen Schwager, Wallbaum, der Bruder ihres seligen Mannes, und Wegener, der auf'm Hofe einliegt, ihr auf die Nase hangen, daß sie meinen Sohn nit haben soll.“

„Was sind das für Kerls?“

„Böse Leute, Euer Gestrengen, Ränkespinner, so in der Gemeinde Mißverstand und Unfriedern umhertragen und von solchem Schlarren und Flaren 'n Handwerk machen.“

„Zum Teufel mit diesem mêlée! . . . Man wird sie schließen lassen, wie sie 's verdienen. – Was aber geschieht bei so fürwaltenden Umständen mit dieser Hure!“

Immer drohender wurde des Landdrosten Stimme. Ihm jagte leicht das Blut, ihm, der an Widerstand so wenig gewohnt war, schwollen die Zornesadern. Der Sturmwind konnte nicht ärger durch die aufgeregte Natur fegen, als seine Worte den Raum durchhalten.

Landsberger wandte keinen Blick von ihm und stand doch so demütig vor ihm, als bedauerte er die durch ihn verschuldete Aufregung seines Gutsherrn. In seinem Herzen aber schaute es ganz anders aus. Die leidenschaftlichen Ausbrüche beachtete er kaum. Mit kaltem Lauern erwog er nur das Erreichbare.

„Wenn Euer Gestrengen,“ ließ er sich vernehmen, „zu den mir vorhin erwiesenen vielen Gütigkeiten diese beizusetzen beliebten und der Meierschen etwan durch ihren Seelsorger väterlich ins Gewissen reden ließ, so könnte noch etwas erwirkt werden. Die Meiersche kann doch nicht leugnen, daß sie meinem Sohn die Ehe versprochen. Wie will sie sich ansonsten mit ihrem Herrgott abfinden?“

„Du Narr . . . vorlieberst soll sie der Villerknecht öffentlich verprügeln! – Ins Loch mit ihr, zu Halsring und Eisen, bis sie zur Raison gekommen! – Will's doch dem Gogericht anzeigen!“

Es schien, als wollte er diesen Befehl sofort zu Papier bringen.

„Mein lieber Herre,“ ließ sich Landsberger nochmals vernehmen und trat mit vorgehaltenen Händen einen Schritt näher, „mein gnädigster Herre, lasset so jach Euren Zorn nicht dahinfahren. Weiß wohl, die Meiersche hat es um Euer Gestrengen nicht verdient, wenn mein grundgütiger Herr sie seiner Gnade versichert. Vermein', ihr Seelsorger wird ehestens ihr Gewissen zum Gehorsam gegen den obrigkeitlichen Willen wieder festigen. Ich selber, den sie baß genug gekränkt, will für sie bitten und beten.“

Der Landdrost lugte scharf nach dem Mann und unterbrach ihn zuletzt mit einem herrischen Wink.

„Geh – –“

Landsberger schob sich demütig zur Türe hinaus.

Die Worte gingen dem Landdrosten im Kopf herum.

Ein unerwünschter Zufall war es, daß der eigentliche Seelsorger der Niedermeierin, Pastor Jakobus Apiarius zu Cappel, gerade schwer krank daniederlag und voraussichtlich seinem Absterben in nächster Zeit entgegen sah.

„Bleibt doch stets das Gleiche, braucht man die Narren, sind sie nicht zur Hand,“ wetterte der Landdrost vor sich hin.

Verärgert griff er nach einem ledernen Tabaksbeutel und stopfte sich eine Tonpfeife. Bläuliche Wölkchen durchirrten den schwergetäfelten, dämmrigen Raum, bis sie sich zusammenballten und allmählich unter der Decke eine mißfarbige, schwerlastende Wand bildeten. Geräuschvoll paffte er, und jeder Atemzug öffnete ein Ventil seiner inneren Erregung. Um seine Augen wetterleuchtete es zeitweise.

Er trat an das Fenster und wollte sich in der erhöhten Nische auf einem Sessel niederlassen. Dabei bemerkte er, daß das Haustor geöffnet wurde und der mit seinen letzten Verfügungen und Depeschen abgefertigte Expresse sich auf den Weg machte. Dem Landdrosten kam ein Gedanke. Er riß den Fensterflügel auf und befahl dem Boten zu warten.

„Will's dem Rickmeier schreiben. Man sage ja oder nein. Ich lasse es darauf ankommen; ego non sum in culpa“.

Entschlossen setzte er sich vor seinen Schreibtisch und ließ in seiner herrischen Faust den Gänsekiel über das Büttenspapier fegen, daß es knirschte. Als er den Bogen schließlich überflog, war er nicht gerade durchweg leserlich. Pastor Henrich Leonhard Rickmeier in Meinberg aber bekam folgendes zu hören:

Monsieur tres honoré ami. Verhalte Euch nicht, daß ich den Amtschreiber in Horn zu ihm gesandt, um wegen eines Ehehandels der Niedermeierschen in Brüntrup mit dem jungen Landsberger daselbst geziemend zu berichten. Die Meiersche weiß, was uns und der gnädigsten Herrschaft an diesem Handel gelegen. Der Tenor ist da. Soll das nicht mehr gelten, so bedenken Euer Ehren sans passion, was Seiner Hochgräflichen Gnaden Wort noch gelten soll, daß wohl Reputation genug vor sie sei. Man möge doch unvergessen sein, qui potestatem habet, auch wenn sich die Meiersche der Freiheit berühmet. Was nützt doch das Spiegelfechten? So elenden Verstandes wird ja wohl keiner sein, der nicht so bald gemerket, warum dieses procedere. Patience. Nun wolle man der bonté sein und greife es am rechten an. Dabei wird ein jeder seine Not wohl sagen. Recht dem Recht gebühret. Das Gegenteil

auch! Denn so kann es nicht bleiben. Wenn Euer Ehren das deucht, daß Umleitungen darunter sein, sehet der Herr, so protestiere er dagegen. Will es nicht verhoffen. Soviel aber nur zur Richtigkeit nötig, kann und mag alles nicht schreiben. Dann ich wohl weiß, wie zuweilen der Worte Interpretationen fallen. Wissen's wohl, er werde dennoch fleißig sollizieren und, was man versehen, remediieren.

Euer Ehren dienstwilligster  
Landdrost

## VII.

Nur wenige Tage vergingen, da stand Pastor Rickmeier vor der Niedermeierin. Von Schwiermann hatte er sich erzählen lassen, daß unerwartet neue Heiratspläne im Gange seien, die sie früher bestimmt abgeleugnet hatte. Es wurde Wulffs zu Niederheesten Sohn genannt. Wenn auch niemand etwas genaueres wußte, so kam dem Pastor gerade diese Wendung sehr verdächtig vor.

„Wie seid Ihr doch dazu gekommen, Meiersche,“ fragte er sie, nachdem er sie über den Zweck seiner Sendung aufgeklärt hatte, „daß Ihr den jungen Landsberger, obwohl Ihr Euch gegen den Amtsschreiber Schwiermann und dessen Zugeordneten erklärt, daß Ihr noch mit keinem Menschen sonst Euch ehelich wieder eingelassen, itzo repudiieren wollet? Ihr habt ihm doch zugesagt?“

Die Eheschließung mit Wulffs zu Niederheesten Sohn war in der Tat ein Gedanke ihrer Schwäger gewesen, weniger jedoch, um sie wirklich zustande zu bringen, als um die Landsberger endgültig fernzuhalten. Die Meierin dachte ernstlich an den einen so wenig als an den anderen. Man hatte ihr aber eingeredet, wenn man sie bedrängte, an diesem Verlöbniß festzuhalten, und sie tat nun, wie man ihr riet.

So antwortete sie auch jetzt dem Pastor:

„Es ist wahr, Ehren Pastor, daß ich zwar gegen den gemelten Amtsschreiber und dessen Gefährten gesagt: bin noch frei, bin es aber nicht gewesen, sondern hatte mich mit einem andern eingelassen. Lebe dann der Zuversicht, die gnädige Herrschaft wird mir darüber keine unverdiente Ungnade zuwerfen.“

Pastor Rickmeier schüttelte zu dieser Erklärung bedenklich den Kopf.

„Wie habt Ihr Euch so versündigen können, Meiersche?“ fragte er.

„Wie das, hochhehrwürdigster Herr – ?“

„Ihr habt doch,“ sagte der Pastor mit Schärfe, „ehe und bevor Ihr mit Wulffs Sohn angebunden, dem Landsberger die Ehe versprochen? habt gar zu ihrer Befestigung eine Ring angenommen, auch bei dem Weggehen, wie sie das Hornsche Bier schon getrunken, ihn zu Euch auf Euer Bett admittieret, ich will Euch sagen: zugelassen?“

Anna Magdalena hatte zuerst lebhaft widersprochen, während der letzten Worte des Pastors aber ihren Blick auf ihren Schoß geheftet. Nun wandte sie sich ab und starrte ins Leere. Sie fühlte, daß sie mit ihrer Lüge nicht weiterkam und schämte sich. Sie wußte nicht mehr, wie sie sich frei machen sollte. Ihre alte Ratlosigkeit in Dingen, die über den gewohnten Kreis ihrer Wirtschaftssorgen hinausgingen, lähmte sie unerträglich und machte sie unsicher und furchtsam.

Mein Gott! jammerte sie, man sollte sie doch zufrieden lassen. Sie wollte von keinem Menschen etwas. Warum bekümmerte sich jetzt alle Welt um sie? Sollte das denn gar kein Ende nehmen? Sollte sie aus dieser Bedrängnis nicht mehr herauskommen? Dieser Bedrängnis, die sie kaum noch ruhig schlafen ließ? Fürchtete sie nicht schon jeden Menschen, der ihr in den Weg trat? Wie war ihr das alles früher so gänzlich unbekannt gewesen. Warum hatte sie ihr seliger Mann nicht mitgenommen, daß sie endlich an seiner Seite auch ihren Frieden hatte?

Pastor Rickmeier wandte kein Auge von ihr und glaubte zu bemerken, daß das böse Gewissen in ihr arbeitete, weil sie nichts rechtes zu sagen wußte. Sein göttlicher Zorn kam über ihn und brannte ihn, daß er zu eifern begann in Haß und Güte.

„Meiersche,“ redete er gewaltig auf sie ein, als wäre seine Stimme selbst die Posaune des jüngsten Gerichts, „Meiersche, wie konntet Ihr Euch so versündigen? Wisset Ihr nicht, daß Gottes Zorn vom Himmel wird geoffenbart über alle gottlosen Wesen, so die Wahrheit in Lügen verwandelt? Wisset Ihr nicht, daß Gottes Zorn strafet, so den Ehebrechern gleich in den Begierden ihres sündigen Fleisches vergehen? ‚Trübsal und Angst über alle Seelen der Menschen, die da Böses tun!‘ spricht der Herr. Schon hat der Satan Euch in seinen Krallen, maßen er Euch in Euern unkeuschen Lüsten versucht. Der Satan ist ja ein Lügner von Anfang und ein abgesagter Feind des Bildes Gottes, er lohnt seinen Knechten übel und spottet ihres Leids, das ist seine Freude, weil er keine Hoffnung zur Gnade hat. Aber er kann nicht weiter, als der all-

mächtige, ewige, getreue, liebe, himmlische Vater ihm läßt, der kann ihm den Raub nehmen und seine Schäflein noch aus seinem Nachen reißen. Besinnet Euch auf Euch selbst, auf Euer graues Haar, auf das Wachstum Eurer Felder und alles Gedeihen um Euch, so es noch Zeit ist. Will menschlich mit euch reden, Meiersche, um der Schwachheit Eures Fleisches willen. Kommt, ich will mit Euch beten, daß Ihr nicht in Anfechtungen verfallt. Von gutem Gewissen will ich Euch reden, Ihr aber habet Euch umgewandt zu unnützem Geschwätz. Wir sollen und müssen in dieser Welt züchtig, gerecht und gottselig leben. Wollet Ihr dahingehen, für unzüchtig angesehen und gehalten sein? – Wollt Ihr das? – – Oh, Ihr wollet es nicht! Demnach, wer da will für keusch und züchtig angesehen werden, meide für allen Dingen und mit höchstem Fleiß alle Narreteidungen, so den Christen nicht geziemen, und seimäßig und züchtig in Worten und Werken. – In Werken, Meiersche! . . . Kommt, laßt uns miteinander beten! Der Geist hilft unserer Schwachheit auf. Sollte nicht auch das verstockteste Sünderherz zu erwecken sein, wenn es der Herr, unser Gott, will? Um wie viel mehr Ihr, Meiersche, die Ihr Euren Heiland fleißig in der Kirche und im Hause suchtet?“

Anna Magdalena wagte sich kaum zu rühren. Ihr Herz schlug hörbar. Eingeschüchtert erwiderte sie mit leiser Stimme:

„Kann nicht leugnen, hochehrwürdigster Herr Pastor, von dem Landsberger einen Ring bekommen zu haben. Kann auch nicht leugnen, maßen ich ihn auf sein hartes Zumuten auf meinem Bett hab' schlafen lassen – –“

„Und itzt wollet Ihr Euch sperren,“ unterbrach sie der Pastor voll Eifer, die Augen aufreißend, „eine so vorbereitete Ehe zu vollziehen? – – Meiersche, bedenket Euern Gott, dem Ihr einstmals vor seinem himmlischen Thron werdet Rechenschaft abzulegen haben! Welcher geben wird einem jeglichen nach seinen Werken! Bedenket Euer letztes Stündlein, wenn Ihr vor seinem güldenen Tor in Euerm Büsserhemde stehet, demütig Einlaß heischend. Siehe, dann wird der Herr zu Euch sprechen, wie zu dem Engel der Gemeinde zu Laodicea: , Ich weiß deine Werke, daß du weder kalt noch warm bist. Ach, daß du kalt oder warm wärest! Weil du aber lau bist und weder kalt noch warm, werde ich dich ausspeien aus meinem Munde.' Bedenket aber auch, daß die strafende Gerechtigkeit hier schon auf Erden ihres irdischen Amtes waltet und den Sünder der fleischlichen Lust aus dem Lande jagt, wenn er in

seinem unbußfertigen und verstockten Herzen beharret. – – Oh! Ihr seid abgrundtief gesunken, Meiersche!“

„Höret auf, Hochehrwürdigster!“ schrie endlich die Meierin in ihrer grenzenlosen Qual. „Das Herz drehet sich mir im Leibe . . .“

„Lasset es mich treten mit derben Schuhen und spitzen Nägeln, so es noch blutet!“

„Bin so strafbar nicht, wie Ihr wähnet . . . bin nicht so verworfen. – Mein Gott! was soll ich tun? – – Wie konnte Landsberger so unbescheiden zu mir aufs Bett fallen? Wie konnte er mich so übertölpeln? Wenn er mich wirklich von Herzen liebet, wie er vorgibet, wie wollte es dann zugehen, daß er mich so schmähen konnte?“

„Was ihr beide in der Torheit eurer Herzen gesündigt, könnt ihr in eurer Ehe durch rechtschaffenen Wandel wieder sühnen. Wie gnädig ist euch der Herr, da er euch die Zeit dazu noch lässet.“

„Ehren Pastor, glaubet Ihr dann wirklich, daß etwas Sündiges geschehen ist?“

„ Der Landsberger hat es gesagt und der Schein ist wider Euch, Meiersche – “

„Kann aber beschwören – – “

„Meiersche,“ unterbrach sie der Pastor und erhob die Hand wie zur Abwehr, „bedenket die Heiligkeit des Eides, ob man Euch auch glaubet. Schon eine Lüge lastet auf Euerm Gewissen! Da kommet Ihr nicht von ab. Sie eifert wider Euch in den Tagen Eures Lebens bis an Eures Sterbens Ende. Man kann es dem Landsberger nicht verdenken, daß er bei seiner Obrigkeit Schutz suchet, wenn er vermeinet, daß ihm zu kurz geschehe. Die Wahrheit hingegen ist der Spiegel, in dem das Bild unseres Herzens sich präsentiert. In Euerm Leben sollet Ihr nicht ärgerlich oder nachlässig sein, damit Euch nicht der Fluch des Herrn treffe, sondern vielmehr sorgfältig sollet Ihr sein und große Sorgen tragen für Euch, damit Ihr aufrichtig, wahrhaftig und treuherzig gegen alle Menschen erfinden werdet.“

„Mein Gott! mein Gott!“ wehrte sie sich mit ihrem ganzen armseligen Widerspruchsgeist, der gewöhnlich versagte, wenn sie in Fährnisse geriet. „Wie soll ich das alles begreifen? Wie soll ich begreifen, daß sein Vater solches nicht verhütet und den trunkenen Kerl in seinen unziemlichen Begierden gesteuert. Kann denn ein ehrlicher Vater einer solchen Verunehrung einer ehrlichen Frau durch seinen Sohn zusehen?“

„Hätte er’s gewußt, er hätte ihm gewiß gesteuert.“

„Und bedenket, Ehren Pastor, wenn er wirklich mein Mann wird, was soll ich seinen Kindern sagen, so uns Gott sie schenkt, wie ihr Vater an mir gehandelt? Wie soll ich sie lehren, ihn zu ehren, da ich selber dieser Achtung gar gänzlich entblößet bin? Mein Seeliger hätte das nie an mir getan und ging doch auch am Krug nicht vorüber. Aber sinnlos war er nie.“

Unwillkürlich traten Anna Magdalena Tränen in die Augen, und sie rang in ihrer Not die Hände.

„Lasset Euern Seligen aus dieser Sache,“ erwiderte Pastor Rickmeier nachdrücklich, aber merklich ruhiger werdend. „Denn ein Weib, das unter dem Manne ist, dieweil der Mann lebet, ist sie verbunden an das Gesetz; so aber der Mann stirbt, so ist sie los vom Gesetz, das den Mann betrifft. So spricht es die heilige Schrift in ihrer Einfalt, und so bewährt sich’s auch im täglichen Leben. Hier handelt es sich nicht mehr um Eure Vergangenheit, die tot und dahin ist, sondern um Eure Zukunft, für die Ihr lebet und sorget. Mit dieser Eheschließung fängt das neue Gesetz für Euch an. Wenn der junge Landsberger in seinem Unge- stüm unziemlich an Euch gehandelt hat, rechnet es ihm nicht an, die- weil er nun Euer Mann wird und reiniget, was er versehen. Ich selbst will für ihn bitten. Er wollte Euch gewiß nicht schmähen.“

„Wie soll ich das glauben?“ entgegnete sie bitter.

„Glaubet ihm und vertrauet ihm. Es ist sonst keine andere Ursache abhanden, warum die so versprochene Ehe ihren Fortgang nicht ge- winnen sollte. Beide seid ihr gleichen Standes und Herkommens, also daß einer des andern wohl wert. Und wäre er wirklich noch zu jung, wäre dennoch sein Vater so bald nahe an der Wand und in selbigem Dorfe wohnend, könnte alle Stunde mit Rat und Tat an die Hand ge- hen.“

Als Anna Magdalena nichts erwiderte, fuhr er mit gehobener Stimme fort:

„Vor allem aber, Meiersche, hütet Euch vor der Herren Ungnad, weil Ihr Hochgräfliche Gnaden diese Partei gern haben wollen.“

Da stand das drohende Gespenst wieder vor ihren Augen! Das gräßliche Gespenst, das ihr alle Besinnung benahm, das ihr auch jetzt wieder die ruhige Überlegung störte.

Angstvoll schielte sie nach dem Pastor.

„Will nicht hoffen, deswegen Ungnad zu befahren zu haben – will wegen der Heirat keinen ungnädigen Landesherrn haben.“

„So seid Ihr recht gesonnen, Meiersche. ‚Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat; denn er ist keine Obrigkeit ohne von Gott; wo aber Obrigkeit ist, die ist von Gott verordnet‘, spricht der Herr. Schon in der Schule lehrte man es Euch. Wie Gott seine Lehrer und Prediger zu Wächtern der Menschheit gesetzt, also auch und im Gegenteil sollet Ihr die Lehren Eurer Seelsorger in acht nehmen und denselben nicht widerstreben. Denn die, die da ihnen widerstreben, die widerstreben Gottes Ordnung und werden über sich ein schreckliches Gericht ziehen.“

Anna Magdalena nickte mechanisch. Sie hatte sogar den Bibelvers leise mitgesprochen.

„Wäre doch präsumierlich,“ fuhr der Pastor fort, „daß die hohe Landesherrschaft als Landes- und Gutsherr das Beste Eures Hofes und nicht das Ärgste suchen werde. Hochgedachte Herrschaft will aber niemand anders noch liebers auf diesem Hofe haben, als eben den jungen Landsberger. Er ist dazu qualifiziert genug und die Heirat nach dem Willen der Herrschaft dem Hofe am zuträglichsten. Ihr habt also nicht Ursache, Euch hierin zu weigern und die dem jungen Landsberger versprochene Ehe wieder abzusagen.“

Anna Magdalena stöhnte auf und nickte dann wieder vor sich hin.

„Wenn es von Gott versehen, könnte solches wohl geschehen,“ sagte sie leise vor sich hin. „Seinem Willen will ich mich befehlen.“

„Lasset Euch nicht von Eurem Geschwei die Ohren vollblasen. Höre, und bin des Erstaunens, sie sind eifrig am Werke. Es sind nicht alle Israeliter, die von Israel sind; auch nicht alle, die Abrahams Same sind, sind darum auch Kinder. Es ist aber ein köstlich Ding, daß das eigene Herz fest werde, welches allein geschieht durch Gottes Gnade. Darum betet, Meiersche, betet ohne Unterlaß, daß der Herr Euch erleuchte und Euch in Eurer Herzensnot nicht verlasse.“

Die Meierin konnte kaum noch folgen, so wirr war ihr im Kopfe geworden. Was sollte sie auch noch sagen und erwidern? Alle Worte verdrehte man ihr und legte sie aus, wie man es wollte und wie sie es niemals gemeint. Es war doch alles vergebens. Wenn sie nur die fürchterliche Angst los würde! Die Vorstellung, daß man beabsichtige, sie von Haus und Hof zu jagen! Wer konnte sie schließlich davor retten? – –

Ihre Schwäger und Verwandten?

Sie hatte es nicht bemerkt, daß der Pastor sich erhob und sich von ihr verabschiedet hatte. Dann aber sah sie, wie er in seiner Würde sicher und fest dahinging.

Sie begleitete ihn bis zum Hoftor und knixte ehrerbietig hinter ihm her.

Beim Abschied drehte er sich noch einmal um und legte ihr die Hand auf die Schulter.

„Siehe zu, du bist gesund geworden; sündige hinfort nicht mehr, daß dir nicht ein Ärgeres widerfahre“, so spricht der Herr, unser aller Gott. Seinem Schutz sei Euch und Euer Haus empfohlen.“

An jenem Nachmittage ging Anna Magdalena zu dem Grabe ihres verstorbenen Mannes, warf sich an dem Erdhügel in den Schmutz und weinte sich aus.

## VIII.

In dem Krüge zu Cappel traf Wallbaum eines Tages den jungen Landsberger mit seinem Schwager Simon Meier.

Bei seinem Eintritt verstummte die Unterhaltung. Wallbaum verdroß es, als er die Anwesenden erkannte. Unter seinen buschigen Augenbrauen verkniffen sich seine Blicke. Ein kleiner Kläffer bellte ihn an, bis ihn ein Fußtritt des Wirts zur Ruhe brachte. Klagend verkroch er sich unter dem Schenktisch und rollte sich dort zusammen.

Wallbaum setzte sich allein an einen Tisch und bestellte ein Glas einländisch Bier. ihm gegenüber an dem Ofen wärmte sich Schloßkorporal Heinrich Grave. An einem andern Tisch saßen zwei Männer, Viehhändler augenscheinlich, die Wallbaum nicht kannte.

Grave grüßte hinüber, Wallbaum dankte brummend. Die Grüße der anderen beachtete er nicht.

Der Krüger brachte ihm das Bier.

„Gesundheit!“

„Hm.“

Der Krüger stellte sich, die Hände auf dem Rücken, an das Fenster und schaute prüfend zum Himmel. Ein endloser Regen hatte den kaum noch durchfrosteten Boden unergründlich durchgeweicht.

„Schwer durchzukommen vandage,“ bemerkte er.

Niemand erwiderte etwas.

„Könnte bald besser werden.“

„Weiß nicht, finde es ganz gemütlich hier,“ sagte Grave. Er bemerkte es in einem Ton behaglichster Befriedigung und scheuerte seine breiten Rücken noch schmeichelnder an dem behäbigen Ofen. Seine langgeschossenen Beine hatte er breitspurig ausgestreckt und die großen Fäuste in seinem Wams vergraben.

„Soll ich nachlegen?“ Der Krüger wandte sich geschäftig an den Schloßkorporal.

„Hab' 'n Genügen dran,“ erwiderte dieser, „für meinewegen nicht.“

Wieder schaute der Krüger dem gleichmäßig fallenden Regen zu.

„Wo willst du hin, Wallbaum?“ fragte er diesen.

„Hause,“ gab der widerwillig zur Antwort.

„Hast eingekauft?“

„Hm.“

Der Krüger blieb noch eine kurze Weile am Fenster, dann machte er sich an seinem Ausschank zu schaffen, spülte Gläser und reichte sie ein.

Die beiden fremden Männer sprachen leise miteinander und taten sich von Zeit zu Zeit Bescheid.

Die Landsberger Sippe fühlte sich unbehaglich. Simon Meier begann zu pfeifen, um darüber fortzukommen.

Wallbaum hatte die Arme auf den Tisch gelegt und starrte unverwandt in sein Glas.

Grave, der die beiden feindlichen Gruppen eine Weile betrachtet hatte, spuckte schließlich aus. In seinem grobknochigen Gesicht begannen seine grauen Augen zu schillern. Grinsend verzogen sich seine Mundwinkel.

„Potsch hundert Gift! – Wallbaum, – kann mich wundern, daß du nicht bei deinen Verwandten sitzen gehst.“

„Verwandte? . . . wieso?“ fragte Wallbaum eifrig; „weiß hier nichts von Verwandten!“ Hastig trank er sein Bier aus und forderte ein neues Glas.

„Sperr dich nicht, dummer Kerl! weiß doch jedes Kind auf der Straßen, daß der Landsberger und dein Schwiegerinne Eheleute sind.“

„Daß dich das Donnerwetter!“ brauste Wallbaum auf. „Dem ist nicht also! – Will dem die Zähne einschlagen, der also kürt! Mein Bruder selig hat mir Vollmacht geben, auf'n Hof zu bringen, wen ich will. – Wen ich will – – daran halt' ich fest! – Daß Ihr's doch alle wißt! Wärest

du zu mir kommen,“ – er wandte sich an Landsberger, der verlegen an ihm vorbeisah –, „und hättest mich angesprochen, hättest die Meiersche etwan haben können. Nunmehr aber, maßen du solches nicht getan, soll es auch nicht sein!“

„Soll es mit meinem Schwager nicht mehr fortgehen?“ fragte Simon Meier.

„Was fragstu noch darnach?“ antwortete ihm Wallbaum grob. „Das soll nicht sein, hast gehört. – Aber mit’m Wulff – ja mit dem soll es richtig gemacht werden.“

„Warum suchstu die Heirat zu hindern?“ fragte ihn Simon Meier unbeirrt. „Weißt doch, daß unser gnädiger Herr und der Herr Drost diese Heirat gern sehen.“

„Wat Herr! wat Drost!“ rief Wallbaum erbost. „Wat geut dat den Herrn odder Drosten an? . . . He?“

„Wallbaum!“ unterbrach ihn der Korporal, „bist doch sonst ‘n netten Mann! Schlag mich der Donner! Wirst dich noch um Hals und Kragen schwätzen. Seh dich schon am Galgen baumeln! – Geh her, spendier eins! Geht nichts über’n nassen Tropfen.“

Wallbaum wurde zornrot.

„Laß mich zufrieden . . .“

„Daß dich der Teufel hol, Filz gemeiner! – Laß dich auf Abbruch verkrämeren. – Geh her, spendier eins, ich halt dagegen.“

„Schwager,“ sagte Simon Meier und sah Wallbaum frech an, indem er sich über den Tisch beugte, „hättest ihm nur die 30 Taler, so er Euch noch schuldet, verehren sollen, das Ehowerk wär anders zu Richte kommen.“

Grave lachte schallend auf, daß ihm das Wasser aus den Augen lief.

„Obacht, Wallbaum! Laß dich nicht koujonieren! . . . Geh her, spendier eins – –“

Nun wurde es auch dem jungen Landsberger zuviel.

„Die Meiersche hat mir die Ehe zugesagt und die Hand darauf gegeben,“ sagte er mit Nachdruck und loderte Wallbaum herausfordernd an.

„Und wenn dir meine Schwiegerinne die Ehe tausendmal zugesagt und die Hand gegeben,“ überschrie ihn Wallbaum, „soll es doch nicht sein und sollte es mich auch gleich 100 Taler kosten, denn ich die Macht darüber habe.“

„Sollst die 100 Taler hier niederlegen,“ meinte Grave, „bald gibt’s fröhlich Kindertaufen.“

„Ist nicht wahr,“ unterbrach ihn Wallbaum, schon heiser vor Wut, „daß sich mein Schwiegerinne diesem Kerl da hingeben –“

Wallbaum sprang auf und schlug mit den Fäusten auf den Tisch. Dabei schüttete er sein Bier um.

„Und ist beim Teufel doch wahr!“ beehrte ihm trotzig der junge Landsberger auf und ballte auch seine Fäuste.

Die beiden fremden Männer hatten schon längst ihr Gespräch unterbrochen und warteten gespannt auf den Ausgang dieses ihnen unbekanntes Streits. Mit offenem Munde verfolgten sie die Bewegungen der Gegner und nickten sich belustigt zu.

„In ,n Kreoge kann man ollhand wat för’n Grössen teo wieten krüigen, wat’n Daler wert es,“ sagte der eine dem andern.

Als sie sahen, daß Wallbaum sich auf Landsberger stürzen wollte, traten auch sie zur Abwehr dazwischen.

Doch Wallbaum begann nicht erst den ungleichen Kampf.

„Kreuger, wat krigste?“ rief er durch die Stube.

„För twen Glas Beuer teuggen Pennige.“

Wallbaum warf ihm das Gewünschte auf den Tisch und verließ dröhnenden Schritts das Haus.

## IX.

Als der Landdrost vernahm, daß die Eheschließung trotz aller Vorstellungen und Einreden nicht von der Stelle rücken wollte, ließ er den alten Landsberger zu sich kommen und sagte ihm:

„Es gehe, wie es gehe, es muß nun Prozeß geführt sein. Es koste, was es wolle, es währe kurz oder lang, ist mir alles gleich. Ich weiche nicht, worinnen ich recht habe. Ich kann nicht finden, warum man soviel Lärmens macht. So soll es der Richter. Besprich dich mit deinem Jungen, wie es Euch am besten glücken soll, und dann meldet Euch in Detmold am geistlichen Gericht. Ich will Euch nicht verlassen und will alles vorbereiten. Laß deinen Jungen festhalten. Ein Pferd kennet man an der Stärke, einen rechtschaffenen Kerl am Mute.“

Es sollte geschehen, wie der Landdrost befahl.

Als aber der alte Landsberger heimkam, konnte er seinen Sohn nicht finden. Den ganzen Tag hatte man ihn nicht gesehen. Niemand wußte zu sagen, wohin er gegangen war oder wo er sich aufhielt. Der Alte fragte fast von Haus zu Haus, vergebens.

Es verging der Tag. Es vergingen auch die nächsten Tage.

Johann Bernd Landsberger war auf dem Wege nach Belle.

Kaum hatte er gehört, daß sein Vater wieder einmal den Landdrosten aufsuchen wollte, so verließ er ungesehen das Haus und schlich sich durch eine wegekürzende Twete auf das Feld. Niemand begegnete ihm. An den Hecken entlang sich duckend, jagte er vorwärts und fing erst an zu verschnaufen, als er die ersten Bäume des Höntruper Waldes hinter sich hatte.

Atem suchend lehnte er sich an einen Baum und fuhr sich mit dem Ärmel über die erhitzte Stirn. In vollen Zügen sog er die frische Luft ein.

Es war einer jener herben Vorfrühlingstage, die köstlicher Balsam für Augen und Lunge sind. Vom wolkenklaren Himmel herab leuchtete sieghaft die Sonne, die stark macht und mit ihrer erfrischenden Lebenswärme kräftig in die wintermüden Glieder dringt.

Geschwätzig und in hastigen Sprüngen rieselt der schmelzende Schnee von den aufgeworfenen Schollen der Äcker und sammelt sich in den Gräben zu leuchtenden, plätschernden Rinnsalen. Die Felder scheinen zu dampfen. Die tausendfach gebundenen Erdenkräften atmen der unerschöpflichen Auferstehung entgegen. Und ist doch alles nur erst ein Ahnen, und noch nirgends das Knospen des erwachenden Lebens.

Die Ferne mit ihren Bergen und Wäldern schimmert wie eine blaue Wundermär. Alles fließt ineinander, überirdisch aufgelöst, wie kindliche Gedanken und Spiele. Tautropfen gleich blitzen in dem Dunst verstreut kleine blanke Häuschen und Kirchen auf.

Lange schaute Johann Bernd in seiner Einsamkeit den Weg zurück, den er heraufgeflüchtet. Wie heiß es ihm war wie Gesicht und Hände glühten. Seine Augen glänzten von innerer Erregung, Sonnenstrahlen spielten in ihnen. In sein Gesicht kommt fast etwas wie Schönheit, wie der Ausdruck lang' entbehrter Glückseligkeit. Der starke Frühlingsatem macht auch diesen Jungen trunken, als säße er in der Schenke hinter seinem Branntweinglase. Wunderseltsam wurde ihm zu Sinn, je mehr sich in der keuchenden Brust sein Herzschlag beruhigt, leicht, froh, übermütig.

Noch hatte man ihn nicht – noch nicht!

Seine ganze Jugendkraft empörte sich. Laut schallend lachte er auf, als er sich das verblüffte Gesicht seines Alten vorstellte. Deutlich sah er, wie sich sein linkes Auge vor Wut noch fester zukniff und das andere katzenartig funkelte. Daß er gerade ihm diesen Streich spielte! Er würde gewiß toben und ihn schlagen wollen. Unwillkürlich strafften sich seine Muskeln, seine Hände ballten sich zu Fäusten. Hatte er nicht auch Kräfte? Hatte er nicht unlängst Tönies Meier zu Boden geworfen und zerstrobelt, daß ihm das Blut aus Nase und Mund rann? Und er galt doch als der kräftigste in der Umgegend. Man sollte es nur versuchen!

Was auch hinter ihm lag, jetzt lachte er darüber.

Eine Waldmaus raschelt neben ihm im Fallaub. Es drängt ihn weiter durch den Wald, immer schneller, immer flüchtiger. In den verwesenden Blättern muß er zuweilen tief waten. Schlinggewächse wickeln sich um seine Füße, so daß er mit seiner Sehnsucht kaum Schritt halten kann. Moderduft schlägt ihm entgegen. Ein Hase schreckt auf, schlägt einen Haken und bringt sich in Sicherheit. Raben streichen schwerfällig aus dem Holz und wiegen ihr schwarzglänzendes Gefieder in der tiefblauen Luft.

Johann Bernd war es nicht gewohnt, viel am Himmel zu suchen.

Er hat das Gehölz durchquert. Sein Weg führt ihn talabwärts durch Schluchten wieder auf freie Felder. Sie sind durch manns hohe Hecken voneinander getrennt, an denen er entlang ging. Ein Schwarm Sperlinge stob vor ihm auf. Gewohnheitsmäßig warf er seinen Knüppel hinter ihnen her, daß sie laut schülpend in alle Winde davonflogen. Vogelfreies Vagabundenpack! War doch landesherrlich verordnet, daß jeder Bauer je nach der Größe seines Kolonats alljährlich eine bestimmte Anzahl dieser Schädlinge an Korn und Früchten in den Amtsstuben abzuliefern hatte. Ein armer Kerl war flügel- und fußlahm geschlagen, daß er in seiner Todesangst laut klagend am Boden umhertorkelte. Johann Bernd sprang auf ihn zu, zertrat ihm den Kopf und steckte ihn in die Tasche.

Dann eilte er weiter. Der erste Schmetterling umgaukelte sonnenfroh vertrocknete Gräser. Kaum daß er ihn bemerkte.

Vor Herrentrup bog er auf die Landstraße ab. Sie war durch Wagen Spuren stark zerfurcht. In den ausgedehnten Pfützen spiegelten sich die kahlen Gerippe der am Wege stehenden hochaufgeschossenen, dünnästigen Pappeln. In dem glitschenden Kot, der ihm zuweilen über die Stiefel rieselte, stapfte Johann Bernd rüstig vorwärts.

Auf Nebenwegen suchte er unerkannt durch das Dorf zu kommen. Wohnte doch in Herrentrup seines Vaters Schwester Kathrina, die in diesen Wochen den verwitweten Obermeier in Brüntrup, der Meierin Nachbarn, heiraten wollte.

Bald stand er vor dem Graben des Herrensitzes derer von Mengersen in Reelkirchen. Hinter den Schießscharten der hohen Ringmauer blitzte zuweilen der blinkende Eisenhelm eines reisigen Söldlings auf. Hundeblauff und Rossetrampeln erscholl aus dem Burghof. In rostigen Angeln knarrten die eisenbeschlagenen Torflügel und wurden eifertig zurückgeschlagen, daß sie dumpfdröhnend gegen die Mauer prallten. In der Umrahmung des wappengeschmückten Tores erschien ein Zug Ritter und Knechte, alle in leichter Wehr, in ihrer Mitte eine Koppel kläffender Rüden. Klirrend rasselten sie über die steinerne Brücke und Roß Roß und Reiter spiegelten sich buntfarbig in der klaren Flut des Wassers. Johann Bernd trat zur Seite und zog bescheiden seine Kappe. Man bemerkte ihn nicht.

Es waren die ersten Menschen, denen er begegnete.

Im Dorf ging es lebhafter zu. Die Bewohner drängten geschäftig zur Sonne. Mancher Zuruf eilte beschwingt über die Straße. Hier und da klapperte auf einer Diele in rythmischem Gleichfall der Dreschflegel. Betten und Strohsäcke füllten die Fenster oder lagen breitmassig aufgeschüttelt über den Zäunen. Wäsche war zum Trocknen aufgehängt, es war viel Kinderzeug darunter. Die Misthaufen vor den Häusern dampften und Hühner scharrten eifrig auf ihnen herum.

Hinter dem Dorf lief die Straße stark bergan und verlor sich im Gehölz. Sie war wieder menschenleer.

Endlich kam Johann Bernd auf den breiten Weg, der ihn in kurzer Zeit nach Belle brachte.

Ohne sich aufzuhalten, betrat er Kaups Kolonat. Hastig drängte er gegen die Haustüre, stieß sich aber die Knochen, denn sie war verriegelt. Er rüttelte wiederholt, doch sie gab nicht nach. Mit seinem Stiefel polterte er gegen das Holz; auch das half ihm nichts, es meldete sich niemand. Er umschritt das ganze Haus, aber auch auf der Hinterseite konnte er niemand bemerken. Die Fenster waren verschlossen.

Johann Bernd war blaß vor Ärger und Aufregung geworden. Als eine junge Katze ihm unversehens in den Weg lief und vor ihm einen krummen Buckel machte, gab er ihr einen so derben Fußtritt, daß sie klägend im Bogen davonflog. Mit einem Fluch verließ er den Hof und

spuckte aus. Auf der Straße starrte er ratlos vor sich hin. Noch einmal schaute er sich nach Kaups Haustüre um, fand aber nichts verändert.

Schon wollte er den Krug aufsuchen, um seinen Mißmut mit einigen Gläsern Branntwein hinunterzuspülen, als ihm der Gedanke kam, zuvor die alte Mickische aufzusuchen und sie, die gewöhnlich alles wußte, zu fragen, wohin Kaups gegangen wären.

Die alte Mickische kannte man in der ganzen Umgegend. Sie lag viel auf den Straßen, war bald hier, bald dort und hatte gewöhnlich ihre Taschen voll neuer Zeitungen. Um ein Stück Brot zu erschnappen, erzählte sie jedem, was er am liebsten zu hören wünschte, und brachte dabei unbedenklich auch manche Lüge und Verleumdung auf die Beine. „Suppenfreundin“ nannte man sie weit und breit, und gegen wen sie ihr abgründiges Lästermaul aufriß, kreuzte hinfort ungerne ihren Weg.

Johann Bernd trat bei ihr ein. Sie hockte auf einem niedrigen Schemel, einen Korb im Schoße, vor einem Wasserkruge und schabte sich ein paar Steckerrüben für die Mahlzeit. Sie war ein vom Alter krumm gewordenes Weib, in ihrer Kleidung nachlässig, schmutzig und zerrissen. In ihrem blatternarbigem, verrunzeltem und verwittertem Gesicht verriet kaum ein Zug ihre gewohnheitsmäßige Bosheit, doch schaute sie nicht auf. Schwer lasteten die Lider auf den Augen, sie sah und hörte aber alles.

Johann Bernd lehnte sich ihr gegenüber an eine Anrichte und beobachtete sie. Keiner wollte anfangen zu reden. Die Mickische ließ ihre Rüben, eine nach der andern, ins Wasser plumpsen. Johann Bernd zog ein Taschenmesser hervor, um aus einem am Herde liegenden Kieferkloben Kienspäne zu schnitzeln. Plötzlich hielt er ein, zuckte mit den Augen und riß einen winzigen Splitter aus dem Daumen. Geärgert warf er Ast und Kienspäne wieder fort.

„Sind Kaups nicht inne?“ fragte er endlich und tat gleichmütig und hochfahrend.

Die alte Mickische schwieg, als hätte sie nichts gehört, und warf eine Rübe ins Wasser. Ihr Messer strich sie am Rande des Korbes ab und putzte es noch zwischen zwei Fingern.

Scheel sah Johann Bernd ihr zu, verbiß aber seine Ungeduld.

„Mickische – so gebet mir doch Bescheid! – sind Kaups nicht inne?“ fragte er nochmals dringend.

Die alte Mickische wandte keinen Blick von ihrer Arbeit und schabte an ihren Rüben.

„Wüßte nicht, daß sie hier wohnen,“ gab sie gehässig zur Antwort.

„Daß der Teufel dir den Hals umdreht, du . . . du Schandmaul –,“ brüllte er sie an und wollte zur Türe hinaus.

Er besann sich aber und blieb wieder stehen.

„Mickische – ich – ich muß die Agnete sprechen – –“

„So gehet zu ihr.“

„Tor und Tür sind verschlossen –“

„Weiß es wohl.“

„Und Ihr saget mir nicht, wohin sie ist?“

„Seid mir ein feiner Geselle! Auf der Meierschen Hof zu Brüntrup habt Ihr'n übertätiges Gezech gehabt. – Was wollet Ihr tun?“

Johann Bernd trat schnell auf die Alte zu und legte ihr die Hand beschwichtigend auf die Schulter.

„Mickische, ich hab' mit der Niedermeierschen zu Brüntrup nichts zu tun!“ sagte er eifrig, aber eindringlich und bestimmt.

„Und seid mit der Meierschen ehelich versprochen.“

„Das Gras unter meinen Füßen soll vertrocknen, gedächte ich die Agnete nicht in Ehren zu haben,“ beteuerte er stets auf neue.

Die Alte erwiderte nichts.

„Mickische,“ bat er nun, „langet die Agnete her. – Ihr wißt, wo sie steckt. Langet sie her. Will's Euch gedenken bis ans Ende meiner Tage. 'n bunt' Tuch will ich euch auf'm kommenden Fastelmarkt verehren, alles so Ihr wollet.“

„Kann in Ewigkeit nicht sein, was Ihr begehret.“

Verdrossen nagte Johann Bernd an seiner Unterlippe. Es fiel ihm nichts mehr ein, die alte Frau gefügig zu machen. Er wollte aber auch nicht fort.

So verging eine Weile.

„Wird dem Musjö auch unvergessen sein,“ sagte die Mickische, „daß er Kaups noch'n paar zerbrochene Rauten schuldet.“

Ihr Lachen klang wie ein Meckern und ärgerte Johann Bernd.

„Was Teufel liegt an diesem Bettel?“ sagte er.

„Werdet Euch schon in die Zeit schicken müssen,“ fuhr sie unbeirrt fort. „Kaups machen vandag nacher Blomberg.“

„Ist Agnete mitgegangen?“ forschte Landsberger.

„Die Agnete hantieret bei Nachbarsleuten.“

„Langet sie her, Mickische. Versprech' Euch, will annoch einen Dukaten zulegen.“

Sie schwieg und schabte gleichmäßig an ihren Rüben weiter.

Landsberger drängte in sie.

„Mickische – so höret doch – einen Dukaten will ich geben – “

Die alte Mickische hob ein wenig das Gesicht und blinzelte ihn an.

„Ei – ei, junger Gesell,“ sagte sie, „ist Euch der Verdienst so leicht worden, daß Dukaten springen?“

„Soll mir auf’n stattlich Trinkgeld nicht ankommen,“ prahlte er großmäulig.

„Ein Dukaten soll wohl’n gut Stück Geld sein,“ erwog sie für sich, „die Mickische kann es brauchen. – – Geht dort in die Dönze und harret ein wenig.“

Schwerfällig erhob sie sich und stellte den Korb beiseite. Kaum brachte sie ihren steifen Rücken in die Höhe. Langsam schlurfte sie an ihrem Krückstock hinaus und brümmelte unverständliche Worte vor sich hin.

Unrastig wartete Johann Bernd in seiner Kammer.

Auch hier sah es schmutzig und verwahrlost aus. In der Schlafbutze lagen die unsauberen Betten durchwühlt durcheinander, als wäre die Mickische eben erst aufgestanden. Eine stickige Luft füllte den Raum, der so niedrig war, daß Johann Bernd fast an die Decke stieß.

Immer wieder horchte er zur Türe hinaus.

Endlich hörte er Stimmen. Die Mickische wies Agnete in die Kammer, in der er sich befand.

Erschrocken blieb das Mädchen an der Türe stehen, als erblicke sie ein Gespenst, und schaute ihn mit seltsam großen und überraschten Augen an.

„Och – Ihr seid es,“ sprach sie wie verträumt.

„Ja Agnete; hat dir die Mickische nichts gesagt?“ gab er heiser zur Antwort.

„Och – nee – wär’ anders auch nicht mitgangen,“ wehrte sie ab.

„Agnete – “ der junge Landsberger wollte sie beschwichtigen und trat ihr näher, „Agnete – “

„Nein – laßt mich, muß wieder an mein’ Arbeit.“

„Agnete – “ seine Stirne runzelte sich bereits, „so laß dir doch nur ein Wort sagen – “

„Saget es Eurer Liebsten!“ Wehmütig zuckte es um ihre Lippen. Sie kämpfte mit ihren Tränen, die ihr wider ihren Willen den Blick trübten.

Johann Bernd verhinderte, daß sie den Riegel ergriff und faßte nach ihrer Hand.

„Agnete, es sind das alles aus lauter Bosheit versprengte Reden, als sollte ich mit'r Meierschen ehelich versprochen sein. Wie könnt' ich ansonst dir ins Gesicht sehen?“

Agnete schaute ihn wieder mit ihren großen Augen fragend an und schüttelte den Kopf. Wie sollte sie vergessen, was sie in den vergangenen Wochen unter seiner Untreue so namenlos gelitten hatte?

„Landsberger,“ sagte sie herbe, „Ihr betrüget mich, wie Ihr auch die Meiersche betrüget. Um Gottes und Jesu Barmherzigkeit willen lasset mich und gehet zu Eurer Liebsten, die Eurer gewiß wartet. Wie kann Euch die Wahl noch schwer fallen? Sie hat einen stattlichen Hof und vielerlei Einkünfte und ich bin ein armes Bauernkind. Werdet Euch die Gelegenheit, etwas Eigenes anzuspringen, doch nicht entfahren lassen. Zum Zeitvertreib ja, da bin ich Euch gut genug. – Gehet, wie habet Ihr an mir so handeln können?“

Sie wollte ihm ihre Hand entziehen, er aber hielt sie fest und preßte ihren willenlosen Körper wild an sich. Jetzt wollte er sie nicht wieder von sich lassen, er vermeinte in alle Ewigkeit nicht.

„Agnete – bist allein mir so lieb, wie mir das Leben selbst lieb ist,“ beteuerte er eifrig. „Laß die Meiersche, nenne sie nicht –“

„Und hast ihr doch die Ehe versprochen!“ eiferte sie dagegen.

Landsberger aber bekräftigte nochmals: „Hab' mit 'r Meierschen nichts zu tun!“

„Und konntest mich vergessen, Johann Bernd, alle die langen Wochen?“ Sie sprach es mehr für sich, tonlos und vergrämt. Ein Beben ging durch ihre Stimme. „Konntest mich vergessen, und ich habe doch nur an dich gedacht und gemeint, es könnte nichts seligeres geben, als in deinen Armen auszuruhen. Du aber herztest und küßtest eine andere. Och – du Böser, wie konntest du so an mir handeln?“

„Bist mir noch'n büschen gut?“

„Darf ich's noch, Johann Bernd?“

„Mein lieb Dirn!“

Mit der ganzen Unbesonnenheit ihrer Jugend überließ sie sich ihm und erwehrte sich seiner Umarmung nicht mehr. Sie drängte sich selbst an ihn, wurde zutraulich und küßte ihn. In dem feuchten Glanz ihrer versonnenen Augen sah er, was sie ihm alles gab, da war nichts, was sie

noch für sich behielt. Was in ihm arbeitete, wie er nach ihr beehrte, fühlte sie heiß und war es zufrieden.

„Mädchen, wie bistu lieb! wie bistu lieb!“ Immer wieder stammelte er es und stöhnte und wollte nicht lassen von der heißen Kraft ihrer Lebensglut.

Fast versagten die Knie ihren Dienst. Sacht drängte Johann Bernd nach der Schlafbutze und zog Agnete auf den Bettrand nieder. Mit trockenen Lippen saßen sie da und atmeten schwer und sagten einander nichts mehr. Sie tasteten einander hin und drückten und liebkosten sich und waren trunken in ihrem Rausch.

Ihm war's, als hätt er sie noch nie so genau betrachtet. Um ihre Dürftigkeit lag ein feiner Liebreiz. Die weiße Haut ihres Gesichts war leicht mit Leberflecken getupft. Eine fliegende Röte jagte zuweilen darüber hin. Die Nasenflügel blähten sich in zitternder Erregung. An ihren Ohren kräuselte sich das sonst straff zurückgekämmte, strohhelle Haar zu weißlichen Löckchen. Wenn er darüber hinglitt, schudderte es sie durch den ganzen Körper. Er fühlte und hörte es, wie ihr Herz in unruhigen Schlägen arbeitete.

Plötzlich drängte sich Agnete aus seinen Armen und sah ihn angstvoll an.

„Wenn das die Mutter wüßt', daß ich dich heut' geküßt, Johann Bernd, sie schläg' mich tot!“ rief sie mit fieberheißem Atem und sprang auf. „Jesu Gott! – und die Mickische? – weiß sie alles?“

Sie schlug die Hände vor das Gesicht und schluchzte bitterlich auf. Wieder wollte der junge Landsberger sie zu sich nieder ziehen, als sich die Türe aufat und die Mickische hereinhumpelte.

An ihr vorüber stürmte Agnete in das Freie.

„Verdammte Hexe!“ schrie Landsberger das alte Weib wütend an. „Du Aas! Was drängste dich hier zwischen? – Hast natürlich auch gehorcht?“

„Vermeinte, ihr wäret schon fertig –“

Besinnungslos wollte Landsberger auf sie einschlagen. Als sie zur Abwehr mit zitternden Händen ihren Krückstock erhob und ihn tückisch anschielte, wandte er sich verächtlich ab.

„He? – und mein Tuch und mein Dukaten?“ Sie grinste hinter ihm her und freute sich an seinem Ärger. „Der Musjö wird in seinem Unmut doch nicht vergessen, was wir abgehandelt? – Wird wohl noch'n minnes Schweigegehd vonnöten sein?“

Johann Bernd griff in seine Tasche und warf ihr eine Münze zu. Klirrend rollte das Geldstück im Bogen unter den Tisch. Mit dem FuÙe scharrte das Weib es hervor und hob es ächzend auf. Sie drehte es in der Hand und prüfte seine Echtheit, ehe sie es schmunzelnd einsteckte. Dann ging sie schlurfend auf die Diele hinaus.

Johann Bernd zog es vor, nicht heimzugehen. Auch in den folgenden Tagen verbarg er sich bei der Mickischen. Aber Agnete sah er nicht wieder.

## X.

Wie alljährlich hatte am Montag nach Okuli das Städtchen Blomberg seinen Fastenmarkt. Schon seit frühem Morgen ging es lebhaft auf dem Marktplatz vor dem Rathause und in den angrenzenden Straßen her. Eilfertig reihte sich Bude an Bude. Die Waren wurden gefällig ausgelegt. Und dann lockten und schrien und umschmeichelten Händler ihre Käufer, und jeder hatte seine eigene Art, in dem Lärm sich bemerkbar zu machen.

Die Straßen, die zu den Toren führten und innerhalb der Stadt waren mit Menschen übersät. Zu Fuß und auf Wagen kamen sie oft von weither und das Geschwei begrüßte sich nach langer Zeit wieder einmal und schwatzte sich bei Bier und Branntwein gründlichst aus. An diesem Tage blieb in der Umgegend von Blomberg kaum einer zu Hause. Jeder hatte ein Geschäft auf dem Markt oder machte sich eins. Hier trieb einer eine Kuh, dort zerrte ein anderer Ziegen hinter sich her. In der Menge schwankte ein Planwagen, hoch mit Geschirr und Kisten beladen, von derben Gäulen gezogen und kam kaum von der Stelle. Alles drängte vorwärts – in die Stadt hinein.

Und dann ging es an das Ausschauen, Feilschen und Kaufen. Und die Verführung auf den Messen war eine grenzenlose.

Die Zünfte schieden sich streng voeneinander. Hier bildeten die Schuhmacher ihre Gasse. Ihre Stände sahen düster aus und rochen stark nach Leder und Fett. Schuster ehrlichen Handwerks wurden auf dem Lande und in den Dörfern nicht geduldet, nur Schuhflicker konnten dort allenfalls ihr Brot finden. Aber auch sie mußten sich die Beaufsichtigung durch die städtischen Innungsmeister gefallen lassen, daß sie sich innerhalb der vorgeschriebenen Preise hielten und nicht untüchti-

ges Leder einführten, oder gar verarbeiteten. Das neue Paar Stiefel mußte man dennoch in der Stadt oder auf den Messen kaufen. In den Buden hingen hier die Schuhe, welche sich die Bürgersleute und Meier aussuchten, dort streng von ihnen getrennt die Fußbekleidung der gemeinen Knechte und Mägde. Diese durften keine Absätze tragen, die über einen Daumen breit waren.

Freundlicher sah es bei den Gewandmachern aus und ihre Buden waren den Tag über dicht umstanden. Das war dort ein Anpreisen und Handeln, daß dem Händler abends die Kehle heiser war. Die von Jahr zu Jahr mehr um sich reißende Prunksucht forderte hier ihre zahllosen Opfer. Den gemeinen Hausleuten und Bauern auf dem platten Lande, ihren Frauen und Kindern und vor allem dem Gesinde, gleich, ob Manns- oder Weibspersonen, war es verboten, eine andere Kleidung zu tragen, als von dem Laken oder Wande, das im Heimatslande gemacht und in den Städten verfertigt war. Nur die Amtsmeier und auch die freien Meier konnten sich den Bürgersleuten gleich halten, aber auch sie ohne Übermaß. Die Einführung und der Vertrieb ausländischer Tücher wurden streng bestraft. Wie wenig aber lebte man nach diesen obrigkeitlichen Verordnungen! Auch der kleinste Mann wollte es allmählich den vornehmen Herren und den wohlhabenden Bürgersleuten nachmachen. Man kleidete sich und die Seinigen in allerhand kostbare Tücher, verschaffte sich unter der Hand seidene oder halbseidene Stoffe, um sie nach der neu aufgenommenen Mode verarbeiten zu lassen. Schon manches Bauerngut war dadurch verdorben und der Mann in solche Dürftigkeit und Armut geraten, daß er die teuer erstandenen Kleider eines Tages wieder bei dem Juden um ganz liederlichen Preis versetzen oder verkaufen mußte.

Sammet und Suede es seltsam Kriut,

Es blöst dat Fuier in der Küken iut,

das war eine landläufige Warnung, die jeder kannte, aber bei dem Anblick der bunten Stoffe auf den Messen am schnellsten vergaß. Daß man auch den einländischen Wand- und Tuchmachern ihre Nahrung entzog und ein ehrsames Handwerk herunter brachte, war nur eine natürliche Folge, um die sich die wenigsten ein Gewissen machten.

Wohl gingen an solchem Tage die beeidigten Ästimatoren von Bude zu Bude und prüften Stück für Stück, um es dann zum Verkauf mit der lippischen Rose zu zeichnen. Kaum aber hatten sie den Rücken gewandt und es war auch sonst kein Stadtdiener in der Nähe, so kamen aus der

verborgenen Kiste die meißnischen Laken und schlesischen Tücher, kaum aufrichtige Kaufmannsware, die meisten schlecht gewebt und unter der gehörigen Breite war, wieder hervor und dem leichtgläubigen Käufer wurden die seidenen Spitzen und Schnüre der neuesten Mode, die goldenen und silbernen Kanten und Galaunen zum Besatz der Kleider aufgeschwatzt. Und wenn nur alles schön in der Sonne funkelte, war das Gewissen leicht beschwichtigt.

Wieder eine Gasse für sich bildeten die Händler, bei denen der Bauer sein Ackergerät vervollständigen konnte. Kein Schmied war auf eine halbe Meile zum Nachteil der städtischen Arbeit geduldet. Die sonst auf dem Lande sich niedergelassen hatten, durften nur grobe Arbeit liefern, als Hufeisen machen, Wagen, Pflüge, Eggen beschlagen, des andern Schmiedewerks aber mußten sie sich enthalten.

Höker und Bäcker gab es nicht auf dem platten Lande, Stockfische, Heringe, Butter, Käse, Teer, Öl, Speck und so sehr viel anderes für den Haushalt mußte in den Städten gekauft werden.

Hier und da tauchten unter dem Publikum Schachtelkrämer und Marktschreier auf, die ihre Allheilmittel anpriesen. Ihr Handel war überall verboten, dennoch umschwärmten sie wie Fliegengeschmeiß den Markt. Auf einem hohen Gestell saß in wunderlichem Aufputz ein Wunderdoktor, der alles Gebrechen mit seinen Mixturen kurierte. Neben ihm stand sein Gehilfe, ebenso närrisch verkleidet, und rief mit einer Riesentrompete die Leute zusammen. Hier schrie einer seine heißen Wecken aus, dort war es über dem Handel zum Streit gekommen. Vieh ward taxiert, Geldgeschäfte wurden gemacht und auch dem Winkeladvokaten mußte manch leidiger Auftrag anvertraut werden.

Es war stellenweise ein ohrenbetäubender Lärm.

Früh schon hatte sich Johann Bernd aus Belle fortgestohlen und war in dem Gewühl des Blomberger Markts untergetaucht, in der Erwartung, irgendwo Agnete wiederzufinden. Zeug zu einem neuen farbenprächtigen Rock hatte er gekauft, um es ihr zu verehren. Mit seinem Packen unter dem Arm war er in des Gastwirts Johann Witte Haus gekommen und traf dort unvermutet die, die er besuchte, in einer Kammer allein. Sie verschnürte gerade einen Ballen und lehnte ihn gegen die Wand.

Agnete war zu Tode erschrocken, als er auf sie zutrat und auch ihm stockte das Wort.

Stumm drückte er ihr die eiskalt gewordene Hand, während sie angstvoll hinaushorchte, ob ihre Mutter nicht in der Nähe sei. Johann Bernd öffnete seine Packen und ließ Agnete den Stoff sehen.

„Agnete – hab’s für dich gekauft . . . will dir auch drei Dukaten verehren . . .“

Sie wies stumm alles von sich und drängte fort.

Schon war es zu spät. Mutter Kaup trat ein, und als sie die beiden zusammen stehen sah, geriet sie außer sich. Mit der Faust schlug sie ihrer Tochter in den Nacken, daß diese geduckt davonlief.

Johann Bernd sah diesem Auftritt sprachlos zu. Dann übermannte ihn die Wut und er verwies der Mutter ihr Benehmen mit groben Worten.

„Kaupsche, warum schlagt Ihr die Agnete? – Etwan um meinethun? – Wo ich eine andere als die Agnete heiraten würde, so sollte, Gott sei mit uns! mich so manig Teufel holen, als ich Haare auf’m Kopf habe. – Wollte der Agnete dies Kleid verehren . . . wie könnet Ihr mir das verwehren?“

Bösartig sah ihn die Mutter Kaup an. Statt jeder weiteren Auseinandersetzung riß sie ihm den Packen aus der Hand und warf ihn vor seine Füße. Dann ging sie hinaus.

In der großen Gaststube, in die sie eintrat, war es voll Menschen. Nicht alle konnten sitzen. Zwischen den Stühlen drängte man sich kaum noch hindurch und der Wirt und seine Magd hatten schwere Arbeit. Auch hier wurde noch manches Geschäft besprochen. Zumeist aber ruhte man aus und schwatzte. Es schien, als ob alle Menschen, die hier beisammen waren, zu gleicher Zeit sprachen.

An einem Tisch saßen auch die Niedermeierin und Wallbaum. Die Kaupsche bemerkte sie. Ohne Überlegung stieß sie, wer ihr im Wege stand, beiseite und drängte sich mit schnellen Schritten durch. Die Fäuste in die Hüften gestemmt, stellte sie sich vor Anna Magdalena hin.

„Niedermeiersche,“ keifte sie gellend, „wenn der Bengel, der Landsberger, wieder zu Euch kommt, so sagt ihm, daß er nacher Kaups gehe und die Fenster zahle, die er eingebrochen!“

Anna Magdalena sah das eifernde Weib verständnislos an.

Ringsum war es still geworden. Man drehte sich um und stieß sich an.

Die Kaupsche keifte unbeirrt weiter.

„Habt ‘n sauberen Liebsten! – Hält mit meiner Tochter und kauft ihr auf ‘r Meß Zeug und freiet doch offen nach Euch. – Hat der Kerl seine Heimlichkeiten, will ich ihm schon heimleuchten. Soll es sein . . . macht nur die erste Verständigung. Ehe und bevor die andere geschieht, rede ich! Und dann nehmt Euch in acht, Meiersche!“

Zornrot kehrte sie sich ab und ging hinaus. Unwillkürlich machte man ihr Platz. Dann lugte man wieder scheel nach der Niedermeierin hinüber. Man sprach leise miteinander.

Anna Magdalena war nicht zu Worte gekommen. Erst allmählich begriff sie, was man von ihr wollte.

„Wer war es, Schwager,“ fragte sie bekümmert.

„Die Kaupsche aus Belle.“

Anna Magdalena wurde es übel zu Sinn, sie wollte heimkehren. Ihr war der Tag verdorben. Wallbaum redete ihr gut zu, aber das Elend fraß zu tief in ihr.

Johann Bernd hatte der Kaupmeierin ganz verdutzt nachgesehen. Als er die Kammer verlassen wollte, kam ihm ein Gedanke. Er hob seine Packen auf und schob das verschmähte Kleiderzeug in den Ballen, den Agnete zuvor an die Wand gelehnt hatte. Dann verschwand auch er.

Draußen tobte der Lärm des Jahrmarkttreibens weiter.

Gegen Abend ging der alte Wegener über Herrentrup heim. Seine geringen Einkäufe hatte er in einem Tuche zusammengebunden. Der Tag hatte ihn müde gemacht, die Beine wollten nicht mehr recht vorwärts. Als er an dem Sauernkrüge vorüberkam, gedachte er dort ein wenig auszuruhen.

Gesang und Lärm tönnten ihm aus der Gaststube entgegen. Die sich hier von der Messe noch zusammengefunden hatten, wollten den Tag bis zur letzten Minute auskosten. Die Burschen waren schon dreist geworden. Doch es gab auch stille Winkel. Wegener erkannte an einem Tisch Köllers Sohn Tönies, Ilsabein Lohhaus und Trineke Sigmund. Aus alter Bekanntschaft setzte er sich zu ihnen und begann mit ihnen zu reden.

Da fragte ihn Tönies Köller, ob es wirklich wahr sei, daß der Landsberger nach der Niedermeierin in Brüntrup freite. Er hatte ein Interesse daran, da ihm längst Kaups Agnete gefiel. Er hätte sie gern zum Weibe gehabt.

Der alte Wegener wurde ärgerlich.

„Wenn das geschehe,“ beehrte er auf, „daß der Kerl die Meiersche kriegt, will ich den Teufel aus'm Krüge saufen.“

Die Antwort behagte Tönies Köller wenig.

Warum die Meiersche sich gegen die Heirat sperre, fragte er. Ob der Kerl wohl das Fressen wert sei, das sie ihm reichen müßte, versetzte Wegener.

Tönies Köller fragte nicht weiter. Es ging ihm im Kopfe herum, daß der junge Landsberger ihm im Wege sein könnte.

Zu Hause war Mutter Kaup des eingeschmuggelten Zeugens bald gewahr geworden. Noch an demselben Abend lief sie damit zu der Mickischen und bat sie, es des Landsbergers Schwester in Herrentrup zu geben, damit sie es dem jungen Landsberger wieder zuschickte.

Sie wollte mit dieser Sippe nichts zu tun haben.

## XI.

Auf dem Fastenmarkt in Blomberg hatte der alte Landsberger endlich auch seinen Sohn wiedergefunden und ließ ihn nicht mehr aus den Fingern. Johann Bernd ergab sich in sein widriges Schicksal, nachdem ihm sein Ausflug so gänzlich fehlgeschlagen war. Eine grenzenlose Wut hatte er gegen die Niedermeierin und war schließlich zu allem bereit, was man von ihm verlangte.

Dem Willen des Landdrosten entsprechend, klagte er vor dem geistlichen Gericht in Detmold, daß die Niedermeierin in Brüntrup ihm die Ehe versprochen habe, sie aber nicht halten wolle, und bat unter Berufung auf den Pastor zu Meinberg und andere Zeugen auf Erkennung eines mündlichen Verhörs. Bei Strafe von zehn Goldgulden wurde Anna Magdalena vorgeladen und ihr außerdem noch bei fünfzig Goldgulden verboten, mit jemand, besonders aber mit Wulffs Sohn zu Niederheesten zu sprechen, so lange nicht ihre Ehesache durch einen Spruch Rechtens entschieden sei.

Als ihr der Konsistorialpedell Hermann Schlüter die Vorladung vorlas, da sie Lesens und Schreibens unkundig war, und sie daraus erfuhr, daß auch der junge Landsberger vorgeladen sei, war sie außer sich. Unfähig, etwas zu sagen und zu denken, starrte sie den Boten fassungslos an.

„Ja, Meiersche, hab' Euch nun diese Zitation der Gebühr insinuiert. Müsset mir nun sagen, ob Ihr erscheinen wollet.“

Wiederholt mußte er fragen, ehe sie zusagte.

„Und der Landsberger, sagt Ihr, kommt auch?“

„Wie ich Euch sagte, Meiersche, beide seid Ihr geladen, da es Euer beider Ehehandel ist.“

„Und was soll daraus werden – ?“

Der Pedell zuckte die Achseln und wandte sich zum Gehen. Sie gab ihm aber doch ein Glas Brantwein und schüsselte ihm eine geringe Wegzehrung auf.

Verstört rannte sie im Hause umher und griff alles verkehrt an. Und gerade jetzt, wo sie mit ihrer Aussaat alle Hände voll zu tun hatte und so ganz und gar nicht abkömmlich war? Gerade jetzt sollte sie vom Hause fort? – Wer sollte in ihrer Abwesenheit das Gesinde beaufsichtigen? Sie wollte zu Wegener gehen, sie wollte Wallbaum rufen, besann sich aber, daß es ihr verboten war, mit jemand über ihr Unglück zu sprechen. Und was wollte man mit dem Wulff? Was hatte sie mit Wulffs Sohn zu tun?

Sie verbrachte eine schlaflose Nacht und erhob sich müde und zerschlagen. Sie rief ihren Knecht Jochem Pritzen und setzte ihm wiederholt auseinander, was Tags über zu tun sei. Am Abend hoffte sie wieder zurück zu sein. Sie ging mit ihm auf den Boden und maß ihm das Saatkorn und das Viehfutter zu. Dann schloß sie wieder sorgsam ab. Vor Aufregung flatterten ihre Hände, so daß der Knecht sie groß ansah.

Was mußte er von ihr denken?

Sie suchte sich ihre Sachen vor, aber immer wieder lief sie zu ihrem Gesinde, weil sie das eine oder andere vergessen hatte. Wenn sie nur erst heim wäre! Der Gedanke kehrte immer wieder zurück.

Und dann kam der lange Weg, den sie zurücklegen mußte. Wie fremd war ihr heute die Sonne, die schon so warm herniederschien. Sie bat Gott, daß ihr niemand begegnete. In diesen Wochen gehörte der Bauer auf das Feld und nicht auf die Landstraße. Es war etwas nicht in Ordnung, wenn man ihn dort nicht traf. Was sollte sie sagen, wenn man sie ansprach? Daß sie, eine bejahrte Frau, wegen Ehesachen vor Gericht gefordert sei? Sie schämte sich grenzenlos. Und wenn man sie gar scheel ansah? Sie hätte sich verkriechen mögen, wo der Maulwurf seine verstecktesten Gänge grub.

Mit gesenkten Augen schritt sie eilends fürbaß. Weher und weher wurde es ihr um das Herz, je mehr sie sich der gräflichen Residenz Detmold näherte. In das Schloß wagte sie sich kaum hinein, sie zögerte in der Tat. Es war dort ein Gewimmel von Menschen, daß ihr die Augen übergingen und sie ganz verwirrt wurde. Allerhand Hofgesinde in blinkenden, prächtigen Gewändern, Lakaien und Diener, Jäger mit Hunden, die gräflichen Bereiter und Stallknechte, Kavaliere und Pagen liefen geschäftig durcheinander, in schier unübersehbarer Menge. Auch anderes Volk drängte sich dazwischen. Es war ein immerwährendes Kommen und Gehen, ein unruhiges Hasten und Rufen, als könnten diese Leute in ihrem Dienst sich niemals genug tun. Anna Magdalena schien es, als stünde das ganze Schloß bis in die Küchen und Keller jedermann offen. Verschüchtert näherte sie sich der Schloßwache. Der Konsistorialpedell hatte ihr gesagt, daß sie am Schloßtor Einlaß heischen sollte. Man wies sie zurecht, von Schlüter hörte sie aber, daß der Konsistorialrat Gerhard Dreier, der sie verhören würde, wegen eines Unwohlseins das Bett hüten müssen.

Sie sollte sich in seiner Wohnung melden und wurde von ihm trotz seiner Kränklichkeit empfangen.

„Ihr seid Anna Magdalena Niedermeiers zu Brüntrup?“ fragte sie Dreier und richtete sich ein wenig in seinen Kissen auf.

„Ja, gnädigster herr, Bartold Niedermeiers selig nachgelassene Wittib.“

„Euers Nachbars Landsbergers Sohn klaget wider Euch, daß Ihr die ihm zugesagte Ehe nicht halten wollet.“

„Weiß davon nichts, gnädigster Herr.“

Ihr haltet es jetzt mit Wulffs zu Niederheesten Sohn?“

Anna Magdalena sann einen Augenblick nach.

„Hab dem Amtsschreiber zu Horn und des Herrn Drostens Knecht Simon wohl frei gestanden,“ bekannte sie eifrig, „daß ich von Wulffs Sohn noch frei gewesen bin, hab' es aber ihnen damals vorgelogen.“

Ein Hustenanfall erschwerte dem Konsistorialrat das weitere Verhör. Er legte sich zurück und beschied die Meierin für den Nachmittag in das Schloß.

Um den Pastor Rickmeier nicht aufzuhalten, war Dreier einige Stunden später trotz seines schonungsbedürftigen Zustandes in das Sitzungszimmer des geistlichen Gerichts gekommen.

„Euer Ehren,“ begann er das Verhör, „wird es unzweifelich noch in guter Erinnerung sein, was wegen Eurer Absendung jüngsthin nach Brüntrup in der Ehesache zwischen dem jungen Landsberger und der Niedermeierschen vorgefallen. Wie mir Seine Gestrengen der Herr Landdrost in Gnaden unverhalten zu lassen beliebt, hatter er Euch besonders deputieret, da Ihr eine ziemliche Erfahrungheit habet, auch vermittelst Ergreifung des rechten Tempo die sonst zur Hitze ausschlagende Sache verhoffentlich würdet zu attemperieren wissen. Wollet mir dahero diesem zuvor umständlich Relation tun, was Euch bewußt.“

„Nach des Niedermeiers Absterben ward ich,“ berichtete Pastor Rickmeier, „wie der Pastor zu Cappel Bruder Apiarius seliger schon schwer krank geewesen, von dem Herrn Landdrosten ex mandato Illustrissimi schriftlich requirieret, weil es in meiner Nachbarschaft wäre, zu der Niedermeierschen nach Brüntrup zu gehen und dieselbe zu befragen, wie sie es mit Johann Landsberger zu halten gemeinet? ob sie nicht demselben, ehe und bevor sie mit Wulffs zu Niederheesten Sohn angebunden, die Ehe versprochen und zur Befestigung derselben pro arrha von Klägern angenommen, auch bei dem Weggehen, wie sie das Hornsche Bier getrunken, ihn zu sich auf ihr Bette admittieret?“

„Und was hat die Niedermeiersche auf diese Fragstücke damals geantwortet, Hochehrwürden?“

„Daß sie dem Amtsschreiber gesagt, daß res adhuc integra mit ihr und Wulffs Sohn, auch von demselben derozeit noch frei gewesen, wie Ehekläger um die Ehe angesprochen, addendo, wann es Gott versehen hätte, so könnte es geschehen, daß sie Johann Landsberger nehme. Könnte auch nicht leugnen, einen Ring von ihm angenommen, wie auch auf sein Zumuten auf ihr Bette admittieret zu haben.“

„Und habt Ihr der Meierschen zugesprochen, daß sie vor Herren Ungnad sich hüten möge, weil Ihre Hochgräfliche Gnaden unser gnädigster Graf und Herr diese Partei gern haben wollten?“

„Auch das ist nicht versehen worden.“

„Was hat das Weib darauf geantwortet?“

„Wollte nicht hoffen, daß deswegen Ungnad zu befahren habe, so ungefähr ihre Worte waren.“

„So habt Ihr Euren Auftrag getreulich ausgeführet, Hochehrwürden. Was wir von Euch vernommen, tun wir deswegen uns freundlich bedanken.“

„Halte dafür und kann darauf unberichtet nicht lassen.“ fügte Rickmeier noch hinzu, „daß sonderlich der Schreiber Henrich Wegener und auch ihr Schwager Wallbaum die Ehe also sperreten, könnte solches gleichfalls jurato auf Erfordern erhalten.“

„Auch das ist mir bewußt und von seiner Gestrengen anvertrauet.“

Konsistorialrat Dreier verabschiedete sich von dem Pastor und brachte ihn zur Türe.

„Habt bei Euerm hiesigen Aufenthalt,“ sagte er ihm, dasmalen wenig und schlechtes Vergnügen gehabt. Wollte gern wünschen und sehen, dieweilen es in unserer geschwinden Zeit an widerwärtigen und mißgünstigen Dingen doch nicht mangelt, daß dieser kurz séjour Euch dennoch in keiner unfreundlichen Erinnerung bleibe.“

„Gleichwohl ist es das beste, ehrenfester und hochgelahrter Herr Rat,“ entgegnete Rickmeier, vorsichtig seine Stimme dämpfend, „mit gutem Willen zu handeln. Große Behutsamkeit und Fürsichtigkeit deucht mir vonnöten, soll des Herrn Landdrosten Wille vollführet werden. Wenn der Schaden geschehen ist, kommt nimmer Erstattung. Man muß die stilleste Weise treffen, daß hinterher kein Teil Ursache zur Gewalt und Feindschaft nehme.“

Mit seinem Verständnis nickte ihm Dreier zu, hatte aber keine Lust, das Gespräch fortzusetzen.

Die beiden Männer drückten sich die Hand.

„Möge den Spiegel Eurer Seele nichts Unreines trüben.“ Mit diesem Abschiedswort verließ Ehren Rickmeier den Konsistorialrat.

Nach seinem Fortgang diktierte Dreier dem Schreiber in das Protokoll, was die Niedermeierin vor seinem Bett ihm eingestanden hatte, damit ihre Worte bei der weiteren Verhandlung öffentlichen Glauben hatten.

Auf seinen Wink rief Schlüter Anna Magdalena, die bereits seit Stunden auf dem Gange gewartet hatte, in das Zimmer und wies sie nach einer Lehnbank, die an einer Wand stand. Schlaff ließ sie sich darauf nieder. Sie war müde zum Umfallen, durchgefroren und hatte auch nichts gegessen. Das Herz jagte ihr vor Erregung und ihre Lippen waren trocken und spröde.

Vor ihr an dem viereckigen Tische, der mit einem gewirkten alten, grünen Teppich belegt war, saßen auf rotledernen Stühlen der Konsistorialrat Dreier und der Protokollschreiber Aktuaris Volland. Vor dem Tische standen noch zwei grüne Stühle. Das Zimmer war durch zwei Ga-

lerien geteilt, hinter denen an den regelmäßigen Verhandlungstagen die Prokuratoren ihre Subsellen hatten. Der Anblick der drei riesigen, mit Akten und Büchern vollgestopften Repositorschränke, der Staub, der überall lagerte, der Modergeruch, der diesen Papieren entstieg, machten Anna Magdalena ganz elend. Kaum daß sie der Kachelofen etwas wärmte. Schlüter legte noch ein paar Scheite ein.

Volland las des Pastors Aussage deutlich und mit besonderer Betonung der belastenden Äußerungen vor.

„Ich frage Euch, Niedermeiersche,“ begann Dreier, „ob Ihr gesteht, also zu dem Pastor geredet zu haben?“

„Was ich von Wulffs Sohn gesagt, gnädigster Herr, habe aus Schamhaftigkeit gelogen,“ gab sie reuevoll zur Antwort.

Der Konsistorialrat wartete, bis Volland diese Aussage wörtlich protokolliert hatte. Dann fragte er weiter:

„Ihr gesteht, von dem Landsberger einen Ring empfangen zu haben?“

„Den Ring fand ich in meiner Tasche, gnädigster Herr.“

„Ihr gesteht, auch den Beischlaf vollführt zu haben?“

Entrüstet erhob sie sich, während eine Röte ihr Gesicht färbte, und streckte flehend die Hände aus.

„Hilf, lieber Gott! Was unbegründete und unwahre Dinge! Der Landsberger ist gar unverschämt zu mir ans Bett auf'n Poß kommen, hat aber nichts ungebührliches mit mir getrieben.“

Wieder winkte Dreier. Schlüter ließ den jungen Landsberger eintreten. Breitbeinig stellte er sich vor den Tisch. Auf seiner Stirn lagerte eine brutale Entschlossenheit.

„Ehekläger Johann Bernd Landsberger,“ fragte der Richter, „Ihr besteht, daß Ihr den Beischlaf mit Ehebeklagte Wittib Niedermeierschen vollzogen?“

„Ja Herr! Die Meiersche hat den Beischlaf selber beliebt,“ sagte er ihr dreist ins Gesicht, „wie sie auch wiederholt die Ehe versprochen.“

Anna Magdalena wurde es dunkel vor den Augen. Sie widersprach und verneinte, wußte aber nichts zu beweisen. Vor dem Auge des Richters erschien sie wankelmütig. Der Kläger aber blieb beständig bei seiner Aussage.

„Volland,“ befahl Dreier und wies auf sein Schriftstück, „Ihr werdet das Protokoll der Wittibe Niedermeiersche kopeilich mitteilen. Ihr aber, Niedermeiersche, seid zwar für heute entlassen, es wird Euch aber bei

fünfzig Goldgulden Strafe verboten, von hier zu weichen, es sei denn, daß Ihr Euch so gestalten Sachen nach der Konsummation halber erkläret.“

Für den nächsten Tag sollen neue Zeugen vorgeladen werden.

Vollkommen ratlos sah Anna Magdalena von einem zum andern. Mehr herausgedrängt als freiwillig verließ sie die Gerichtsstube. Planlos durchirrte sie die Straßen, um ein Unterkommen für die Nacht zu finden. Man brachte ihr etwas zu essen. Während sie die Suppe auslöffelte, war sie mit ihren Gedanken zu Hause, bei ihrem Vieh. Sie überlegte, ob es nicht ratsamer wäre, die Rotbunte zu verkaufen, da sie das Futter nicht mehr wert sei. Dabei fiel ihr plötzlich ein, daß sie für den nächsten Tag kein Futter herausgegeben hatte. Der Löffel entfiel ihrer Hand. In ihrer Einbildung glaubte sie schon das ängstliche Gebrüll der Tiere zu hören. Siedendheiß wurde es ihr.

Wieder verbrachte sie eine unruhige, sorgenvolle Nacht.

Schon zu früher Morgenstunde war sie vor der Gerichtsstube, um nicht in Strafe zu verfallen. Sie wartete und wartete. Endlich erschienen die beiden Landsberger und Simon Meier.

Etwas wie Freude huschte über Anna Magdalenas Gesicht, als sie später auch ihren Vetter Knollmann den Gang heraufkommen sah. Sie ging ihm entgegen und reichte ihm bewegt die Hand. In diesem Augenblick hatte sie vergessen, wie er sie gekränkt; er ist einer ihrer nächsten Blutsfreunde, der sie jetzt gewiß nicht verlassen würde. Sie hatte nur noch Gedanken für die Wirtschaft ihres Hofes. Knollman riet ihr, dem Richter ihre Not vorzustellen, er werde gewiß ein Einsehen haben.

Simon Meier wurde zuerst aufgerufen und über seine Wissenschaft befragt.

„Hab mit Augen gesehen und mit Ohren gehört,“ zeugte er an Eidesstatt, „gestalt die Wittibe meinem Schwager mit Hand und Mund wohl fünfmal die Ehe zugesagt.“

„Wisset Ihr Zeugen dafür?“ fragte ihn Dreier.

„Ist solches in Knollmanns Gegenwart geschehen,“ gab er zur Antwort.

Simon Meier durfte nach Hause gehen.

Ausführlicher wurde der alte Landsberger vernommen.

„War Knollmann noch zugegen, als die Zusage geschah?“ fragte ihn Dreier.

„Weiß mich nicht zu erinnern, gnädigster Herr,“ gab Landsberger ausweichend zur Antwort; „kann es gewiß nicht sagen.“

„Selbigen Abend ist dann ferner erfolgt,“ forschte Dreier weiter, „daß die Meiersche, da Euer Sohn noch bei ihr im Hause gewesen, sich zu Bette gelegt und die Kammertür offen gelassen, daß sich dann Euer Sohn auch in die Kammer gemachet, die Kleider ausgezogen und sich zu ihr auf das Bette gelegt.“

„Juste wie der gnädigste Herre davon Wissenschaft haben,“ beteuerte Landsberger lebhaft. „Und hat einer den andern bei 'r Hand genommen und sind zu Bette gegangen.“

„Sind, wie solches vorgegangen, der Amtsschreiber und des Herrn Landdrosten Diener schon weg gewesen?“

„Ja, gnädigster Herr.“

„Vernehme aber, Ihr habt Euch ehender auch fortgemacht?“ bemerkte Dreier und lächelte dazu in seiner Weise. „Wie wollet Ihr gesehen haben, daß sie zusammen zu Bett gegangen?“

„Und ist doch wahr, gnädigster Herr,“ sagte Landsberger, ohne daß ihn seine Ruhe verließ. „Wie ich den Abtritt genommen, hat mein Sohn die Meiersche bei 'r Hand kriegt und zusammen haben sie mir das Geleit bis an die Tür gegeben und sich gestellet, als wollten sie zu Bett gehen, daher unter solcher Meinung weggangen bin.“ Und dann fügte er ablenkend hinzu: „Hat auch die Meiersche erwähnt: nun es die gnädigste Herrschaft gern sehen, wollte sie dieselbe nicht erzürnen. Worauf sie dem Amtsschreiber die Hand dreimal gegeben.“

Es war inzwischen Mittagszeit geworden und den Parteien wurde aufgegeben, in einigen Stunden wieder zu kommen. Anna Magdalena war trostlos. Sie hatte bestimmt gehofft, endlich heimgehen zu können. Was ging sie das alles noch an? fragte sie sich und Knollmann. Daß der Landsberger log, lag doch klar auf der Hand. Glaubte man denn ihren Worten nicht? Sie hatte doch in ihrem Leben noch nie gelogen. Wie es auch in ihr aufschrie in bitterstem Schmerz, in ihrem Gewissen fühlte sie sich rein. Was sie wegen Wulffs Sohn gesagt, war ihr eingegeben worden, sie hatte keinen Teil daran. Sie hatte jetzt alles gestanden. Was wollte man noch von ihr?

Knollmann verließ sie nicht und ging mit ihr in eine Wirtschaft, um ihren Mut durch einen Imbiß zu stärken. Aber sie wies alles von sich. Sie konnte sich nichts hinunterquälen. die Kehle war ihr wie ausgedörrt. Knollmann schob ihr den Bierkrug zu, sie netzte ein wenig die trocke-

nen Lippen in seinem Schaum und wischte sie mit dem Handrücken ab. Er redete ihr gütlich zu und ließ sich dabei seine Suppe schmecken: Wallbaum werde schon in ihrer Abwesenheit den Hof treulich versorgen. Seinen gutgemeinten Worten begegnete sie hartnäckig mit immer neuen Einwendungen, daß er schließlich seine Vorstellungen aufgab. Lange vor der festgesetzten Zeit drängte sie zum Aufbruch und ging allein, als ihr Vetter nicht folgen wollte.

Wieder mußte sie warten und ließ die Tür zu der Gerichtsstube kaum noch aus den Augen. Lange nach ihr kamen die beiden Landsberger und Knollmann. Sie hatten sich unterwegs getroffen und Kurzweil miteinander gehabt.

Endlich wurden die Parteien sämtlich eingelassen. Anna Magdalena drängte sich vor. Kaum hatte Dreier die Sitzung eröffnet, da fiel sie ihm in das Wort.

Sie weiß selbst nicht, woher sie den Mut bekommen.

„Um Gottes und Jesu Barmherzigkeit willen,“ sagte sie in höchster Erregung, „bitte, der gnädigste Herr wollen mich wegen itziger hillen Saatzeit bis morgen entlassen. Die Geschäfte sind so überhäufet, daß man weder Tag noch Nacht Ruhe haben mag. Ist itziger Zeit am beschwerlichsten, wenn der Hausmann in 'r Arbeit merklich verhindert wird. Bitte deshalb, der gnädigste Herr möge nicht für ungut aufnehmen und mich für entschuldigt halten. Lasset mich armes Weib nach Haus, daß mir die Wirtschaft nicht verderbe.“

Dreier sah sie überrascht an und überlegte. Die beiden Landsberger machten wütende Gesichter, in der Meinung, als sollten sie gefoppt werden, und wandten sich unwillig nach der Meierin. Der Aktuarium Volland aber, dem eine derart dreiste Einrede eines Beklagten während seiner Dienstzeit noch nicht vorgekommen war, verfolgte mit gekrauster Stirn das Mienenspiel seines Herrn. Wiederholt tauchte er den Gänsekiel in das Tintenfaß, um kein Wort der Entgegnung für das Protokoll zu verlieren.

Aber Dreier war gutmütig.

„Ob wir wohl gänzlich entschlossen gewesen sind, Wittibe Niedermeiersche,“ entschied er, „Euren Ehehandel mit Ehekläger aus erheblichen Ursachen dem Ehestand zu Ehren und den Parteien zur Verhütung allerhand Verbitterung, Gefahr, Unkosten und Schaden selbst zum Besten ehender in der Güte zu vergleichen, so mag es doch sein, als Ihr bittet. Will Euch für dasmal entlassen, bis Ihr wieder zitiert

werdet. Müsset Euch alsdann bei voriger Strafe wieder anhero sistieren. Namens des hochgeborenen unsers gnädigen Grafen und Herren gebiete ich Euch aber bei 200 Goldgulden Strafe, Euch aller offenbaren und heimlichen Konversation mit Wulff zu Niederheesten zu enthalten.“

## XII

Acht Tage später übergab der Konsistorialpedell der Niedermeierschen abermals eine Vorladung.

Diesmal ging Anna Magdalena den Weg nicht allein, ihre beiden Schwäger Wallbaum und Hövener, die gleichfalls verabladet waren, Zeugnis abzulegen, begleiteten sie. Heute trug sie ih Mut ganz anders. Sie die Augen blind zu weinen, das sah sie ein, hatte keinen Zweck. Sie wollte stark sein. Und wenn noch ein Rest von Bedenklichkeit irgendwo in ihrem Herzen schlummerte, die beiden Männer ließen nicht ab, ihr auch diesen auszureden. Sie sprachen noch einmal verständig alles durch, dessen sie sich entsinnen konnte, und ließen ihre Schwägerin sich ins Gedächtnis prägen, was sie auf bestimmte Punkte aussagen sollte. Nun der leidige Ehehandel auf Richterspruch gedrängt war, wollte man einander auch ein ungleiches Wort kaum noch zugute halten.

Das Gericht war durch den Generalsuperintendenten, der neben Dreier als Generalkommissar zu den Eheprozessen landesherrlich verordnet war, vervollständigt.

Die Niedermeierin und die beiden Landsberger wurden zunächst vorgelassen.

„Wittibe Niedermeiersche,“ begann Dreier das Verhör, „ist es wahr, daß aus Anlaß gehabter unfruchtbarer Ehe bald und nur etzliche Tage nach Eures seligen Mannes Tode des Eheklägers Vater Euch um die Ehe für seinen Sohn freundnachbarlich angesprochen?“

„Wahr ist, gnädigster Herr,“ erwiderte sie, „daß mich der alte Landsberger besucht. Daß er aber mir von einer Heirat mit seinem Sohne gesprochen, ist nicht wahr. Das ist durch andere hernacher geschehen.“

„Ihr habt aber doch die Worte gesagt: Ja, wann es Gott versehen, solches wohl geschehen könnte, und habt ihm die Hand gegeben, auch gebeten, der Ehe halber wieder vorzukommen.“

„Mit Verlaub, gnädigster Herr, das hätte ich nicht gesagt. Mag die Worte etwan zu anderen Leuten, die mich dieser Ehe halber besprochen haben, geredet haben. Zu Landsberger nicht! Erwinnere mich auswendig, daß ich mich auf sein Gerede nicht eingelassen, weniger auf das Versprechen.“

„Geringe Zeit darnach,“ fuhr Dreier fort, „hat die hohe Landesherrschaft und dero vornehmster Minister, der Herr Landdrost, zu Euch dero Amtsschreiber zu Horn, wie auch den Diener Simon Puls geschickt, welchen beiden Abgeordneten Ihr geantwortet: ‚Ja, Ihr wäret noch frei, was Gott ausversehen, wohl geschehen könnte.‘ Und trotzdem waret Ihr nicht frei!“

Anna Magdalena senkte verschämt den Kopf und würgte an ihren Worten.

„Dir Wahrheit!“ drängte Dreier in sie. er rief es so herrisch, daß alle Anwesenden aufhorchten.

Die Wahrheit wollte sie wohl kennen.

„Muß gestehen, gnädigster Herr,“ sagte sie demütig, „daß daran die Unwahrheit vorgewendet habe. – Wollte mir Gott für diese Sünde gnädig sein . . . bereue aus Herzens Grunde. – War mir das so eingegeben.“

„Itzt jedoch wollet Ihr keine andere eheliche Zusage vorschützen?“

„Weiß gewiß von keiner anderen ehelichen Zusage.“

„Meiersche – keine?“

„Keine, gnädigster Herr.“

„Ihr habt das so protokolliert, Volland?“ wandte sich Dreier an den Aktuar.

Dieser las vor: „Welche Stuck und puncta Beklagtinne nicht geleugnet, jedoch itzt keine andere sponsalia und eheliche Zusage ausdrücklich vorgeschützt.“

„Es ist gut so,“ sagte Dreier, dann fuhr er fort:

„Seid dann von dem Ehekläger mit andern in specie Eurem consobrinio Henrich Knollmann besucht worden, um den Ehehandel fortzusetzen und auszumachen.“

„Konnte davon nichts wissend sein, daß die Gedanken also gewesen. Hab’ nichts anderes vermutet, wie daß Vetter Knollmann mich in meiner Trübsal besuchen wollte. – Möchten wohl die Gedanken gehabt haben. Hab’ aber nur den Amtsschreiber willkommen geheißten, die anderen nicht.“

Wie war es nun mit der Tonne Bier, die diese Gesellschaft von Horn langen lassen – ?“

„Nicht also, gnädigster Herr,“ unterbrach ihn Anna Magdalena eifrig. „Knollmann brachte sie mit, des Vorgebens, er hätte sie in ‘r Wette verloren und müßte sie zum besten geben.“

„Nun also mitgebracht . . . Ihr habt dann aber doch zugegeben, daß die Männer gemelte Tonne in Eurer Gegenwart und Gesellschaft, ohne Euch zu absentieren, austranken?“

Anna Magdalena ließ den Konsistorialrat kaum zu Ende sprechen.

„Beileibe nicht, gnädigster Herr! Wollte selbige gar nicht im Hause behalten. – Wie aber sollte ich verhindern, als Knollmann bat? - Unvermerkt der Hinterlist hab’ es geschehen lassen.“

„Und dann habt Ihr mit den Männern pokuliert?“

Anna Magdalena wurde wieder kleinlaut.

„Der Amtsschreiber hat mich angenötigt, inne Stuben zu kommen, und hab’ mit ihm auch trinken müssen, bin aber, wie es geschehen, wieder weggegangen.“

„Und seid hernach doch wiederkommen?“ fragte Dreier schmunzelnd.

Anna Magdalena schämte sich jetzt, wie töricht sie gehandelt hatte. Das Lachen des Richters wurmte sie, so gab sie keine Antwort.

„Ihr wollt es nicht leugnen, daß Ihr doch wiedergekommen?“ fragte sie Dreier abermals.

„Einmal noch auf Knollmanns Drängen,“ sagte sie unwillig.

Dreier nickte befriedigt und sah über Volland hin, dessen Feder emsig über das Papier kreischte.

„Weiß es wohl,“ versetzte er nachlässig. „Dasmalen habt Ihr dann auch von dem Ehekläger einen Ring bekommen.“

„Fand den Ring den folgenden Morgen unversehens in meiner Taschen. Ist nicht von meinem Wissen, wie er dahingelangt sein mag.“

„Erst am folgenden Morgen? – Man sagt mir aber, daß Ihr noch an selbigem Abend den Ehekläger etzliche Male mit Hand und Mund die Ehe versprochen!“

„Hilf, lieber Gott! in Ewigkeit nicht wahr, gnädigster Herr!“ rief sie wie verzweifelt aus. „Wie kann der Landsberger mir das ansinnen?“

Der junge Landsberger kam schnell hervor, um Einspruch gegen diese Aussage zu erheben. Dreier ließ ihn aber nicht zu Worte kommen,

sondern winkte ihm ab. Geärgert blieb er stehen und sah der Niedermeierin frech ins Gesicht.

„Habet aber dennoch,“ sprach Dreier weiter, „des Eheklägers Vater desselbigen Tages allemal Schwiegervater, dieser aber Euch Schwiegertochter genennet.“

„Konnt' es nicht wehren, daß der alte Landsberger mich Schwiegertochter geheißten, wiewohl es mich arg verdrossen. – Hab' ihn aber nimmermehr Schwiegervater benamset.“

„Dasmalen ist dann ferner erfolgt, daß Ihr Euch abends, wie der Ehekläger noch da und bei Euch im Hause gewesen, in einer unbeschlossenen Kammer nach abgezogenen Kleidern zu Bett gelegt.“

Eine Röte jagte über Anna Magdalenas Gesicht. Betroffen reckte sie sich auf und wurde ganz ruhig. Ihres Widersachers Mundwinkel aber verzogen sich zu einem häßlichen Grinsen.

„Wahr ist,“ gab sie endlich gemessen zur Antwort, „daß dasmalen weiter aufzuwarten für gar unnötig erachtet und mich niedergelegt. Nicht wahr aber ist, daß ich dabei die Kleider abgezogen. – Ja, in Absicht habe die Türe offen gelassen, um desto besser auf die Haushaltung acht geben zu können. Denn ich den Männern nicht traute.“

„Ehekläger hat sich darauf auch zu Euch gelegt?“

Der junge Landsberger nickte eifrig, ehe Anna Magdalena das Wort nahm.

„So nicht, gnädigster Herr!“ sagte sie, indem sie verschämt die Augen senkte. „So nicht! – Maßen im geringsten nicht Vermutens war, ist er zu mir aufs Bett fallen. Hab' ihm mit schimpflichem Wort gewehret und ihn geheißten, die Kammer zu verlassen. Wie er gar nicht weichen wollte, hab' ich der Magd befehliget, ihm vom Bett zu reißen, hat sich dem aber mit Händen und Füßen widersetzet. Hab' darauf fortgehen wollen. Vetter Knollmann jedoch, so auch auf'm Bett gelegen, hat mich angeredet. Bin dann seiner Zureden gefolget und hab' das Kissen um mich gestopfet. – Also ist es gewesen! – Die Männer aber waren dicke.“

„Wie gar seltsam alles,“ bemerkte Dreier und schüttelte ungläubig den Kopf. „Ihr seid aber noch eine Zeitlang liegen geblieben?“

„Bin ein wenig noch liegen geblieben, stund aber bald auf.“

„Um was Zeit ist das gewesen, wie Ihr aufgestanden?“

„Des Morgens, wie es schon Licht gewesen.“

„ . . . wie es schon Licht gewesen,“ wiederholte Dreier mit Bedeutung. Er wollte damit sagen, daß Anna Magdalena nach seiner Meinung ohne Säumen hätte aufstehen und in eine andere Kammer flüchten müssen, wenn ihr der Überfall unerwünscht gekommen wäre. Der Schein sprach auch in diesem Punkte wider sie.

Anna Magdalena aber verstand ihn nicht.

Die beiden anwesenden Kläger hatten während ihrer Aussage wiederholt den Kopf geschüttelt. Sie ließ sich aber nicht einschüchtern.

Dreier fragte weiter:

„Andern Morgens frühe, vernehme ich, ist noch alles gut gewesen, und wie des Eheklägers Vater wieder zu Euch kommen, hat er Euch noch zugetan befunden.“

„In Ewigkeit nicht wahr, gnädigster Herr, daß ich einer Zusage sollte geständig gewesen sein. – Lieber Gott! es ist das ja alles erlogen! Alles erstunken und unwahr!“ schrie sie endlich in ihrer Angst auf und schlug die Hände zusammen, indem sie sich flehend von einem zum andern wandte. „Landsberger, wie könnt Ihr in Eurer Seelen Seligkeit erhalten, daß das alles wahr ist? . . . Wer mir selbige Dinge fälschlich nachgesaget, der handelt wie ein Schelm an mir!“

In ihren grauen Augen funkelte ein ehrlicher Zorn.

Konsistorialrat Dreier verwies ihr unwillig ihren unangemessenen Ausbruch.

„Was der Landsberger an mir getan, gnädigste, liebe Herren,“ wandte sie sich wieder an ihre Richter, „ist nicht zu sagen. Überall hat er mir ein Geschrei verbreitet, daß mich auf der Straßen nicht sehen lassen kann. Er hat meinem ehrlichen Namen eine Schandkette angeworfen, von der ich nicht abkomme. Wie will er das gut machen? Muß mich damit schleppen die Tage meines Lebens. Gott vergelt ihm seine Sünde! Was mag doch diesen Menschen dazu bewogen haben, denn ich ihm nimmer ein scheel' Auge zugewendet? – Ich bitte, der gnädigste Herr wolle die gütige Vorsehung tun, daß mich die Menschen zufrieden lassen.“

Dreier machte ihr ein Zeichen, daß sie schweigen sollte. Mit gefalteten Händen hing sie an seinen Lippen. Nun mußte sie doch endlich hören, daß man sie freigab und heimschickte.

Aber Dreier sprach ernst und nachdrücklich:

„Die angezogenen Entschuldigungen und Bewandnisse können Euch, Wittibe Niedermeiersche, nicht geglaubet werden, dieweilen Ihr

der gnädigsten Landesherrschaft und dero Herrn Landdrosten Abgeordneten Eurem Vorgeben nach entweder Lügen vorgebracht, oder Euer itziges aber vor achttägiges Angeben, daß Ihr dasmals nicht mehr frei gewesen, unwahr sein muß, also quovis aspectu in der Lügen besteht.“

Anna Magdalenas kümmerlich genährter Mut sank zusammen, wie eine ausgebrannte Kohle, die das Schüreisen zermahlt. Ein von grenzenlosem Schmerze erpreßter Seufzer war ihre klägliche Erwiderung.

Unwillkürlich schaute sie nach der Tür. Wo blieben ihre Schwäger? Warum ließ man sie nicht ein? Sie waren doch auch vorgeladen? Sie sollten für sie sprechen. Vor Erregung flatterte sie am ganzen Körper und Schweiß war auf ihre Stirn getreten. Ihre Füße trugen sie nicht mehr, sie setzte sich erschöpft auf die Bank nieder und ließ den Kopf hängen. Was hatte man alles eronnen, sie zu quälen und zu martern! Sie wußte nichts mehr zu sagen, alles hatte sie in einfältiger Schlichtheit berichtet, wie es gewesen war.

Dreier begann ihr zuzureden, da er merkte, daß sie mürbe geworden war. Er sprach wohlwollend und ohne Schärfe. Sie sollte nicht denken, daß er ohne Verständnis für ihre Leiden sie verhörte.

„Warum weigert Ihr Euch itzo gar so sehr,“ sagte er, „Eheklägern zur Ehe zu nehmen, Niedermeiersche?“

Anna Magdalena horchte auf und sah den Konsistorialrat treuherzig an.

„Gnädigster Herr,“ versetzte sie, „wie sollte ich ihn wohl ehelichen können? Bin doch schon eine betagte und beständige Frau und kein jung' Mädchen, so aus Unbedachtsamkeit sich bereden lasset. Er aber ist noch gar jung und weiß meinem Hof nicht vorzustehen.“

„Darin wird die gnädigste Landesherrschaft schon den besten Rat geben, Meiersche,“ sagte Dreier, „maßen sie dann wohl befugt ist, darnach zu sehen, daß dero Güter und Meieren mit guten, gesunden und frischen Leuten besetzt werden.“

Anna Magdalena schüttelte traurig den Kopf. Plötzlich geriet sie in Erregung und sagte hastig:

„Der gnädigste Herr weiß sonder Zweifel nicht, daß sich der Landsberger auch mit einem andern Mensch ehelich eingelassen. Fraget nur Kaups Tochter in Belle. Hat ihr ehender die Ehe versprochen.“

So war es heraus, nun mußte man ihr doch glauben.

„Ist das an dem?“ wandte sich Dreier an die beiden Männer.

„Ist ein bloßes Gekakelse der Meierschen,“ widerlegte der junge Landsberger eifrig unter der Zustimmung seines Vaters. „Will von den angezogenen Leuten Schein und Beweis bringen, daß es gar falsch ist. – Wahr aber ist,“ fuhr er mit erhobener Stimme fort, indem er seine blitzenden Augen fest auf Anna Magdalena richtete, „daß Ihr selbst mich in Euer Bett beschieden und gute Weile zuvor in ‘r Kammer Hand in Hand mit mir auf und nieder gangen seid!“

Voll Ekel wandte sich Anna Magdalena von ihm ab.

„Ihr seid ein plumper Geselle!“ erwiderte sie hart.

Ihm war’s, als versetzte man ihm einen Faustschlag. Wütend stampfte er mit den Füßen auf. Das heiße Blut jagte ihm in die Augen, daß es ihm rot schimmerte, und eine gemeine Unflätigkeit drängte sich ihm auf die Lippen. Er hätte seine Umgebung vergessen, wenn ihn sein Vater nicht mit eiserner Faus in seine Nähe gezerrt hätte.

Anna Magdalena beachtete ihn nicht weiter.

Da begann der alte Landsberger zu sprechen:

„Euer Gnaden bitten wir untertänig und zum allerfleißigsten, der gnädige Herr wolle anitzo die Vollziehung der Ehe gnädigst befehlen. Die Meiersche hat die Fragstück nicht abgesagt. Und beharret sie auch in ihrer Halsstarrigkeit, so bestehet sie doch mit ihrem Beweis wie Butter an der Sonnen und wäre wahrlich besser gewesen, sie hätte geschwiegen. Ist ja auch bekannt, daß öfters bei den Frauenspersonen eine Schamhaftigkeit hervorblicket, auch ihr Nein oft Ja zu sein pfelet, zumal die Meiersche wegen ihres Vettern Knollmann und ihres Gesindes sich ehrenhalber ein wenig weigerlich stellen müssen. Solche Weigerungen pflegen wohl unter jungen Eheleuten vorzugehen. Zu geschweigen, was nicht unter diesem verlobten Paar, so noch nicht durch Priesters Hand zusammengegeben, geschehen sollte.“

„Wie kann auch die Meiersche sagen,“ unterbrach ihn sein Sohn, der die Abfertigung noch nicht verwunden hatte, „daß sie den Ring nicht angenommen? Hat sie doch den Ring auf die Finger, bald auf den Daumen, bald auf andere Finger gesteckt und versucht, auf welchem der Ring sich schicken und passen wollte. Und wie ich hernach gefragt: Meiersche, wann ich nun auch den Schlüssel zu Eurem Gelde hätte? da hat sie gesagt: den Schlüssel hätte ich so mehr als sie. Worauf ich auch meine Hand in ihre Tasch’ gestochen, so sie gar gern gelitten.“

„Hat sie dann nächsten Tages den Ring zurückgegeben,“ meinte der alte Landsberger, „so mag ihr der Ring wohl nicht gut genug gewesen

sein. Hat damit wohl andeuten wollen, er noch besser sich einstellen müßte.

Verständnislos starrte Anna Magdalena von einem zum andern. Was mochten sie meinen? von wem redeten sie?

Konstistorialrat Dreier winkte ab und befahl im Einverständnis mit dem Generalsuperintendenten, mit der er eine kurze und leise Zwiesprache gehalten hatte, die beiden Schwäger der Meierin hereinzufordern.

Hörbar atmete Anna Magdalena auf, als sie die befreundeten und vertrauten Gestalten eintreten sah. Wie eine Genugtuung empfand sie es, daß die beiden Landsberger ihnen Platz machen mußten. Sie verstand es aber nicht, weshalb der Pedell es ihr verwehren wollte, sich zu ihnen zu gesellen.

Die Stimmung der beiden Männer war übellaunig, man hatte sie zu lange warten lassen. Auf ihren Gesichtern erkannte man unschwer die Abneigung, sich in langwierige Erörterungen einzulassen. Auch ärgerte sie die Nähe der Landsberger, denen sie einen gehässigen Blick zuwarfen.

Dreier fragte sie, aus welchen Gründen sie der Eheschließung ihrer Schwägerin mit dem jungen Landsberger zuwider seien. Wallbaum sah Hövener an. Dann nahm er das Wort.

„Das soll der Herr bald gewahr werden. Der Meierschen seliger Mann, der mein lieber Bruder gewesen, hat mich vor sein Totenbett erfordert und mir sein' Frau und ihren Hof anbefohlen. Hab' ihm angelobt und in die Hand versprochen, allzeit ihr Bestes zu beachten und sie vor Schaden zu warnen. In diesem Glauben ist er selig entschlafen. Komme nicht beiher und kann auch nicht finden, daß dieser windige Kerl, der noch niemals eine Wirtschaft geführt, dem Hof bequem ist. – Der Herr wolle daher vor sein, daß diesen Leuten das Maul gesperret werde.“

„Soll auch nicht unverberget bleiben,“ fügte Hövener hinzu, „daß ehender Tage Wördehans in Hagendonop mich angesprochen und mir gesagt, der alte Landsberger selbst hätte ihm nach getrunkenem Bier etwa andern Tages gestanden, daß die Meiersche noch unbeständig sei.“

„Dem ist nicht also,“ erwiderte der alte Landsberger lebhafter, als es sonst seine Art war, „solches vielmehr geschehen, gnädigster Herr, als sie, die Meiersche, durch bloßes Einblasen mißgünstiger Leute ver-

föhret zur Ablegnung der Eheversprechung sich gewendet. War hernach nur nichtiges Vorgeben, als hätte sie sich mit einem andern versprochen. Am folgenden Morgen hat sie meinem Sohn solche Eheversprechung nicht aufgesagt. – – Läßt sich wohl nicht tun,“ schloß er, indem er sich gegen Hövener wandte, „ehrliche Leute zu vexieren.“

„Genug jetzt des Disputierens,“ beschwichtigte Dreier die heiß gewordenen Köpfe. „Ihr sollet euch nicht verhitzen und verbittern. Ich habe euch ausreden lassen, alldieweilen es vonnöten, euch selbst Klarheit zu schaffen, was ihr getan und gewollt. Ihr, Wittibe Niedermeiersche, habet nicht in Abrede stellen können, den wohlerwogenen Absichten Seiner Hochgräflichen Gnaden als Eures gnädigsten Landes- und Gutsherrn und dero ersten Ministers dadurch widerstrebt zu haben, daß Ihr dero Abgesandten mit Lügen aufgewartet und sie schändlich und strafbar hintergangen. Ihr habet itzo nicht geleugnet, daß Ihr damals von Wullfs Sohn zu Niederheesten frei gewesen, als wie Ihr auch heute noch frei seid. Ihr habet fernermehr Ehren Rickmeier, dem Pfarrherrn zum Meinberg, die Eheversprechung mit Ehekläger ebenmäßig nicht geleugnet, sondern dabei auch gestanden, daß Ihr nicht widersprechen könnet, einen Ring von ihm bekommen und ihn auch auf Euer Bett admittieret zu haben. Ihr habet gleichergestalten dem Pfarrherrn offen bekannt, daß Ihr den Landsberger zur Ehe nehmen wollet, wenn es Gott versehen hätte. Und nicht zuletzt habet Ihr auch coram pastore praedicto gestanden, daß Ihr wegen der Heirat keinen ungnädigen Landesherrn haben wollet. – Wollet Ihr itzo alles bedächtlich rekapitulieren, Niedermeiersche, so habet Ihr so viel von Euch blicken lassen, daß Ihr entschlossen gewesen, Eheklägern zur Ehe und auf Euren Hof nehmen zu wollen. Dieses alles scheinet klar und erwiesen. – – Bedenket aber auch am andern Teil, was für Utilität Eurem Hof durch diese Heirat zuwachsen kann. Der Landsberger ist alt und qualifiziert genug, Eure Wirtschaft zu leiten und das Gesinde anzustellen, gewiß auch willens, die sorgliche Hand selbst anzulegen. Und wenn er schon noch jung wäre, so wohnt dennoch Eheklägers Vater nicht weit von Euch in selbigem Dorf und kann auf die Haushaltung und Wesen seines Sohns das mit acht haben, den Hof mit Korn, Vieh und Pferden, auch Geld annehmlich versehen. Vormaleins aber und zum Förderlichsten erwäget nochmals bedenklich, wasmaßen hochgedachte unsere gnädigste Landesherrschaft niemand anders, noch liebers auf Euerm Hofe wiederhaben will, als eben den gegenwärtigen Eheklägern. Bin gar verständigt,

gestalten Ihr, Wittibe Niedermeiersche, dem Herrn Landdrosten noch 200 Taler schuldet, und kann Euch die Versicherung vermelden, daß auch der Herr Landdrost sich zur Beförderung dieser Ehe mit der ihm schuldigen Summe ganz erträglich bezeigen, auch sonst allen Zuschub tun wolle. Sehe wahrlich nicht, daß diese Ehe, die solchergestalt vorbereitet, nunmehr nicht allsogleich sollte durch priesterliche Einsegnung vollzogen werden. Ist die Ehe einmal, wie durch fleißige Umfrage erkundet, in Gottes Namen zugesagt, so könnet Ihr Ehebeklagte davon in erdichteten Ausflüchten nicht abkommen. Vor Gottes Angesicht seid Ihr die Braut und der Landsberger Eurer Bräutigam. So wolle auch nach dem gnädigsten Belieben Eures Landes- und Gutsherrn und des Herrn Landdrosten Anstalt machen, damit dieser Ehehandel in Richtigkeit mag kommen. Ich bin der gewißlichen Hoffnung, daß Ihr beide, die ihr einer des andern wohl wert seid, noch viele nachgehende Jahre in aller selbstverlangenden Glückseligkeit erleben werdet.“

Seinen Worten folgte eine langanhaltende Stille. Dreier und auch der Generalsuperintendent, der mehrfach zu der Rede seines Kollegen beipflichtend mit dem Kopfe genickt hatte, sahen erwartungsvoll von einem zum andern. Doch die beiden Schwäger der Meierin machten muffige Gesichter und rührten kein Glied.

Unter buschigen Brauen schauten sie fremd und kaltblütig vor sich hin. In ihrer Festigkeit war etwas Feierliches, etwas Großes. Sie glichen in diesem Augenblick Eichenstubben, an denen die Axt ein schweres Stück Arbeit hat. Kein Wort des Verständnisses tauschten sie miteinander. Die Vorstellungen und Ermahnungen hatten nur ihren Trotz vergrößert. Sie ließen sich aus ihrer unerschütterlichen Ruhe und Überzeugung nicht drängen, mochte man auch noch so viele Worte machen.

Dreier wurde ungeduldig.

„Niedermeiersche,“ wandte er sich an sie, „es ist an Euch, mir Rede und Antwort zu stehen.“

Auch sie starrte wie die Männer vor sich hin. In herber Verslossenheit waren ihre Lippen aufeinander gepreßt. Die Arme hatte sie untergeschlagen, daß sie ihrem Körper einen Halt gaben. Auch sie war ruhig und gelassen.

Auf die Anrede des Konsistorialrats drehte sie sich nach ihren Verwandten um. Einen Herzschlag lang. Sie wußte, was sie zu tun hatte. Steil richtete sie sich auf, warf den Kopf zurück und sah ihren Richtern uneingeschüchtert ins Gesicht.

„Höre nur immer,“ sagte sie bedächtig, jedes Wort wägend, „daß mir will aufgebürdet werden, den Landsberger zu ehelichen, als stünd' ihm in Wahrheit eine Zusage von mir zur Seiten. Sind soch alles nur Unwahrheiten und Bosheiten, die er mir andichtet. Hab' den Hof, der mir von Eltern und Voreltern zustehet, in Äckern, Garten, Häusern zu jeder Zeit wohl bestellt, ihn auch mit Vieh und Hausrat ehrlich versorget. Was anforderbar ist, sind nach Gelegenheit hier und da Klitterschulden an Handwerker. Bin eine alte und besonnene Frau, kann mich an junge Gesichter nicht gewöhnen – kann auf'm Hof keinen brauchen, der nur auf 'r Landstraßen oder im Krug liegt. Ich kann den Landsberger nicht heiraten.“

„Ihr vergeßt, Wittibe Niedermeiersche,“ erwiderte ihr Dreier schnell und bestimmt, „daß Eure Zusage erwiesen ist. So steht das Gesetz wider Euch.“

„Kann nicht finden,“ gab sie gemessen zur Antwort, „daß mich das Gesetz zu einer ungewollten Ehe zwingen soll. – Ich kann den Landsberger nicht als Mann nehmen.“

„Niedermeiersche“ – nochmals rief sie Dreier an.

„Ich kann den Landsberger nicht nehmen,“ sagte sie bestimmt.

Wallbaum drehte sich nach seiner Schwägerin um und nickte ihr zu. Hövener tat das gleiche nach seinem Vorgang.

„Dreiers Geduld war erschöpft. Und ebenso schüttelte der Generalsuperintendent im Unmut seinen Kopf.

„Wollt Ihr Euch nicht in Güte bequemen,“ sagte Dreier, „Euer Sach' – dann wird man Euch zwingen müssen.“

Er ergriff das Protokoll und überflog es gemeinsam mit dem Generalsuperintendenten.

Alles schaute gespannt nach den beiden Richtern, die mit dem Durchlesen bald zu Ende waren.

„Volland,“ befahl Dreier dem Aktuar, „Ihr werdet Illustrissimo aus den Akten auf der Stelle Relation erstatten mit dem unvorgreiflichen Bedenk, daß die Wittibe Beklagte aufgewiegelt und dabei gehalsstarriget befunden, auch sie zu der Konsummation billig genötigt würde. – Verhoffe, Ehren Superintendent, daß das auch Eure Meinung ist?“

„Wüßte gewiß nichts besseres dawider zu wenden,“ sagte der Generalsuperintendent. „Habt alles vortrefflich vorgesehen. Es ist alles in Ordnung gemäß in Güte der Ehebeklagten zu Gemüte geführt. Sie mag nun selbst ihren Vorteil zu wahren wissen. Vielleicht, daß sie jetzo noch

ihre Halsstarrigkeit sich aus dem Sinn zu schlagen verspüret? – Will euch, Niedermeiersche, den wohlmeinenden Rat geben, Euch nochmals beizeiten zu bedenken.“

„Ich denke und denke und kann mich nicht besinnen, gnädigste Herren,“ entgegnete sie schlicht. „Ich kann den Landsberger nicht nehmen.“

Der Generalsuperintendent wandte sich von ihr ab.

„Derowegen sollen die Parteien bis nachmittags dimittieret werden,“ entschied Dreier.

### XIII.

Volland erhob sich und nestetelte sein Wams zurecht. Dann nahm er die Blätter seines Protokolls und begab sich sofort seinem Auftrage entsprechend nach seines gräflichen Herrn Gemach. Hinter ihm her stapften die Bauern mit scharrenden Füßen, langsam und unsicher, in ihrer Mitte Anna Magdalena Niedermeier.

Volland mußte eine Weile warten.

Der sogenannte „alte Saal,“ in dem Graf Simon Henrich zur Lippe gewöhnlich mit seinen Beamten und Dienern zu verhandeln pflegte, machte einen überaus düstern und schwermütigen Eindruck. Die Wände waren mit schwarzem Futtertuch ringsum bezogen und auch vor den Fenstern hingen schwarze Vorhänge, die das Sonnenlicht gewaltig dämpften. In einer Ecke stand ein großer eiserner Ofen mit aufgesetzten gebildeten Kacheln. Zwei große gegossene, eiserne Brandruten, Feuerschüppen und eine Feuerkluft lagen daneben. In der Mitte des Gemachs befand sich ein viereckiger Tisch, den eine massige Decke aus schwarzem Samt mit schwarz und silbern durchwirkten Fransen bedeckte. Zwei lange hölzerne Leuchter und ein kleines eisernes Kästchen standen darauf. Schwarzüberzogene Sessel und Stühle, zwei wuchtige lederne Polster, wie auch ein kleines Stühlchen ohne Lehne, alle mit Pfühlen und Kissen reichlich versehen, boten Sitzgelegenheiten. Auf dem Boden lagen größere und kleinere Teppiche von goldgefärbtem Leder.

In diese schwarze Eintönigkeit brachten Farbe und Lebhaftigkeit eine größere Anzahl von Schilderein an den Wänden, ein großer Spiegel

und vier Schränke. Einer von diesen war ein Waffenbehälter, in dem eine Unzahl von Pistolen verschiedensten Kalibers, Dolche und auch ein grünes, mit Silber beschlagenes Trinkhorn zur Schau standen. Ein anderer enthielt geometrische Instrumente, Kompass, eine kleine Uhr aus Messing, einen Köcher mit Zirkeln. In dem dritten Schrank waren Bücher aufgestellt und in dem vierten endlich Glassachen, meistens Kristallgläser, weiße und schwarze, in allen Größen, mit und ohne Deckel.

Von Lakaien und Pagen geleitet, trat Graf Simon Henrich ein, indem er sich ein wenig schwerfällig auf einen Stock aufstützte. Man rückte ihm sofort ein Polster heran, auf dem er sich gequält niederließ. Mit einer kaum merklichen Handbewegung entließ er seine Begleitung. Volland machte ihm wiederholt seine Reverenz, die er nachlässig erwiderte.

Graf Simon Henrich war auf den ersten Blick eine glänzende Erscheinung, die sich von dem dunkeln Hintergrund markant abhob. Alles an diesem Manne war kostbar, von dem sorgfältig gefälteten Spitzenjabot bis auf die zierlich ziselierten Silberschnallen an den Schuhen. Eine wohlfrisierte Perücke umrahmte ein weiches, bereits etwas schwammiges Gesicht und flutete noch wellig über Schultern und Brust. Nicht unbedeutende, klare Augen blickten leutselig und sorglos umher. Der sinnliche Mund, den ein dünnes Bärtchen beschattete, das fleischige Doppelkinn, verrieten den heitern und selbstbewußten Genußmenschen.

„Etwas wichtiges, Volland?“ fragte er.

„Submissesst aufzuwarten, Euer hochgräfliche Gnaden –“

„Hat's Zeit bis morgen?“

„Euer Hochgräfliche Gnaden wollen gnädigst geruhen, sich bewegen zu lassen, nur ein wenig in Geduld zu stehen. Alsdann will ich mich nicht eine Minute dreisten, Euer Hochgräflichen Gnaden kostbarste Zeit zu verkürzen.“

„Mach' Er's kurz, Volland. Habe ubique eine attaque von Podagra, wie Er merket.“

Volland sprang bekümmert hinzu, um seinem Herrn ein wärmendes Kissen unter die Füße zu schieben.

„Inkommodier Er sich nicht, Volland, inkommodier Er sich nicht,“ sagte der Graf, rückte sich aber trotzdem das Kissen zurecht. „Hat Er schon gehört, Volland? Ich habe heute einen Hengst für 4000 Gulden nach Amsterdam verkauft und das Geld auch bar empfangen. Ich kann

aber mit den Leuten nicht übereinstimmen, denn sie mir nicht mehr geben wollen, was gebräuchlich. Volland, und ich benötige das Geld so dringend. Sollen die Räte meiner Kanzlei endlich ihre mesures darnach zu machen wissen. Kann's meinen Untertanen nicht ersparen. – Mit dem lahmen Hengst will's aber nicht werden, und ob ich wohl täglich an ihm arzte, auch schon soviel verapothekerieret, so kann die Besserung wenig spüren. Deswegen ihn billig den Apotheker nennen muß.“

Graf Simon Henrich belächelte seinen Scherz wohlgefällig, und auch Volland beeilte sich, in höfischer Bildung seinem Beispiel zu folgen.

„Volland,“ fuhr Graf Simon Henrich unbekümmert fort, „da bittet mich mein Schwager Christoph, ich wollte geruhen, ihn mit etwa einem guten, vorstehenden Hühnerhunde zu begnadigen. Vetter Schiefmaul, Volland, er weiß ja, der Gabriel, ärgere sich tot, daß er Feldhühner genug antreffe, aber keine fangen könne, dieweilen er keinen Hund habe. Das kleine Hündchen, welches Otto Wilhelm Liebden für ihn gekauft gehabt, ist ihm in Bremen gestohlen worden. Und dann schreibt er noch, Volland, daß er sich bishero ziemlich wohl auf der Hasenjagd divertieret, nur jedoch besorge, seine Gemahlin werde ihm bald eine andere Jagd machen, die ihn von seiner Hasenjagd abhalten werde. Volland, hört Er's – seine Gemahlin –“

Graf Simon Henrich überließ sich unbefangen seinem Frohsinn. Volland's Lächeln aber wurde gequälter, je weiter die Zeit vorschritt. Sein Herr bemerkte schließlich seine Unruhe und lenkte ein.

„Nun komm' Er endlich zu seinem Vortrag, Volland,“ sagte er, „was betrifft's?“

„Euer Hochgräflichen Gnaden submissesst aufzuwarten, den Ehehandel des jungen Landsberger zu Brüntrup wider die Wittibe Niedermeiersche ebendasselbst.“

Kaum hatte Graf Simon Henrich die Namen gehört, so wurde er sofort aufmerksam und interessiert.

„Es ist das daselbe Mensch, dessen mich ehender der Landdrost dringend angesprochen?“ fragte er.

„Aufzuwarten, Euer Hochgräfliche Gnaden,“ bestätigte Volland eifrig mit der überlegenen Sicherheit eines Eingeweihten.

„So les' Er mir das Protokoll vor, daferne es nicht zu lang ist,“ befahl der Graf.

Volland tat, wie ihm geheißten, und entledigte sich in wenig Minuten seiner Aufgabe. Dann sah er seinen Herrn fragend an. Dieser stieß mit seinem Stock hart auf den Boden.

„Was?“ rief er aus, „das Mensch will nicht? Was soll das heißen, Volland?“

„Die Ursachen dessen sind wohl angezeigt, Euer Hochgräfliche Gnaden. Vermeine wohl, es ist alles nur eine von Mißgünstigen eingeblasene Halsstarrigkeit, sintemalen die Schwäger der vollschuldig Beklagten selbst zu verschiedenen Malen sich gebrüstet, daß ohne ihr Vorwissen und Vollbort in diesem Ehehandel trotz Landesherr und Droste nichts giltiges könne geschlossen werden.“

„Was will man doch darauf bauen, Volland? Wie versteht Er's, daß das Volk soviel Umstände macht? Was bedeutet dieser unversehene Geist der Widersetzlichkeit?“

Graf Simon Henrich stützte nachdenklich sein Kinn auf den Stock.

„Wie euer Hochgräflichen Gnaden gnädigste Wissenschaft tragen, war von dem gestrengen Herrn Landdrosten alles füglich vorbereitet, daß die Meiersche kraft eigenen Bekenntnisses ihre Zusage zu dem Ehehandel gegeben. Alldieweil nun scheint, als wenn die Wittibe Beklagte von anderer Leute Einflüstern, doch aus gar falschen Berichten in die Gedanken versetzt worden, ob wäre ihr niemand vorständig, da doch kundigermaßen Euer Hochgräflichen Gnaden ihr eigener Gutsherr, so muß bekennen, dafern der Meierschen Widerspruch aus Irrtum geschehen, es eine unverantwortliche faute, wenn es aber aus Vorsatz erfolgt, es ein strafbares crimen, Euer Hochgräflichen Gnaden gnädigste landesväterliche Willensmeinung also zu irrlichterieren. Euer Hochgräfliche Gnaden ruhen aber jetzo sonnenklar zu sehen, mit was für Ausflüchten man gegen alle Wahrheit, selbst besseres Wissen und Gewissen sich suchet zu helfen. Ich vermeine nicht, daß etwas Klärlicheres als dieses und keine größere Erdichtung könne remonstrirer werden. Alldieweil nun vollschuldig Beklagte auch also genaturerlieret, die ihr angemutete dubiose Opinion – “

„Beliebe Er zur Endschaft zu gelangen, Volland, Er wird weitläufig,“ unterbrach ihn der Graf ungeduldig drängend.

„Bitte derowegen gar untertänigst, Euer Hochgräfliche Gnaden als ein von Gott hochbegabter und raisonabler Herr, wollen doch unbeschweret diese Verleumdungen und falsche Aufzüge gnädigst bei sich überlegen und darin kondeszendieren, daß diesen höchststrafba-

ren Leuten das lose Maul gestopfet werde. Die Herren commissarii haben zu Euer Hochgräflichen Gnaden die gehorsamste confidence, es werden an dero commissarii endliche scharfe Verordnung ergehen, daß besagte Ehebeklagte zu ihrer völligen Schuldigkeit ohne weiteren Anstand angehalten werde.“

„Man weiß wohl, Volland,“ erwiderte Graf Simon Henrich, in gemessener Ruhe über seinen vor ihm stehenden Diener fortsehend, „in solchen Materien kommen bisweilen tolle Sachen hervor, welches hernach mannigmal bereuet wird. Wiewohl ich ihrer kein Scheu trage, wäre es beiderseits erwünschter, dieser schlimme Handel würde in der Güte beigelegt. Auch diese Erregungen werden austoben, Volland, wenn ihre anoch verstockten Herzen meine Gnade verspüren. Sind ja nur Bauer, Volland, Bauern, vergesse Er's nicht, denen man verständig und in Langmut nachsehen muß. Man muß diese Leute prüfen und ihnen Zeit zur Einkehr gönnen. Wie dann solches die Traktaten bald ausweisen werden, zumalen sie doch die Herren Räte als beiderseits sowohl hochvernünftige Leute, wie moderierte und sittsamer Gemüter getrieben werden. Man soll uns auch fernermehr als den gnädigsten Landesherrn erkennen und unsere Generosität rühmen.“

„Halten zu Gnaden, Euer Hochgräfliche Gnaden,“ antwortete Volland, während in seiner Stimme die Schärfe einer mühsam unterdrückten Erregung leise mitklang, „nach meinem untertänigsten und unvorgrifflichen Ermessen wird ein verstocktes Gemüt, wie der Meierschen und insonderheit ihrer eifernden Schwäger, kundbar ehender durch Strenge, als Deroselben verkannte Gnade auf den Weg Rechtens verwiesen. Gott mag wissen, wo es endlich hinaus will. Euer hochgräfliche Gnaden werden ohn`allen Zweifel dermaleins erkennen, daß in effectu keine andere argumenta, als welche allbereits in diesem verlesenen protocollo angeführt und refutiert, werden vorgebracht werden. Wenn nur zu gnädigstem Gefallen einige Möglichkeit des Erfolges sehen möchte. In Ratschlägen ad viam persuasionis sich gebrauchen lassen, ist nicht ungefährlich und kann gar leicht des Anscheins sein, als sollte einem etwas imputieret werden, daraus erst recht turbatio pacis publicae entstehen möchte. Euer Hochgräfliche Gnaden vergeben mir's, daß Deroselben dasjenige, dazu mich mich mein Gewissen zwinget, so kühnlich vermelde.“

„Volland,“ erwiderte gnädig der Graf. „Er redet, wie Er's versteht, und mangelt Ihm doch an Menschenkenntnis. Wir haben alles, was Er

uns vorgestellt, in reifliche Konsideration gezogen und seine wohlmeintliche Intention hieraus genugsam entnommen. Dennoch wünsche ich nichts liebers, mir auch nicht Ersprießlicheres ist, als mit meinen Untertanen in Frieden zu leben, wenn solches ohn' Präjudiz unsers gräflichen Hauses sein kann. Will, was in meinem Vermögen ist, dazu gern kontribuieren. Man soll noch eins, erkläre Er's den Herren Generalkommissaren, die Güte versuchen und dem verklagten Mensch eine Bedenkzeit geben. Auf beharrliche Halsstarrigkeit aber möge man mit ihr verfahren, wie mit dergleichen Übeltätern vor diesem geschehen. – Hat er sonst noch etwas?"

„Dasmalen nicht, Euer Hochgräfliche Gnaden,“ sagte Volland. „Bitte mich derowegen gnädigst zu beurlauben und mich als einen ehrlichen und Euer Hochgräflichen Gnaden treu gehorsamsten Diener zu konsiderieren.“

Volland machte nach der Erklärung seines Herrn ein Gesicht, als hätte er ihn nicht recht verstanden. Als dieser aber durch mehrfaches Aufstoßen mit seinem Stock seiner Dienerschaft das Zeichen gab, ihn hinauszuleiten, blieb ihm nichts übrig, als hinter dem Davonschreitenden seine ehrerbietigen Bücklinge zu machen.

Kopfschüttelnd verließ er das Gemach.

Die Kommissare hörten ihn mit Erstaunen an.

Nochmals setzte Dreier die Niedermeierin ihr Unrecht auseinander. Sie blieb bei ihrem Nein.

„So wird anders nichts übrig sein, Wittibe Ehebeklagte,“ bedrohte sie der Richter, „daferne Ihr nicht Vernunft annehmet, als Euch mit Soldaten zu einer Kontinenz zu bringen. Beschimpfet Euch dadruch nicht selbst, noch setzet Euch in Schaden und Kosten.“

Anna Magdalena erleichte bei dieser Zumutung und schaute sich ratlos nach ihren Schwägern um. Sie bemerkte, wie Wallbaum der Zorn überkam. Er setzte zum Reden an, aber die Richter verboten es ihm.

„Ihr seid unbefragt und habt zu schweigen,“ herrschte ihn Dreier an.

In Wallbaum Augen sprühte es. Es wurde ihm schwer, sich zu mäßigen, aber Hövener legte beruhigend seine Hand auf seinen Arm und zog ihn zurück. Der Blick jedoch, den er seiner Schwägerin zuwarf, war trotzig und unbeugsam.

Anna Magdalena erklärte, daß sie bei ihrem früheren Entschluß bleiben würde.

Dreier wandte sich dem Generalsuperintendenten zu und zuckte die Achseln. Eine kurze Zeit überlegte er vor sich hinsinnend und die Fassung seiner Worte erwägend. Leise tauschten die beiden Richter ihre Ansichten aus.

„Nach Illustrissimi gnädigster Resolution,“ beschied endlich Dreier, „und weiln das Konsistorium dienlicher findet, die Sache in einem Verhör ohne weitläufigen Prozeß abzutun, als sollet Ihr, Wittibe Niedermeiersche, diesmal dismissiert und Euch bei Poen von zehn Goldgulden noch fünf Tage Bedenkzeit gegeben sein. Das haben beide Teile gebührend zu respektieren. Unterzwischen laßt es Euch zu Herzen gehen, welche Utilität Euer Hof bei dieser Sache Dank der Gnade Eures Landesherrn zu erwarten und wie dieser Ehehandel wohl angefangen und allbereits, wie gestalten Sachen nach erwiesen, von Euch zugestanden. Noch eins soll Euch wohlmeinend geraten sein, Euch vor Verstrickung und Kummer zu wahren.“

Die Parteien waren entlassen.

#### XIV.

Auf der Landstraße, die nach Brüntrup führte, fanden sie sich wieder.

Voraus schritt Anna Magdalena mit ihren Verwandten. Sie nahmen fast die ganz Breite des Weges ein, die Männer an beiden Seiten, die Niedermeiersche in der Mitte. In gleichmäßig schleppenden Schritten stapften sie einher und sprachen kein Wort. Nur das wurmte Wallbaum, daß man ihm das Reden verboten hatte, aber auch darüber sagte er nichts. Was sollten sie auch viel miteinander verhandeln? – Sie wußten genau, daß sie über acht Tagen nicht anders denken würden als heute. So blickten sie stumm über die Felder und musterten den Stand der Saaten.

In gemessener Entfernung hinter ihnen schleifte der alte Landsberger mit seinem Sohn. Keinen Blick wandte er von den Vorausgehenden. Unermüdlich blinzelte er ihnen nach und lauschte mit schrägen Ohren, ob er ein Wort erschnappen könnte, ob man eine Bewegung verriet, die sich in seiner unrastigen Einbildung zu einer Kette faßbarer Vorstellungen zusammenschloß. Er lauerte vergebens.

Sein Sohn neben ihm war nach seiner Art maulfaul. Er war wütend über alles, besonders über seinen Vater, der ihm diesen widerwärtigen, unabsehbaren Ehehandel aufgeschwatzt hatte. Der Alte überließ ihn gleichgültig sich selber.

In der Ferne tauchte eine Koppel Pferde auf, die schnell näher kamen. Der Roßkamm war sofort bei seinem Geschäft. Von den gräflichen Bereitem im Schloß hatte er gehört, daß in diesen Tagen eine Anzahl ostpreußischer Hengste in das gräfliche Sennergestüt abgeliefert würde. Sich Gewißheit zu verschaffen, rief er den begleitenden Stallmeister an und fragte ihn über das Woher und Wohin. Der Stallmeister ritt einen großen grauen Gaul, den der alte Landsberger sofort mit Wohlgefallen betrachtete.

„Sieht aus wie'n Kamel,“ meinte er schmunzelnd. „Was soll er kosten?“

„Kann unter 400 Reichstalern nicht abgelassen werden,“ sagte der Stallmeister. „Auf Treu und Glauben! Ist kein falsch Haar an ihm. Und auch der Däne da ist gute Zucht und seinen Preis wert. Wenn der gnädigste Graf noch ein Paar solcher Farbe schöne Pferde erkaufen läßt, so hätte er ein so schönes Gespann, als man irgendwo finden möchte.“

„Sind die Klepper samt und sonders fürs Gestüt?“ fragte ihn Landsberger.

Als es verneint wurde und er hörte, daß einige Tiere freihändig verkauft werden konnten, riß er diesen das Maul auf und befühlte ihre Fesseln. Er hatte übernommen, einige Pferde zu vermitteln und begann sofort zu handeln.

Was soeben noch seine Gedanken vollkommen beschäftigt hatte, war vergessen. Als er sich nach einiger Zeit von dem Stallmeister verabschiedete, war die Niedermeierin weit voraus und fast schon seinem Gesichtskreis entschwunden.

So kam man nach Brüntrup. Wallbaum und Hövener verabschiedeten sich. Obwohl der Abend schon dämmerte, unterließ es Anna Magdalena nicht, bevor sie ihre Diele betrat, noch auf das heute bearbeitete Feld zu gehen, um sich zu vergewissern, was in ihrer Abwesenheit getan war. Sie hielt stille Zwiesprache mit dem Acker, auf dem sie bedächtig dahinschritt. Nichts entging ihrem prüfenden Blick.

Voll ist das Feld und voll ihre Hoffnung. Der Himmel hatte ihr zu ihrem Leide Kinder versagt. So hatte sie ihre ganze überströmende, mütterliche Liebe und ihre großen Sorgen, unter denen sie sich tagsüber

rastlos abmühte und quälte, einzig der ihr angeerbten Flur und ihrem Anwesen geweiht. Selbst jeder Halm auf ihren Federn war ihr ans Herz gewachsen wie ein leiblich Kind ihres Schoßes, das sie nun hegen und pflegen mußte, solange seine Zeit bestimmt war. Diese Liebe hatte auch ihr Gemüt frisch und jung gehalten.

Wie froh war sie, wieder heim zu sein!

Sie betrat ihr Wohnhaus und fand auch dort nichts, was sie tadeln mußte. Ein helles Feuer brannte auf dem Herde und der gemeinsame Abendimbiß war schon angesetzt.

Anna Magdalena ging zuerst in den Kuhstall und sah nach, ob auch jedes Tier sein ordentliches Fressen erhalten hatte, ob gut ausgemistet und gestreut war. Hier und da half sie auf der Stelle nach. Liebkosend fuhr sie ihren Lieblingen über das glatte Fell und rief sie bei ihrem Namen. Eine Weile schaute sie ihnen zu, wie sie ihr Futter gleichmäßig zermalnten.

Einen Blick warf sie auch in den Schweineverschlag und betrachtete besonders prüfend eine kräftige Muttersau. Sie hatte zuletzt hintereinander Ferkel von fünfzehn, sechzehn und zwölf Stück geworfen, was in der ganzen Nachbarschaft Aufsehen erregt hatte. Und alle waren sie gut durchgebracht und hinterher vorteilhaft verkauft worden. Die Meierin rechnete auch für dieses Jahr auf einen guten Absatz. Man mußte nur auf die Futterzusammensetzung acht geben.

Dann begab sie sich über den Hof nach dem Pferdestall, wo sie von fröhlichem Wiehern begrüßt wurde. Die Tiere hatten jetzt eine schwere Zeit. Man sah es ihnen an. Das Winterfett kam von den Rippen. Anna Magdalena hielt aber darauf, daß sie ausreichend gefüttert wurden. Sie hatte immer ihren Stolz an einem vornehmen Gespann gehabt.

Es war ihr schon lange nicht so warm um das Herz gewesen, wie an diesem Abend, an dem sie die Freude an ihrem Besitze seltsam fühlte.

Mit Jochem Pritzen besprach sie die Arbeit für den nächsten Tag und ließ sich berichten.

Auf dem Hofe begegnete ihr Wegener und gesellte sich zu ihr. Sie setzten sich beide auf eine Bank vor dem Hause und sann in die dämmerige Stille. Noch überflutete die Goldluft der untergegangenen Sonne Hof und Feld und Fernsicht. Es summte allerorten.

Es war Frühling voll Klarheit und Duft. Ein wenig schwer und ermatend wird das Atmen. Gar betäubend wallt vom nahen Feld der Erdgeruch der umgeworfenen Ackerscholle. In unbändiger Liebesbrunst rohrt

die Unke in dem Teich. Am Ufer entlang wippen ein paar Bachstelzen. Vom höchsten First des Hauses schmettert kurze Zeit ein Star sein jauchzend Lied und streicht dann lärmend ab in sein nahes Nest.

Die beiden Menschen vor dem Hause sagen sich lange nichts.

Endlich fragt Wegener, wie der Tag verlaufen sei.

Das Herz der Frau wird wieder kalt. Sie hatte an diese Sorgen nicht mehr gedacht. Kurz gibt sie Bescheid. Wegener lobt sie wegen Ihrer Festigkeit.

„Ist ja nicht hoch genug zu beklagen,“ sagte er leise vor sich hin, „daß diese Land- und Schandschelme sich bei unserm gnädigsten Herrn finden lassen, andere redliche Leute einzusalzen. Recht muß aber doch Recht bleiben und werden auch die Herren beifallen. Ein böes Maul kann kein Glück auf Erden haben. Der Lügner brennet in Feuer und Schwefel. – Freilich unser Hergott tut heut kein Mirakel mehr auf die Weise, wie bei den Kindern Israels heut kein Mirakel mehr auf die Weise, wie bei den Kindern Israels in’r Wüsten, so er ihnen Manna vom Himmel regnen ließ. Hab’ aber doch immerdar merklich gespüret, daß der gerechte Gott nie keinen verlassen hat. Kann alsdann die Mittel zu seiner Zeit ganz füglich finden.“

Anna Magdalena hörte ihm schweigend zu. Sie verspürte kein Gefallen, diese Dinge, die ihr schon unerträglich geworden waren, wieder aufzurühren. Genug, daß sie auch den Richtern ihren Willen gezeigt hatte. Mochten sie zusehen, wie sie den Landsbergern ihre Zudringlichkeiten ausredeten.

Sie erhob sich und wünschte Wegener eine gute Nacht. Er ließ es vollends dunkel werden, ehe er sich in sein Leibzuchthaus begab. Im Schatten wuchtiger Bäume lag es da. Ein Fenster war schwach erhellt.

Auf der Schwelle wandte er sich noch einmal um und sah in Gedanken die Sterne am Himmel aufziehen. Kaum daß ein ferner laut die einsame Stille unterbrach.

Wegener nickte hoffnungsfreudig mit dem Kopfe.

„Werden ihr Maul so lange aufreißen,“ sagte er, „bis ihnen der Atem verkürzt wird.“

Lang sind dem Landmann die Tage, während er sein Feld bestellt, aber die Stunden der Arbeit eilen schnell dem Abend zu.

Die Frist, die das geistliche Gericht der Niedermeierin zu ihrer Bedenkzeit vergönnt hatte, war kurz bemessen. Ihre Schwäger holten sie wieder ab.

Wieder begann man ihr gütlich vorzustellen, ob sie sich inzwischen endlich zu der gewünschten Eheschließung nach dem Willen ihrer gnädigsten Herrschaft entschlossen hätte, ehe man die Schärfe an ihr gebrauchen müßte.

Anna Magdalena zauderte nicht mit ihrer Antwort.

„Eins vor alle,“ sagte sie bestimmt, „ich kann und will den Landsberger nicht nehmen.“

Unmerklich zuckte Dreier ein wenig mit den Augenbrauen, blieb aber gelassen und ruhig.

Die Landsberger können in ihrer Überraschung sich nicht genug verwundern. Der Alte schüttelte energisch den Kopf und trittterregt von einem Fuß auf den andern.

Dreier machte noch eine Pause.

„Ist das Euer endliches Wort, Meiersche?“ fragte er schließlich.

„Gnädigster Herr,“ versetzte sie, „kann’s nicht anders sagen, als ich’s meine.“

„Nachgehends ist der Güte genug gewahrt,“ sagte er mit Schärfe, „so möget Ihr Euren Lohn haben.“

Dreier beauftragte Volland nochmals, dem Grafen von dem Ergebnis ihrer Verhandlungen Bericht abzustatten.

Inzwischen können die Parteien bis zum Nachmittage wieder abtreten.

„Der Aktuar wartete diesmal zu keiner günstigen Stunde auf. Als man ihn vorließ, fand er auch den Landdrosten anwesend. Graf Simon Henrich, der wieder einmal trübselige Stunden erbarmungsloser Geldnöte durchkostete, verhandelte mit ihm über die Begleichung der drückendsten Unbequemlichkeiten. Volland hörte noch den Schluß der Unterredung.

„Meines wenigenn Ortes wünsche,“ so sprach der Landdrost, „und werde nichts eifrigeres tun, dann was Euer Hochgräflichen Gnaden Wohlfahrt befördern mag. Gleichwohl ich allzeit dafür gehalten, so er suchen auch Dero getreue Stände, Sie wollen die so oft versprochene Hofhaltung sich endlich landesväterlich angelegen sein lassen, überflüssige Ausgaben verhüten und wirklich die schier unübersehbaren Schulden abtragen. Ich finde, Euer Hochgräflichen Gnaden haben noch viel gute Freunde zur Zeit der Not. Nur dieses muß ich gedenken, fangen Sie nun kein extraordinär eingezogen Leben an, alles ist verloren.“

Das klang scharf und herausfordernd.

Graf Simon Henrich war verletzt. Er sah den Sprecher überlegen an und reckte sich auf.

„In Konsideration unseres Standes,“ versetzte er mit Würde, „und daß wir uns gleichwohl als ein regierender Herr und Stand des Reiches exhibieren müssen, kann ich nicht finden, daß ein Überfluß und unnötige Konsumtionen bei der Hofhaltung an Dienern, Pferden, üppiger Kleidung, oder wie Er's nennen will, vorgehen sollten. Sind Fremde in unserm Hoflager anwesend, kann sonder Abbruch der Zivilität nichts unterlassen werden. In Respekt anderer benachbarter Herren aber verhalte ich das meinige ziemlich eingezogen.“

Graf Simon Henrich hatte einen roten Kopf bekommen und durchquerte erregt das Gemach. Die beiden Männer machten ihm ehrerbietigst Platz und warteten in Geduld das Ende dieser Aufwallung ab.

Eine Zeitlang beachtete der Graf Volland nicht und schien ihn ganz vergessen zu haben. Erstaunt musterte er ihn und fragte unwirsch nach seinem Begehre.

Volland berichtete, so kurz als sein Beamtengeissen es zuließ.

Graf Simon Henrich fuhr ihn an, als sei seine eigene Ungeschicklichkeit Schuld an der Hartnäckigkeit der Niedermeierin. In den kurzen Pausen, in denen ihn sein aufgeregter Herr zu Worte kommen ließ, versuchte Volland nachzuweisen, daß gewiß nach seinem Befehle alles geschehen sei, die Frau eines Bessern zu belehren. Doch sei leider alles vergebens gewesen.

„Die Herren Kommissare,“ sagte er, „haben in Wahrheit die Meiersche zu verschiedenen Malen in der Güte besprochen. Und war doch alles umsonst, maßen sie einen Weg wie den andern bei ihrer halstarriegen Unerkennlichkeit geblieben und das gnädigste oblatum reinweg verwindschlaget hat.“

Graf Simon Henrich wollte es ihm nicht glauben.

Der Landdrost bat endlich um die Erlaubnis, auch seine Meinung zu diesem nicht unbedenklichen Fall auseinandersetzen zu dürfen. Der Graf aber setzte ein mißvergnühtes Gesicht auf und hätte am liebsten beide Männer fortgeschickt. Überllaunig kehrte er sich ab.

„Rede Er,“ befahl er kurz über die Schulter fort.

„Scheinet mir, Euer Hochgräfliche Gnaden,“ sprach der Landdrost, „daß es an der eigentlichen Beschaffenheit dieses Ehehandels viel eine andere Bewandnis hat. Von übel affektionierten Leuten lasset sich das Weibsbild bereden, wann sie in negativis verharre und auf was Art im-

mer die eheliche Zusage ableugne, sie alsdann der Sachen losgehen dürfte. Sind dergleichen Widersetzlichkeiten allbereits auf dem Lande im Schwange. Mehren sich auch die Fälle, gestalten die Bauern, wann sie ihre Güter verändern, ihre Gutsherren übergehen, die Aussteuer nach ihrem Gefallen ausloben und einseitig verschreiben. Das will dann den Herrn spielen und suchet sich zu halten, gleichergestalten als sie es treiben. Mäset sich in Fraß und Quas! Kitzelt sich mit Kleiderpracht und Hoffart und bleibet doch ein Schwein auf seinem Mist. – Wo eilet das hin? man betrachte es doch unbefangen! Schon erfrecht sich der Bauer in Krügen und offenen Straßen seinen gnädigsten Landesherrn und dero Minister mit spitzigen und unziemlichen Reden zu verkleinern. Was sagte doch unlängst jener Meier: „es wäre ein großes Unglück, dessen Landesherr ein Kind ist“?“

Graf Simon Henrich wurde bei dieser Erinnerung unwillig und wehrte dem Landdrosten.

„Er wird dreist,“ fuhr er ihm in die Rede.

„Euer Hochgräfliche Gnaden wollen gnädigst pardonieren, so ich es widersage. Nachgehends ist ein Aufruhr allerseits am Gange, der ohne Maßen. Was haben doch da die immer wiederkehrenden Polizeiordnungen dawider gefruchtet? Befinde wahrlich, wenig genug! So will auch dasmalen das Brüntruper Weib ohne des Landes- und Gutsherrn Vollbort und gnädigste Konnivenz die unterhabende praedia besetzen und nach ihrem Belieben darauf freien. Dabei doch nicht zu verantworten, dergleichen und von Hoher Hand herrührende Anwerbungen zu beschimpfen. Gedächte, gleichsam Euer Gnaden und Dero Diener zu foppen, gerade als wenn es ihr wohl anstünde, bald etwas einzustehen und bald wieder was zu leugnen, so sie wahrlich an ihrem gnädigsten Landesherrn und Obervormunde nicht tentieren soll.“

Graf Simon Henrich war nachdenklich an das Fenster getreten und schaute eine Weile einem Windspiel zu, das auf der Schloßterrasse in verliebten Sprüngen umhertollte. Über sein Gesicht huschte ein interessiertes, gutmütiges Lächeln. Es schien, als sei er vollauf in das Spiel der Tiere vertieft.

Volland drehte ratlos sein Protokoll in den Händen und sah den Landdrosten fragend an.

„Und was will Er, das nun geschehen soll?“ fragte der Graf, ohne sich umzukehren. „Ich hätte wohl gewünscht, daß solche Vorschläge

und Mittel sich finden möchten, wodurch diese Sache gütlich könnte beigelegt werden.“

„Gleichwie auch mein Verlangen sattem gewesen,“ beteuerte der Landdrost. „Damit aber die Gegenseite erkenne, daß dieses Werks ein gründlicher Ernst sei und sie sich nicht anmaße, ihres Landesherrn Rechte zu kränken, kann Euer Hochgräfliche Gnaden nur nachdrücklichst befürworten, ein scharf Exempel zu statuieren. Muß das Weib für dasmalen in ein hart Gefängnis! Merken sollen sie, wer Herr im Lande und daß Euer Hochgräfliche Gnaden sich keineswegs foppen lassen. Jetzo und nimmermehr!“

Graf Simon Henrich sah ihm steif ins Gesicht.

„Er glaubt nicht, wie mir's zuwider,“ entgegnete er voll Ekel.

„Die Gnade, wo sie am Platz ist – – aber auch die Faust des Herrn!“ drängte der Landdrost.

„Mag's noch mit der Drohung gefördert werden,“ sagte der Graf in Eile und befahl Volland: „Bleibt das Mensch bei ihrem obstinaten Kopf, so stecke man sie nachtsüber zuvörderst in das Backhaus. Ist sie morgen nicht andern Sinnes, soll man nach Befinden schärfere Mittel gebrauchen.“

Mit einer widerwilligen Handbewegung schickte er den Aktuar fort.

Volland richtete seinen Auftrag aus.

Man hätte meinen können, daß es keinen Menschen in dem großen Raum gab, als er schwieg. So gespannt war alles.

Der Generalsuperintendent hatte während Vollands Bericht auf einem Bogen Papier Striche und Figuren gezogen. Jetzt erhob er sich und trat an die Niedermeierin heran. Er nahm ihre beiden Hände, die kalt waren und leise bebten, und suchte ihr in die Augen zu schauen. Vorbeugt, die Lippen aufeinander gepreßt, stand sie gar vor ihm. Er sprach zu ihr mit der Stimme eines weichen Herzens und redete in Güte und ruhigem Ernst, aber die Güte überwog. Die Niedermeierin hörte ihm zu und bewegte den Kopf, unmerklich fast, aber doch bestimmt. Sie blieb standhaft und sagte schließlich mit schluckender Stimme:

„Nein – ich kann nicht.“

„Meiersche – “

Und sie:

„Ich kann nicht Herr, – ich kann nicht.“

Sie schüttelte den Kopf.

Der Generalsuperintendent betrachtete sie bekümmert. Sie fühlte es, zu sagen aber wußte sie nichts mehr und ließ den Kopf hängen. Er ließ ihre Hände los und gab es auf, ihr Gewissen zu rühren. Es schien ihm wie in Stein verhärtet. Enttäuscht kehrte er sich dem Fenster zu.

So bekam der Pedell den Auftrag, die Beklagte in das Backhaus abzuführen.

Anna Magdalena sah verängstigt um sich. Die Drohung hatte sie ganz vergessen. Hatte sie jetzt recht gehört? Sie trat einen Schritt zurück. Die Knie begannen ihr zu zittern und ihre Gedanken flatterten durcheinander. Sie faßte nach ihren Schläfen, die sich feucht anfühlten. Um sie schwankte das Zimmer – die Menschen. –

Sie in das Gefängnis!

„Es wollen doch, gnädigste, liebe Herren,“ stammelte sie bebend vor Angst, „um Gottes willen bedenken, ob es vor Gott im Himmel und der Welt zu verantworten, dass ich, eine unbescholtene Frau, ins Gefängnis komme. – Mein Gott, erbarm dich! – Es ist ja alles erlogen! – Grundgütige Herren, habet Mitleid mit meinem grauen Haar! – Was soll aus mir werden?“

Mutlos blickte sie von einem zum andern. Ihre Kiefern flatterten. Über ihr zuckendes Gesicht strömten die heißen Tränen.

Ihr Blick fiel auf die Landsberger. Kalt wandten sich diese ab und drehten ihr den Rücken zu. Ihr Jammern wurde ihnen unerträglich. Sie hatten keine Not sie zu retten. In ihrem Unglück verfiel sie ihnen müheloser. Hatte sie erst einmal im Gefängnis gesessen, würde sie schwerlich noch jemand als Frau begehren. Ihre Schuld war dann erwiesen. Soweit musste sie kommen.

Sie musste!

„Landsberger! . . . Landsberger!“ zweimal rief sie es wie verzweifelt, „wie wollt Ihr das vor Eurer Seelen Seligkeit verantworten? Um Jesu Barmherzigkeit willen, so sprecht doch nur ein Wort! – Landsberger, wollet Ihr mich denn unglücklich machen? Was hab' ich Euch getan?“

Der Generalsuperintendent kam wieder auf sie zu und sagte:

„Noch ist es Zeit, Wittibe Niedermeiersche, diese Schande und Unfreiheit von Euch zu wenden. Lasset Euch letzten Endes im Guten bereuen. Die Reue ist ein unbequem Ding. So isset mit uns, sie schläft mit uns und ihre Qual verwindet man nicht, daferne auch der Tränen Bäche zahllose sind.“

Noch einmal warf Anna Magdalena den Landsbergern einen stehenden Blick hinüber. Sie wurde nicht beachtet.

Noch eine kurze Spanne Zeit überlegte sie. Dann richtete sie sich steil auf und wischte entschlossen mit dem Handrücken die Tränen ab.

„Nein! und aber nein!“ rief sie aus. „Ich bin unschuldig! Lasset mich, gnädigste Herren, zu unserm Herrn Grafen. Will ihm bekennen, wie alles gewesen, ob er auch dann noch meiner zürnen möchte. Die Übertäter, die er strafen soll, stehen dort!“

Mit einer entschiedenen Bewegung wies sie auf die beiden Landsberger, die jedoch abwehrend mit den Achseln zuckten.

Auch Dreier erhob sich und packte seine Akten zusammen. Anna Magdalena merkte, dass sie von ihren Richtern nichts mehr zu hoffen hatte.

Sie war übrig geworden.

Es half ihr nichts, ob sie auch weinte und jammerte, sie musste dem Pedellen folgen, der sie an den Arm faßte.

Und sie ging jetzt ohne Widerstand.

Auf dem Gange vor der Türe begegnete ihnen der Landdrost. Schlüter schob seine Gefangene ein wenig zurück und machte dem Minister dienstwillig Raum. Der Landdrost übersah sofort den Vorgang und rief den alten Landsberger heran, um sich von ihm im Weitergehen genauere Auskunft geben zu lassen.

Auf dem Gange warteten auch die beiden Schwäger der Niedermeierin, die man diesmal nicht vorgelassen hatte. Sie waren wie mit der Axt vor den Kopf geschlagen, als der Pedell ihre Schwägerin an ihnen vorüberführte. Erst als sie ihren Blicken entschwunden war, sahen sie sich bestürzt an.

„Gotts Donnerwedder!“ rief Wallbaum zuerst. „Wat es dat, Schwoger? – wat niu?“

„Wat niu?“ fragte Hovener ebenso ratlos.

Unschlüssig traten sie hin und her. Die Richter verließen das Zimmer und gingen im Gespräch an ihnen vorüber, ohne sie zu beachten. Mit groß aufgerissenen, verlegenen Augen sahen diese ihnen nach. Wallbaum wollte sie aufhalten, unterließ es aber.

Wieder sahen sich die beiden Männer an und fanden kein Wort. Dann gingen sie den Gang entlang zum Ausgang.

Diesmal folgten ihnen die beiden Landsberger nicht in gemessener Entfernung.

## XV.

Schlüter hatte die Niedermeierin in das Kellergeschoß des Schlosses geführt, wo sich das Backhaus befand. Den Schlüssel musste er aus der Küche holen.

„Häste wedder eune?“ rief man ihm zu; „es et'n nüiwer Wüwestücke?“

Eine Anzahl neugieriger Köpfe drängte sich an die Tür, die weiblichen überwogen. Man schob und stieß einander und mancher Bursch faßte dreist, daß die Dirnen aufkreischten.

Mit brennenden Augen blickte Anna Magdalena in die grinsenden, mitleidlosen Gesichter. Sie biß die Zähne zusammen, als die Scham sie überwältigte. Scheu blickte sie zur Seite und folgte eilends Schlüter.

„Duivel ock! Scheun suit se nich iut!“

„Seo'n äolet verleuvtet Hengsel!“

„O wör eck doch jümmer 'ne Jungfer blieben,

Und hedde müi nich an dat Früggen büigieben.“

„Lott se düi nich fleuten gohn!“

So gröhlte und sang man hinter ihnen her, bis in der Küche selbst jemand Stille gebot.

„Jeuder kühr vör süiner Dür!“ brummte Schlüter vor sich her. Ihn berührte der Lärm, der sich schon so oft wiederholt hatte, nicht mehr. Kaum, daß der noch inhörte. Schweigend verrichtete er seine Pflicht.

Gelassen schloß er das Backhaus auf und ließ seine Gefangene vorausgehen. Anna Magdalena trat in ein düsteres und verräuchertes Gewölbe mit mächtig auslaufenden Bogen, in das durch eine kleine, vergitterte Öffnung in der Nähe der Decke ein fahles Licht fiel. Eine dumpfsüßliche Wärme schlug ihr entgegen. In der Asche des Ofens, dessen Tür offen stand, glimmten noch einige Kohlenreste.

„Tut mir in der Seele weh um Euch, Meiersche,“ sagte Schlüter und sah sie mitleidig an. Ein wenig schleppend und mürrisch sprach er seine Worte. Ihn bewegte das Schicksal der Meierin. „Nun seid Ihr doch an den Backofen geraten und ,tigen den Backoben es schlecht häajahren', sagt man ja. Weiß wohl, was darauf folgt. Unsereins höret und siehet so mancherlei, ob man auch schweiget. Bei alles ist` was, kann mir's schon denken. Habt Ihr die Hohen Herren verletzt, sie haben schon lange

Hände. – Nichts für ungut, Meiersche. Ihr habt mich regalieret und waret freundlich zu mir. Geschieht mir nicht immer so. Möchte es Euch danken. Seid nicht halsstarrig. Viel ist's, was Ihr gewinnen könntet und gewiß nur wenig, was Ihr verlieret. Muß mein Amt tun, maßen mir vorgeschrieben wird. Muß zu den Leuten barsch sein, ob es mir zuweilen ganz warm ums Herz ist. Hab' manch armes Mensch hier unter meinen Fingern gehabt, daß es mich erbarmt. Hab' mit ansehen müssen, wie sie in diesen Mauern gerungen und getobt, daß es schier zum Jammern war. Wenn diese Steine reden könnten! Läßt sich nachgehends doch nicht alles mit Tränen abwaschen. Getan ist getan. Weiß Gott, sind auch manch rüdigte Schafe darunter. Aber um Euch ist mir's weh. Will's Euch nicht gönnen, daß man die Schärfe an Euch braucht. – Meiersche, dies ist die Vorkost! Beim Essen kennt sie unsereins nicht, aber die großen Herren! – Meiersche, die großen Herren! Die wissen sich den Appetit zu reizen! Laßt es Euch drüben in'r Küche sagen. Die wissen es! – Meiersche, laßt es nicht zum äußersten kommen! Der Mittel, Euch bis auf die Knochen zu quälen, sind zahllos. Vom Himmel seht Ihr hier nicht gar viel! Desto mehr von Staub und Spinnweben.“

Schlüter wartete vergebens, daß Anna Magdalena zu ihm sprach. Sie schwieg.

Es ist etwas furchtbares um dieses Schweigen. Sie will sich nicht zerbrechen lassen.

„Kann ich ansonsten noch etwas für Euch tun?“ fragte Schlüter.

Sie schüttelte langsam den Kopf.

Schlüter schloß verdrossen hinter sich ab. Sie hörte, wie er sich mit schlurfenden Schritten langsam entfernte.

Sie war allein.

Eingesperrt, zum ersten Male in ihrem Leben!

Lange stand sie auf einem Fleck und ließ den Kopf hängen, bis sie fühlte, daß sie müde wurde. Sie sah sich um. Was man in einem Backhaus finden konnte, stand um sie herum. In dem dämmerigen Lichte erkannte sie einen Teigtrog, Backtische, Kessel, Rührreisen, auch eine Lampe. Einen Stuhl jedoch entdeckte sie nicht. So setzte sie sich auf einen umgestülpten Eimer, nachdem sie ihn zuvor von dem anklebenden Mehlstaub etwas gesäubert hatte, und überließ sich ihrem namenlosen Elend.

Sie begann an aller Gerechtigkeit auf Erden zu zweifeln. Sie betete mit heißverschlungenen Händen. Aber ihre Gedanken verloren sich.

Und dazwischen begann sie es zu ängstigen, was nun wohl aus ihrem Hof würde.

Wie lange sie sich mit ihren Gedanken herumgequält hatte, wußte sie nicht. Stunden mochten vergangen sein. Sie hörte, wie man die Türe aufschloß, kurz und herrisch. In dem hereinflutenden, warmen Sonnenlicht standen Volland und ihr Aufseher Schlüter.

Sie rührte sich nicht und blickte sich nicht um.

„Meiersche,“ redete sie Volland an, „habt Ihr Euch unterzwischen eines Bessern besonnen?“

„Weiß nicht, wie man es mir zumuten mag,“ gab sie, ohne aufzusehen, zur Antwort, „mein übriges Leben mit einem Menschen zusammen zu sein, der mich in diese Schande gebracht.“

„Seid gar von Sinnen, Weib!“ schalt er. „So wisset, mein Weg von hier führt mich zu Euerm Landesherrn.“

„Lasset mich anstatt Eurer zu ihm, daß er die Wahrheit höre,“ sagte sie schnell. Sie bewegte den Kopf und wollte sich erheben. „Kann nicht glauben, daß mir mein freier Wille genommen werden soll.“

„Aus Euch spricht Unverstand und Bosheit!“ urteilte aufgebracht der Aktuar.

Volland zögerte unentschlossen eine Weile. Da ihn jedoch die Niedermeierin nicht weiter beachtete, ließ er die Türe wieder verschließen und begab sich nochmals zu Graf Simon Henrich. Dieser befahl geärgert, das halstarrige Weib die Nacht über in ein schärferes Gefängnis zu legen.

Wieder hörte Anna Magdalena, daß man die Türe ihres Gewahrsams öffnete. Hinter Volland aber standen diesmal zwei Schloßgardisten mit gezogenem Säbel.

Was mit ihr geschah, fühlte sie kaum noch. Wie in einem Nebel erschien ihr alles.

Volland gab einige Befehle. Man legte Hand an sie und riß sie auf. Stumm folgte sie den Soldaten über den Schloßhof zum Tore hinaus nach der Wache. Sie merkte, daß sie Leuten begegnete, daß diese stehen blieben und einzelne ihr auch Zoten nachriefen.

Stumm ging sie den Weg, den man sie wies, tränenlos, schattenhaft.

Durch das Wachlokal hindurch führte man sie an Soldaten vorüber, die sich auf Pritschen herumrekelten. Eine Treppe höher wies man ihr eine Zelle an, die schmutzig und kahl war. Das Fenster war stark vergittert. In einer Ecke stand ein Holzgestell, auf dem sie ausruhen konnte.

Nach einiger Zeit brachte man ihr etwas zu essen und einen Krug mit Wasser.

Langsam gingen die Stunden dahin.

Verwirrt hörte Anna Magdalena zuweilen Kommandos. Dann regte es sich unter ihr polternd und hastend. Es wurde eine kurze Zeit still, bis die Mannschaft zurückkehrte und das unruhige Lärmen wieder einsetzte.

Langsam vergingen die Stunden.

Es wurde Nacht.

Längst hatte Anna Magdalena sich niedergelegt und war in einen tiefen Schlaf verfallen. Traumlos, zu Tode gehetzt. Man hätte sie umbringen können.

Als sie früh am Morgen erwachte, schmerzten sie ein wenig die Knochen. auch fand sie sich nicht sofort in ihre Lage. Sie fühlte sich aber frisch und gekräftigt. Die eindringende Sonne machte sie lebendig und arbeitsfreudig. Sie sehnte sich nach Hof und Feld, nach Wirtschaft und Gesinde. Starr und trotzig wie die Mauern um sie wurde es auch in ihrer Seele. Sie war entschlossen, mochte auch kommen, was wollte, nicht einen Fußbreit zu weichen.

Wieder vergingen Stunden.

Das Brot, das man ihr hingelegt, das Wasser in dem Krüge rührte sie nicht an, obwohl ihr Magen bedenklich knurrte. Sie wollte von keiner fremden Gnade etwas wissen. In ihren Taschen aber fand sie auch nicht eine Krume.

Endlich hörte sie Stimmen auf dem Gange. Schritte näherten sich ihrer Tür. Sie wurde geöffnet. Dreier und Volland traten ein, während zwei Gardisten mit blankem Seitengewehr sich in die Öffnung stellten.

Verbissen sah Anna Magdalena sie an. Die Arme hatte sie ihrer Gewohnheit nach untergeschlagen. In ihrem Gesicht regte sich nichts.

Wieder redete ihr Dreier wohlwollend zu, sich in Vernunft zu finden und entsprechend ihrer Zusage in das Ehegölbnis zu willigen. Sie schüttelte den Kopf.

„Wenn es bei der Strenge sein Verbleiben haben soll,“ erwiderte sie, „so mögen es die verantworten, die mich hergebracht. Ich kann und will den Landsberger nicht als Mann nehmen. Kann auch nicht ersehen, worinnen er meinem Hofe zuträglich sein soll. Um meinetwillen hat dieser fahrige Schelm eine junge Dirne gekränkt, wie soll ich da vermeinen –“

„Ihr wollet Euch nicht erklären?“ unterbrach sie Dreier unwillig.

„Niemalen!“ gab sie ohne Scheu zurück. „Der Hof ist mein und mein das Recht, über ihn zu verfügen. Und bin ich eine alte und unverständige Frau, so sollen meiner Schwester Kinder dermaleins auf ihm wirtschaften. – – Der Landsberger? – nein! und nimmermehr, solange ich lebe!“

Ohne ein Wort weiter zu verlieren, ging Dreier mit seinem Gefolge hinaus.

Nach Verlauf einer Stunde kehrte Volland allein zurück. Die Tür blieb geöffnet, aber die Soldaten fehlten. Ernst und gemessen trat er vor die Niedermeierin und sagte ihr:

„Illustrissimus Hochgräfliche Gnaden haben gnädigst zu befehlen geruht, Euch die Maße voll zu messen und Euren Ehehandel zum ordinären Prozeß zu verweisen. Ehebeklagte ist dasmals der Haft erlassen. Wittibe Niedermeiersche, Ihr könnet gehen.“

## XVI

Nach Jahren noch wußte sich Anna Magdalena nicht zu erinnern, wie sie an diesem Tage heimgekommen war.

Sie flüchtete die Treppe hinab durch das Wachtlokal, wo man ihr etwas nachrief. Häuser, Menschen, Bäume, Tiere, Felder, Lebendiges und Lebloses, alles huschte an ihr vorüber, ohne daß sie es gewahr wurde. Keinen Gruß erwiderte sie. Sie sah und hörte nichts.

Es war noch nicht Mittagszeit, als sie über ihren Hof eilte. Sie begegnete niemand und kam erst wieder zu sich, als ihre vier Wände sie aufnahmen.

Ein trostloser, endloser Gang war es gewesen. Sie zitterte in allen Gliedern, als sie in ihre Schlafkammer trat. Und dort warf sie sich über ihr Bett und wühlte ihr glühendes Gesicht in die Kissen. Was an Menschenweh ein armselig Herz zerreißen kann, löste sich ihr in heißen, ach so bitteren Tränen auf. Wie in einem Krampf krümmte sich ihr abgehetzter Leib. Sie schrie vor Schmerzen, verzweifelt, fassungslos.

Einer hatte doch gesehen, wie sie über den Hof kam, weil er sie erwartet hatte, und das war der alte Wegener. Stundenlang hatte er an seinem Fenster ausgeharrt und hinausgehört und aufgepaßt, bis sie

endlich da war. Was vorgefallen war, hatte ihm Wallbaum in zorniger Erregung mitgeteilt. Wegener hatte ihm kein Wort erwidert.

Und nun huschte Anna Magdalena vorüber.

Kurze Zeit später folgte er ihr in das Haus, langsam und bedenklich. Dem Manne kam es hart an, als er die Meierin auf ihrem Bette liegen sah.

Sie hatte ihn nicht gehört.

„No, no, Meiersche,“ begütigte er sie und fuhr ihr mit seiner schwieligen Hand sacht über das Haar, das unordentlich um den Kopf lag, „ist der Lumpenhund diese Tränen wert?“

Anna Magdalena erschrak und sah verstört um sich. Dickgeschwollen und rot waren ihre Augen, glanzlos und verschwommen. Die Falten, welche die Sorgen ihres Lebens in ihr Gesicht eingefurcht hatten, waren in diesen Tagen tiefer und runenhafter geworden. Wie in Stein gemeißelt lagen die schmalen, blutleeren Lippen aufeinander. Die Frau sah unsagbar alt aus, müde und vergrämt. Und müde und vergrämt schlug auch ihr Herz.

Gedankenlos reichte sie Wegener die Hand und richtete sich an ihm auf. Er half ihr gern, stützte sie und tat freundlich zu ihr, als wäre sie sein leiblich Kind.

Beruhigend und tröstend sprach er.

„Um unverschuldetes Schicksal kann Euch kein Rechtschaffener schmälen,“ sagte er in seiner nachdenklichen Art. Und dann: „Ihr solltet Kinder haben, Meiersche, so der Mutter gleichen, sie gäben ein rechtes Bauerngeschlecht, den Herren gleich.“

Anna Magdalena hörte kaum hin. Mit ihren Händen strich sie über die Knie, immer wieder und wieder, langsam auf und ab, mit diesen knöchigen Händen, die verkrümmt von jahrelanger harter Arbeit waren.

Pferdehufe klapperten auf dem Hofe. Das Gesinde kam vom Felde, Menschen und Tiere nach ihrer Arbeit rechtschaffen ausgehungert und ermüdet.

Die Knechte und Mägde versammelten sich bald auf der Diele. Man rückte Stühle und Schemel an den Mittagstisch und machte sich's bequem. Das Essen wurde aufgetragen, die Löffel klapperten begehrllich. Ab und zu sprach einer ein Wort, auch ein kurzes Auflachen fuhr dazwischen. Im ganzen aber war es eine schweigsame Mahlzeit, wie zumeist.

Wegener ging hinaus und sagte den Leuten Bescheid, daß die Meierin wieder heimgekehrt sei, heute aber allein bleiben wolle. Er füllte selbst einen Napf mit Suppe, legte auch etwas Bauchfleisch hinzu und ging damit wieder in die Kammer zurück.

Anna Magdalena saß noch immer auf dem Bettrande, in sich zusammengesunken und starrte vor sich hin.

Wegener stellte seinen dampfenden Napf auf einen Tisch und ging wieder zu ihr.

„Esset 'n wenig, Meiersche,“ sagte er. „Ihr werdet gewiß Hunger haben.“

Ja, den hatte sie.

Schwerfällig erhob sie sich und setzte sich an den Tisch. Die heiße Suppe schmeckte ihr und tat ihr wohl.

Wegener trat ihr gegenüber und sah ihr zu.

„Der Kaufmann hat vandage die Butter beanstanden wollen,“ erzählte er.

„War sie nicht frisch oder unrichtig gewogen?“ fragte sie mit leiser, wunder Stimme.

„Die Butter ist gewogen und befunden, daß die Stände mit Butter 122 Pfund hält. Die Stände vor sich hält an Holz 37 Pfund, das Holz abgezogen bleibt 85 Pfund, diese machen an Geld 7 Taler und mehr ist nicht gefordert worden.“

„Er wird sie doch nehmen?“ fragte sie.

„Halt es vor gewiß, Meiersche,“ entgegnete er, „gestalten die Butter wohl gute Maibutter ist.“

Man hörte, wie nebenan die Sitze gerückt wurden. Die Knechte gingen scharrend hinaus, die Mägde setzten Näpfe und Löffel zusammen. Dann scharwerkten sie noch auf der Diele herum, bis auch ihre Zeit für die Feldarbeit gekommen war. Auch sie entfernten sich. Im Hause kehrte wieder Stille ein.

Anna Magdalena hatte ihre Suppe, ohne daß sie es recht wußte, ausgelöffelt und schob den Napf von sich. Wegener wollte das Geschirr wieder auf die Diele tragen, sie ließ es aber nicht zu.

„Dank Euch, Wegener,“ sagte sie, „von all meinem armen Herzen, daß Ihr Euch meiner so freundnachbarlich annehmet. Mag's Euch der Herrgott belohnen, er kann's. Die Menschen – ,“ sie brach kurz ab. Es schudderte sie förmlich. „Stank esser Welt Dank!“

Tränen füllten wieder ihre Augen. Sie erhob sich steil, ging zu ihrem Bett und brachte die zerwühlten Kissen in Ordnung. In ihre Bewegungen kam Festigkeit und Trotz.

„Will anstatt Eurer aufs Feld gehen, Meiersche,“ schlug Wegener vor. „Sie arbeiten auf ‘r langen Wanne an ‘r Heide. Werden wohl vana-bend fertig.“

Langsam ging er hinaus.

Es war eine stickige Luft in der Kammer. Anna Magdalena öffnete die Fenster. Man hatte wohl während ihrer Abwesenheit alles verschlossen.

Während ihrer Abwesenheit!

Was hatte man in diesen zwei Tagen aus ihr gemacht!

Ihre Seele brannte in Schmach und Schande, wenn sie daran dachte. Wie schmerzte ihr das Herz in der Brust.

Ihr war’s, als ob der Boden, für den sie von ihrer Kindheit an gearbeitet und gesorgt hatte, ihr nicht mehr gehörte. Wie sollte sie das ertragen? Sie schluchzte laut auf, als sie über die weiten Felder, auf denen die grünende Saat ihrer Ernte entgegenblühte, mit heißem Herzen schaute. Sie konnte den Blick nicht davon lassen. Dann sollte man ihr auch das Leben nehmen, es kam schon auf eines hinaus.

Ihr Blick glitt über den Hof und blieb unversehens an dem Backhaus hängen. Eine Blutwelle jagte durch ihre Adern. Sie trat zurück. Sie wollte nichts mehr sehen.

Nach kurzer Zeit ging sie auf die Diele hinaus und fand mancherlei Arbeit, die liegen geblieben war. Sie freute sich, daß eine Henne inzwischen vollzählig ausgebrüet hatte und lockte sie mit ihrer Brut an sich. Mißtrauisch gluckend rückte das Huhn näher und ließ keine Bewegung der Frau aus den Augen. Die Kücken trippelten ängstlich um sie herum.

„Wat bulstert dui up, Äolske?“ sagte Anna Magdalena. „Weunst, lütke Luie suit man nich und wer dui up’n Kopp trett, sind de Minsken? – Häst Recht – de Minsken! – Eck will ‘er dui nicks an verderven. Kumm er hin, krigst ‘n Kävern.“

Sie warf den Tieren einige Küchenabfälle und ein paar Körner hin und sah zu, wie die goldflaumige Schar piepsend durcheinander flatterte, sich überpurzelte und begierig an dem Futter herumpickte.

Als später Anna Magdalena daran dachte, das Essen für ihre Leute fertig zu machen, suchte sie es ihnen ganz besonders schmackhaft herzurichten. Es wurde in seiner Art ein Werk der Liebe. Die ihr abhingen,

denen wollte auch sie gutes erweisen, es drängte sie heute unwillkürlich dazu. Die letzten Tage hatten sie in einen Abgrund von Verworfenheit blicken lassen, daß ihr angst und weh geworden war. Sie wollte es ihre Leute nicht entgelten lassen.

Lebhaft schürte sie das Feuer an, daß es zu heller Glut entflammte. Der Rauch spann unter der Decke fort dem Ausgange zu.

So kam der Abend heran.

Die Meierin war ruhiger und gefaßter. Als ihr Gesinde vom Feld kam und das Vieh versorgt hatte, setzte sie sich wieder mit ihm an die gemeinsame Mahlzeit, aß mit und ließ sich Auskunft geben.

Wegener erschien an der Tür und forderte Anna Magdalena auf, noch ein wenig mit ihm den Abend vor dem Hause zu verbringen. Wie gern hatte sie früher, wenn der Tag verging, auf der Bank gesessen. Wie köstlich müde war sie dann nach ihrem Tagewerk gewesen. Dort hatte sie mit ihrem seligen Mann ihre Wirtschaftssorgen besprochen, ihrer Verwandtschaft und Nachbarschaft mit Teilnahme gedacht.

Das war heute so verzweifelt anders!

Ruhig war die Welt geworden, ein heiliger Gottesfrieden ringsum. In strahlender Majestät ging der Abend zu Rüste. In den Ästen der Eichen rauschte und flüsterte es leise, ein warmer Wind fegte durch sie. Die Gipfel erschienen wie mit Goldfäden umspinnen.

Die beiden Menschen vor dem Hause sagen sich nicht viel. Was sie erleben, ist meist so wenig, so wenig der Rede wert. Und was sie jetzt bewegt, darüber schweigen sie am besten. Von ihren Herzen gehen feine Fühlungen von einem zum andern. Es ist, als ob auch sie ein sanfter Wind streichelt, und was sie schlagen, ist Liebe und Treue zueinander.

Ihre Herzen sind wie die Ackerscholle, die sie bearbeiten, so massig und schwer, und ist doch so unsagbar viel Leben und Blut in ihnen. Und zu dieser Scholle zieht sie alles herab, ob auch die Sonne ihren Scheitel bleicht. Sie denken mit ihr, sie fühlen mit ihr, sie träumen von ihr.

„Wenn einer ein Unglück angerichtet,“ hob Wegener an, „nachgehends soll es auch wieder gut gemacht werden.“

Anna Magdalena schüttelte traurig den Kopf.

„Noch ist's nicht am Ende,“ sagte sie.

„Wie?“ fragte er erstaunt. „Nicht am Ende? Was denn nicht am Ende?“

Im Leibzuchtshause öffnete sich die Türe, aus der Wegeners Frau trat. Sie schaute sich um. Als sie die beiden auf der Bank sitzen sah, kam sie näher.

„Kommstu bei uns sitzen gehen, Mutter?“ rief ihr Wegener entgegen. „Soll für dich auch noch Platz sein.“

Wegeners Frau bot der Meierin einen guten Abend und rückte näher an sie heran. Sie fragte nach gleichgültigen Dingen, wußte sie doch auch alles genau.

Wie vor einigen Abenden jauchzte auch heute der Star auf dem Dachfirst, als gäbe es auf der ganzen Welt kein Leid und keine Bitterkeit. Immer gellender schwoll sein rücksichtsloses Pfeifen in die laue Abenddämmerung und da und dort antwortete man ihm aus verwandter Seele.

„Der Vogel – –,“ sagte Anna Magdalena leise.

Der alte Wegener sann vor sich hin.

„Daß sich die Menschen betrügen müssen!“ sprach er bedächtig für sich. „Da sitzen Nachbarn in einem Dorfe beisammen, nah' Wand an Wand, daß man vermeinet, sie trennet kein Knick und kein Hagen, und plagen doch einander unterschiedlich in Betrüglichkeit, Zwietracht und Scheelsucht, daß es des Ersinnens kein Ende. – O, welche Zeiten! – Lieber Gott, warum gibt es soviel Widerstreit in deiner Welt? . . . soviel Tränen und Wirrsal? – Du lehrst uns, deinen Namen andächtig anzurufen, und kaum einer nimmt sich was von an. Unsere Herzen sind beiher voll Gift und Arglist. Und tun dann so groß, so dicke! – Ist'n Vieh der Mensch –.“

„Biste niu bäole ferg, Vadder?“ unterbrach ihn seine Frau.

Wegener verstummte.

Vornübergebeugt und unbeholfen saß er da und sann still für sich hin.

Anna Magdalena musste trotz ihres Jammers ein wenig lächeln. Sie kannte die beiden Altchen, die sich von Herzen liebten, aber selten eierlei Meinung waren.

„Quadderuige, Vadder!“ fuhr Wegeners Frau fort. „Soßt düi wat schämen, der Meuerske dat Harte näo schwörer teo maken. Seu suit oll iut, juste osse'n Pott vull Muise.“

Immer schmetternder pfiff auf dem First der Star sein Frühlingslied in die duftende Weite. In seiner flatternden Kehle blühte und glühte es in unbezähmbarer Liebeslust.

„Wo diu bäole stille bist, diu gräotschniuten Fleutüiterich!“ rief ihm Wegeners Frau zu. „Man kann upstund süin eugen Küren nich meier verstohn. Mak dat diu in Nest teo düiner Äolske kümmt und kümmer düi ümme düine Eugger. – Weut de leuwe Hemmel! de Froihjohrstüt makt de Mannluie oll meteunanner närrst.“

Lärmend strich der Vogel ab. Es klang wie ein Gelächter.

Jetzt wandte sich Wegeners Frau an Anna Magdalena.

„Laßt es euch nicht verdrießen, Meiersche,“ sagte sie, „wird Euch mein Fragen lästig. Geschieht wahrhaftig nicht aus Neugier. Seid Ihr nun ledig worden?“

„Man hat mich gehen heißen,“ versetzte Anna Magdalena leise, „dieweilen man Prozeß machen will.“

„Solcher Bosheit sind sie beflissen?“ ereiferte sich Wegeners Frau. „Und zu was Ende? Von Haus und Hof kann man Euch nicht jagen.“

„Nachbarsche, Gott weiß, ob es nicht schon im Plan der Herren.“

„Wie wär' das wohl möglich?“

„Wie war's möglich, daß man mich schuldlos bei Nacht einsperrte? Geschah doch nur, weil man den Landsbergern mehr glaubte.“

„Obacht, Meiersche! Hernacher nehmt Ihr einen braven Advokaten, 'n Kerl, de den Duiwel iut der Küipen sprungen es. Wird die Herens oll wüisen! Und derweilen versehet Ihr hier den Hof.“

„Wie soll ich das zuwege bringen? Man glaubt mir nicht.“

Die Meierin sprach es vergrämt vor sich hin.

„Dat möste doch met 'n Wunner teogohn!“ gab ihr Wegeners Frau zurück, in ehrlichem Erstaunen die Augen aufreißend.

„Man glaubt mir nicht, Nachbarsche,“ betonte Anna Magdalena nochmals, „man hat's mir gesagt. – Die sagen die Wahrheit!“ Sie wies mit dem Kopf nach der Richtung, wo die Landsberger wohnten.

„Jo, Vaer,“ wandte sie sich an ihren Mann, „seo luster mol und küik nich olltüt vor düi dal, osse wörte düi de Peitersilje verhagelt – et giff jo não annere Gerichte?“

„Giff et wal,“ sagte Wegener, „giff et wal, öbber – de Landsberger wert up'n Busk kloppt hãbben. De häogen Herens sin äok man Minsken un mal weut wal, wo seu met Biuersluien ümmelsprungen sin.“

„Dann süi Jugg Gott gnaidig, Meuerske, dat Jüi nich ollerdinges kãtolsk wert!“ sagte seine Frau. „Wenn eurst de Herens wat in'n Kopp krüiget, dann es de Hochtüt bäole fuiert.“

Die goldfunkelnde Dämmerung löste sich allmählich in Nachtschatten. Der laue Wind entschlief in dem Gezweig. Schüchtern wagten sich die Sterne hervor und blinzeln in ihrer Ferne wie irre Glühwürmchen.

Fledermäuse huschten um das Haus, zwei, drei und beschrieben ihre gespenstischen Kreise um die Menschen auf der Bank.

Anna Magdalena wünschte den beiden Alten eine gute Nacht und ging. Schwäche und Verzweiflung überkam sie und machte sie heiß. Sie musste allein sein. Allein in ihrer Kammer wollte sie sich stark beten für das Verhängnis der kommenden Tage.

Wegeneres Frau hielt es auch nicht länger. In ihrer erregten Seele ging es hoch her. Sie war unzufrieden und übel aufgelegt. Das ertrug sie nicht leicht, daß sie mit ihrer Auffassung nicht Recht behalten sollte. Es durfte ihr dann niemand in den Weg kommen, sie wäre auch mit ihrem Landesherrn oder mit dem gefürchteten Landdrosten kurzerhand fertig geworden. Jetzt hatte sie einen rechtschaffenen Ärger auf diese beiden Männer.

„De Mannsluie! de Mannsluie!“ brummte sie vor sich hin. „Ollet Unglücke kümmt van de närrsken Mannsluien!“

Versonnen ging ihr Mann hinter ihr her.

Stark duftete der Frühling um sie und sie merkten es nicht.

Wegener saß auf dem Bettrande und zog langsam seine Kleider ab. Bedächtig legte er Stück um Stück beiseite.

„Könnt up müine äolen Dage näo ‘n Suiper wern,“ sagte er, „soll eck dat düirmaken, wat de Meuerske oll afsiuset het.“

Mehr sprach er an diesem Abend nicht. Seine Frau löschte sorgfältig die Nachtleuchte.

In der Kammer der Niedermeierin aber blieb es noch lange licht.

## XVII.

Der Eheprozeß war im Gange.

Man ließ der Niedermeierin nicht lange Ruhe. Bereits am zweiten Tage nach ihrer Haftentlassung übergab der junge Landsberger die ihm von seinem Prokurator, Hermann Cramer, aufgesetzte artikulierte Klage gegen die Ehebeklagte.

Schon am folgenden Tage stand Anna Magdalena wieder vor ihren Richtern. Ihr Widersacher wurde ihr gegenübergestellt.

„Wittibe Niedermeiersche“, sagte Dreier, „Ihr seid aufgefordert, daß Ihr auf Eheklägers übergebene Artikel eidlich respondieren müsset. Bevorab aber und derobehuff soll Euch die Warnung vorm Meineide klärllich gedeutet werden. Der Sekretär wird Euch, ehe und bevor Ihr den Eid schwöret, die Erinnerung der Ordnung gemäß vorlesen.“

Die beiden Richter erhoben sich und entblößten das Haupt. Mit hohem Ernst hörten sie die Warnung an, die umständlich jeden Eidbrüchigen mit allen Strafen Gottes verfluchte. Dann setzten sie sich wieder.

Anna Magdalena war es heiß geworden. Man überstürzte sie, daß sie sich nicht zurecht fand. Kaum hatte sie die feierliche Handlung begreifen. Ihre verängstigte Seele flog ihr wieder einmal davon und barg sich irgendwo in dem tiefsten Schatten ihrer Schlafkammer. Immer wieder rief sie ihren Herrgott an, daß er ihr beistehen möchte. Sie hörte in ihre Seele hinein, aber nur ihr Herz schlug überlaut.

„Ihr habet die Erinnerung vernommen, Wittibe Meiersche,“ sagte Dreier, „so prüfet also Euer Gewissen, die Wahrheit, so man von Euch heischet, zu reden, und wann Ihr dessen Willens seid, so wollet mir solches durch Handtastung allsogleich bestätigen. Alsdann soll Euch der Eid verlesen werden.“

Dreier reichte Anna Magdalena die Hand. Verständnislos sah sie ihn an und rührte sich nicht von ihrem Platze. Sie hatte Angst vor dem, was man ihr zumutete. Sie wußte bestimmt, sie machte etwas verkehrt. Und dann gewann der Landsberger?

Mißtrauisch und verlegen schielte sie nach ihm hin.

„Meiersche –,“ rief sie Dreier an.

Sie schrak zusammen und wandte sich ihm zu.

„Wie soll mir angemutet werden zu schwören, ob der Landsberger die Wahrheit redet,“ sagte sie endlich stockend und erregt. „Hab’ doch fürgewendet, daß er alles wider mich erlogen.“

„Ihr wollet mir also die Hand nicht geben, Ehebeklagte?“ fragte sie Dreier.

„Wie soll ich schwören, was doch nimmermehr wahr ist?“ gab sie zurück und wurde darüber ganz ängstlich.

Dreier wußte aus seiner langjährigen Erfahrung zur Genüge, wie schwierig es oft war, besonders die Bauern mit den notwendigen Gerichtsformen vertraut zu machen. Gegen die Abschwörung des Parteineides hatte sich schon mancher gesträubt. Er wurde deshalb auch diesmal nicht ungeduldig.

„Wenn Ihr den anverlangten Eid verwidert, Meiersche,“ setzte er ihr in Ruhe auseinander, „so würdet Ihr dermaßen geachtet sein, als ob Ihr Euch der Klage bekennet. Wir würden dann stracks den Kläger mit dem Urteil absolvieren und ledig erkennen, euch aber Kosten und Schadenabtrag auferlegen. Soll demnach zuvor und zu Eurer mehrer Erkenntnis mit der Repetition der Klageartikel verfahren werden. Der Sekretär wird sie Euch klar und vernehmlich verlesen.“

Es dauerte längere Zeit, bis die Artikel abgelesen waren. Bisweilen machte Anna Magdalena Miene, den Sekretär zu unterbrechen, um zu sagen, daß der Landsberger log. Dreier aber sah sie streng an und sie schwieg. Zum Schluß hörte sie nur noch Worte, die sie nicht mehr zusammenbrachte.

Die Verlesung war beendet.

„Ihr habt das nun mitangehört, Ehebeklagte?“ fragte sie Dreier.

„Ja,“ sagte sie stockend.

„Ihr sollet nun schwören, daß Ihr auf des Klägers Artikel antworten wollet, ob sie wahr seien, soviel seine eigene Tat oder Geschichte betreffen. Soviel aber deren fremde Tat oder Geschichte belangen, sollet Ihr schwören, daß Ihr glaubet, die wahr sein oder nicht. Bevorab aber muß ich Euch abermals warnen, Euch vor verwerflichem Meineid zu hüten, und soll euch derobehuf der Sekretär nochmals die Erinnerung verlesen“.

In gleicher Feierlichkeit vollzog sich der Vorgang. Anna Magdalena gab sich die erdenklichste Mühe, dem Wortlaut zu folgen. Als der Sekretär aber geendigt hatte, war sie genau so ratlos wie vorhin.

Sie verstand nicht, was man von ihr wollte.

Dreier fragte sie, ob sie nun Willens sei, ihm die Hand zu geben. Wieder zögerte sie. In ihren Augen flackerte es unruhig. Niemals in ihrem Leben hatte sie einen Eid geschworen. Sie wurde die Angst nicht los, daß sie sich um ihr Seelenheil verschwören sollte. Und neben ihr stand der Widersacher, der ihr den Hof entreißen wollte.

Nun wurde Dreier doch verdrießlich.

„Es ist kein Grund abhanden,“ sagte er mit erhobener Stimme, indem er aufstand und an sie herantrat, „daß Ihr Euch des vorgeschriebenen Eides weigert. Beharret Ihr in Eurer unrühmlichen Halsstarrigkeit, so bekennet Ihr Euch der übergebenen Klage vollschuldig, allermaßen der Kläger es wider Euch behauptet. Seid Ihr aber willens, darauf zu stipulieren, will sagen, Euer Beweistum zu erhalten, das, was Ihr

wider den Ehekläger auszusagen habet, so bleibt Euch die Gelegenheit unbenommen, Euch der auferlegten Schuld zu reinigen.“

Das leuchtete Anna Magdalena ein, und sie entschloß sich, wenn auch immer noch zögernd, dem Konstistorialrat die Hand zu geben. Es wurde ihr die Eidesformel vorgelesen, die sie leise nachsprach, während es in ihrem Herzen wild jagte.

Nach Erledigung dieser Formalitäten konnte Dreier endlich die Vernehmung vornehmen. Was ihr zur Last gelegt wurde, bestritt Anna Magdalena auch diesmal mit aller Entschiedenheit. Ein Eheversprechen hätte sie niemals gegeben, nur dem Pastor von Meinberg gesagt: wenn's Gott versehen, könnte es wohl geschehen. Als Dreier sie wiederum fragte, warum die Ehe nicht ihren Fortgang haben sollte, entgegnete sie, daß sie den Landsberger zwar nicht verachtete, ihn aber doch nicht ehelichen könnte.

Als man sie entließ, riet man ihr, sich nun nach einem juristischen Beistand umzusehen. Sie besprach sich mit ihrem Schwager Wallbaum und zusammen suchten sie den Prokurator Henrich Fuhrmann auf.

Fuhrmann war schon ein älterer Herr, der seine Praxis bereits über zwanzig Jahre ausgeübt hatte. Auch genoß er einen guten Ruf.

Anna Magdalena wagte es nicht gleich, dem fremden Menschen sich anzuvertrauen. Ihre an sich schon mißtrauische und zurückhaltende Natur war in diesen Wochen noch verschlossener geworden.

Fuhrmann redete ihr aber gut zu. Er versprach ihr zu helfen, wie ein Arzt sich ihrer Gebrechen annahm. Allmählich gewann sie Zutrauen. Auch griff Wallbaum mit manch derbem Wort dazwischen. Schweigend hörte ihnen Fuhrmann zu und schrieb von Zeit zu Zeit etwas auf. Einen Arm hatte er auf den Tisch gestützt und sah meist nachdenkend, wie abwesend vor sich hin. Dabei kaute er an seinem kurzen, struppigen Bart, der ihm unordentlich in den Mund hing. Durch einige Fragen hatte er bald festgestellt, worauf es ihm hauptsächlich ankam. Denn die beiden Menschen warfen in ihrer Unbeholfenheit besonders das Zeitliche in den Tatsachen willkürlich durcheinander. Sie konnten zuletzt dem Anwalt nicht schnell genug ihre Unschuld klar machen. Daß die Niedermeierin kein bündiges Eheversprechen gegeben hatte, davon war er bald überzeugt. Das Weitere wollte er durch die Verhandlungen selbst feststellen.

Nachdem der ganze Tatbestand aufgezeichnet war, entwickelte Fuhrmann seinen Plan und man billigte ihn. Er wollte auch durch Zeu-

genaussagen den Nachweis führen, daß der Kläger schon vor ungefähr einem Jahre sich mit einem andern Mädchen ehelich eingelassen hätte.

Seine beiden Schützlinge horchten mit offenen Ohren und wurden zusehends wärmer. Nun sie endlich einen Menschen gefunden hatten, der Verständnis für ihre Sorgen zeigte, kam ihnen das Wort leichter über die Zunge. Verständig und ruhig hatte sich der Prokurator den neuen Fall angehört. Gemessen und ohne Erregung, wenn auch Wallbaums Eifer zuweilen davonschoß, erklärte er sich bereit, sich des Prozesses anzunehmen, wofern ihm genügendes Material zur Verfügung zur Stelle geschafft würde.

Das wollte man schon machen.

In ihrer Gegenwart entwarf Fuhrmann die Verteidigungsartikel, die er wenige Tage später einreichte.

Der Prokurator vertrat die Partei vor dem Gericht. Die Ausarbeitung der Schriftsätze besorgte neben ihm ein Advokat. Als solchen empfahl Fuhrmann der Niedermeierin den Dr. Arnold Sprute in Lemgo, einen gleichfalls ruhigen und geschickten Mann, der ganz in ihrem Sinne war. Sie merkte bald, daß die eigentliche Seele des Prozesses der Advokat war.

Oft noch musste Anna Magdalena in den nächsten Monaten persönlich den Verhandlungen beiwohnen. Man schonte sie nicht. Als sie einmal wegen eines übeln Beinschadens einer Vorladung nicht sofort folgen konnte, ließ man sie wissen, daß man zukünftig in einem ähnlichen Falle auf ihre Kosten die Verhandlung auf ihrem Hofe fortsetzen würde. Ihre Angst aber vor der Strenge des Richters und seines Verfahrens, vor der Zudringlichkeit ihrer Gegner und nicht zuletzt vor der Gewalt der Landesherrschaft verlor sich allmählich. Ihre Anwälte ließen nichts zu ihrem Nachteil durchgehen.

## XVIII

Es war Sommer geworden, ein erdrückend schwüler Augustsonntag. Mehrere Gewitter drohten am Himmel, aber keins entlud sich. Betäubt stand das Vieh an den Hecken, schlug wild mit den Schweifen und fraß nicht. Menschen und Tiere litten unter der lastenden Glut und keuchten daher. Schwer war das Atmen, kaum daß man Luft bekam.

Heiß war die Sonne untergegangen. Auch der Abend brachte keine Abkühlung. Klar und leuchtend zog der Mond auf. Er verbreitete eine Helligkeit, welche die Nacht kaum ahnen ließ. Die Bäume waren wie mit Blüten übersät, glänzend, weiß und durftig. Auf den Strohdächern der Häuser lag es wie flockiger Neuschnee. Auch in die lauschigen Winkel kam Farbe und Leben, als spannen sich um sie dünnwebige Elfenschleier.

In Brüntrup schlief man bereits. Selten noch glänzte hinter einer Fensterscheibe ein einsames Licht.

Von Blomberg kam der junge Landsberger. Er hatte unterwegs viel getrunken. Sein Gang war unregelmäßig. Breitbeinig stapfte er mitten auf dem Wege einher, bald langsamer, bald schneller, und unterhielt sich selbst. Die zurückgeschobene Kappe lag ihm quer über dem Kopf.

Die schwüle Sommernacht jagte sein Blut heiß durch die Adern und benahm seine Sinne. Unnatürlich glühte sein Gesicht, aufgedunsen war es und häßlich.

Als er an der Pforte des Niedermeierhofs vorüberkam, blieb er plötzlich stehen und sah sich um. Im Schatten seiner weitästigen Eichen lag der Hof verschlafen und ruhig da.

Heimtückisch schaute Landsberger nach dem Wohnhaus hinüber. Er hielt sich an der Pforte fest und spuckte mehrmals aus. Mit beiden Fäusten begann er zu drohen und stieß gemeine Schimpfworte aus.

Wie er dieses Weib da haßte!

Zum Teufel verwünschte er sie mit ihrem ausgemergelten klappri-gen Leib! Die Pest und den schwarzen Tod fluchte er ihr in die Gedär-me!

Ihm, einem frischen und kräftigen Gesellen, mutete man zu, sich an dies Knochengerüst zu hängen? Lachte man nicht bereits überall darüber? Frech in seiner Gegenwart? Was er mit ihr wohl reden würde, hatte man ihn gefragt, und wie er sich das dachte, wenn er sie in seine Arme nahm? das würde doch einmal geschehen? Ob er sich vorstellte, daß das gemütlich sein könnte.

Er reckte sich auf und taumelte gegen die Planke.

Ja, wenn es Kaups Agnete wäre!

Agnete!

Die war nun auch auf Drängen dieses Weibes vor den Richter gerufen worden! Sie und ihre Mutter, und dann auch der alte Wegener und Wallbaum, und wer sonst noch, alle, die von seinem Verhältnis mit sei-

ner geliebten Dirne etwas wußten aber auch nur gehört hatten! Merkwürdig, daß man die Mickische übersehen hatte! Sie hätte den Mund gewiß auch nicht gehalten! Schuldete er ihr doch noch den versprochenen Dukaten und das Jahrmarktstuch. – Man vergaß auch sie nicht.

Alle waren gegen ihn erbost!

Daß er dem Mädchen die Ehe fest versprochen hatte, soweit war es ja nicht gekommen. Darüber konnte nichts erfragt werden, wie die Meiersche, dies Schandweib, wohl erwartet hatte. Geschah ihr schon recht!

Wie es aber um sie beide in Wahrheit gestanden, das hatte auch Agnete nicht leugnen können.

Hilflos und rührend war sie vor den Richter getreten, die Augen tief gesenkt, das schmale Gesicht mit rosiger Glut überzogen. Er hatte den Blick nicht von ihr wenden können, hatte sie nur angestarrt und alles um sich vergessen. So lieb und begehrenswert war sie ihm wieder vorgekommen. Mit liebkosender Stimme hatte er sie angerufen, bis ihm der Richter sein ungemessenes Benehmen verwies. Sie aber hatte ihn nicht mehr angesehen! Eingeschüchtert hatte sie ihre Liebe preisgegeben, verschämt und scheu.

Und jetzt?

Jetzt war sie doch mit Tönies Köller in Herrentrup versprochen worden. Die hatte die Alte schlau zusammengekuppelt! In den nächsten Wochen schon sollte die Hochzeit gefeiert werden. Und er ist nicht dabei! Natürlich wird es lustig hergehen und zum Schluß gibt es eine vergnügte Rauferei. Und hernach geht der Kerl mit ihr heim –.

Er würgte an dieser Vorstellung.

Und alles um dieses Weib da?

Blutrot flimmerte es ihm vor den Augen. In seinen Ohren saust es und er atmet schwer. In seiner Seele braut sich eine Rache zusammen, von der er sich keine Rechenschaft gibt. Er denkt sie nicht, so selbstverständlich drängt sie sich ihm auf. Was er tun will, weiß er nicht. Irgend etwas. Es findet sich schon.

Ungeschickt reißt er das Tor auf, geht durch und schleudert es hinter sich mit dem Fuße wieder zu. Er sieht über den ausgedehnten Hof – nicht als ob er spähte. Nirgends rührte sich etwas. Es wäre ihm um diese Nachtzeit wohl niemand begegnet. Man lebte nicht in Kriegeszeit und bettelndes, vagabundierendes Gesindel, Zigeuner oder Tartaren, trieben sich hier selten umher. Dafür sorgte schon der Bauerrichter.

Man machte mit diesen Landstreichern gemeinhin wenig Federlesens. Staupenschläge, das Abschneiden der Nasen und Ohren waren die unausbleiblichen Strafen. Auch stand auf den Bergen der Galgen als weitgefürchtetes Mahnzeichen.

Von den Nachbarn versah man sich keines räuberischen Einbruchs.

Landsberger ging auf das Wohnhaus zu und horchte hinein. Alles blieb still. Man schlief längst. Die untere Tür war von innen verriegelt, aber die obere war nur angelehnt. Er stieß sie auf und schwang sich hinein. Das Mondlicht verbreitete sich über die Diele, daß es hell auf ihr wurde. Einen Augenblick verschnaufte er, bis er sich wieder beruhigt hatte. Der Schweiß lief ihm an der Stirn herab, daß er ihn mit dem Handrücken fortwischen mußte.

Dort ist die Schlafkammer der Meierin. Er kennt sie genau, er war ja schon einmal in ihr. Ein häßliches Grinsen verzerrt sein Gesicht. Johann Bernd sieht sich noch einmal um. Die Tür ist geschlossen, gibt aber seinem Druck leicht nach. Wie er sie öffnet, behutsam und langsam, knarrt sie quietschend in den Angeln.

Entschlossen klemmt er sich in die Kammer.

Seit dem letzten Überfall hatte Anna Magdalena angeordnet, daß ihre Magd Liesabet bei ihr vorn auf dem Bette schlief. Diese hat einen leichten Schlaf und erwacht sofort durch das Geräusch. In der vom Mondschein durchleuchteten Kammer sieht sie einen Mann stehen und kreischt gellend auf. Mit beiden Füßen zugleich springt sie aus dem Bett und läuft hinüber in den Kuhstall, um die Knechte zu wecken. Landsberger versucht sie am Hemde zu ergreifen, sie entschlüpft ihm aber unter den Händen.

Gräßlich flucht er hinter ihr her.

Er weiß nicht, was er beginnen soll.

Anna Magdalena ist gleichfalls erwacht und schreit laut nach Hilfe. Sie wagt nicht aufzustehen und klammert sich entsetzt an die Bettpfosten. Den Mann, der mit dem Rücken gegen das Fenster steht, kann sie nicht erkennen, läßt aber keinen Blick von ihm. Sie fühlt, er will an ihr Leben.

Landsberger ist im Begriff, sich sinnlos auf sie zu stürzen, da hört er hinter sich auf der Diele Geräusch und Männerstimmen.

Er duckt sich und sucht eiligst zu entweichen.

Es war zu spät.

Zwei Knechte ergreifen ihn und schlagen blind auf ihn ein. Er hat alle Not sich zu wehren. Hageldicht treffen die knochigen Fäuste seinen Kopf. Die Kappe hat man ihm abgerissen. Man schüttelt ihn und preßt ihn gegen die Wand und schlägt ihm wahllos in das Gesicht.

Endlich trifft auch er einen der Knechte, daß dieser aufbrüllend zurücktaumelt. Mit einem geschickten Ruck befreit er sich auch von dem zweiten und läuft davon.

Die Hoftüre stand offen.

Auf dem Hof aber erwartete ihn sein Verhängnis.

Die Magd war vom Kuhstall in den Pferdestall gelaufen und hatte Jochem Pritzen geweckt. Ihm lief Landsberger in die Arme und wurde erkannt.

Seit Monaten hatte Jochem Pritzen auf diesen Augenblick gewartet. Seit Monaten hatte er gehofft, das unselige Leid, das dieser gewissenlose Bursche seiner Brotfrau zugefügt, ihm einmal gerüttelt und geschüttelt zu vergelten. Die Stunde der Abrechnung schien ihm gekommen.

Mit einem tierischen Wutgebrüll war er sich auf den davonspringenden Landsberger.

Anfangs ist es ein stummes Ringen, bis es Jochem Pritzen gelingt, seinen Gegner steil in die Höhe zu heben und ihn, ehe er sich's versieht, auf den Boden zu schmettern. Dort hält er ihn fest, und nun schlägt er mit Fäusten und Fußritten auf ihn ein, daß der Unglückliche vor Schmerzen winselt und heult und bald herzerreißend um Gnade bettelt. Jochem Pritzen aber hört und sieht nichts. Beim Ringen hat ihm Landsberger das Hemd zerrissen, daß es ihm abfällt, wie die Schale von der Nuß. Er merkt nicht, daß er nackt auf der Brust seines Todfeindes kniet und aus verschiedenen Rissen blutet. Er läßt nicht ab. Seine Wut ist unheimlich. Er schlägt und schlägt wie irrsinnig immer auf einen Fleck los. In dieser Stunde wäre Jochem Pritzen, hätte es das Unglück gewollt, zu einem Totschläger geworden. Es war sein Glück, daß ihm keine Forke zur Hand lag.

Aus dem Hause eilten auch die beiden Knechte herbei, die sich inzwischen wieder erholt hatten, um dem Großknecht zu helfen. Bei dem Stoßen und Drängen, das nun stattfindet, kann Landsberger wieder aufspringen und entwischt heulend. Mit dem rechten Fuße lahmt er, er scheint arg gequetscht zu sein. Auf der Dorfstraße aber wird er wieder eingeholt und wieder wälzt sich ein wüster Knäuel von Menschen, die

kaum noch wissen, was sie tun, auf dem staubigen Boden umher, wie ein Rudel Hunde, die sich verbissen haben.

Von dem Lärm war Wegener in seinem Leibzuchthause erwacht und kam, so geschwind ihn seine alten Beine trugen, über den Hof. Er suchte Ruhe zu stiften, aber seine kraftlose Stimme drang nicht durch und seine Muskeln reichten nicht aus, die Streitenden voneinander zu drängen.

Auch in den Nachbarhäusern öffneten sich die Türen und Fenster und die Schar der Neugierigen vergrößerte sich schnell. Alle waren nur notdürftig gekleidet. Man kreischte und schrie und lief planlos umher. Die Männer hätten gern eingegriffen, schämten sich aber doch der Übermacht. Es war aber keiner unter ihnen, der dem Landsberger diese Prügel nicht von ganzem Herzen gönnte.

Unter den ersten war Wallbaum auf dem Platz. Er sah Jochem Pritzen in dem Knäuel und fragte ihn, was geschehen sei.

„Innestiegen es heu!“ keuchte dieser.

„Wat? – innestiegen?“

Mit seiner frischen Kraft wirft er sich auf den fast schon leblosen Menschen, daß diesem die Sinne schwinden.

Endlich gelang es den besonneneren unter den Männern, besonders dem alten Wegener, die Kämpfenden zu trennen und Ruhe zu stiften. Hinkend und heulend brachte sich Landsberger in Sicherheit. Er blutete aus Nase und Mund, daß es kaum noch anzusehen war. Man ließ ihn laufen.

Jochem Pritzen aber reckte ihm seine fürchterlichen, ungefügten Fäuste nach.

„Sast mal wedderkumen!“ rief er hinter ihm her.

Der Mond schimmerte auf seinem schweißtriefenden, glänzenden Körper, daß er wie Marmor leuchtete.

Die so jählings aus ihrem Schlafe aufgeschreckten Dorfleute konnten sich lange nicht beruhigen. Neugierig umdrängten sie die Knechte, die ihnen nicht schnell genug antworten und erzählen konnten. Und dann beschwatzten sie umständlich miteinander allerlei Möglichkeiten und schimpften insgesamt auf die Landsberger. Jeder hatte seine eigenen Gedanken und Vorstellungen, und alle wußten zuletzt doch nicht, was diesmal beabsichtigt war.

Ob er ein Messer oder eine Axt in den Händen gehabt? – Es war dem Schelm alles zuzutrauen!

Jochem Pritzen hatte der eifernden Menge bald den Rücken gekehrt und war allein auf den Hof zurückgegangen. Diesen Nachbarklatsch liebte er nicht, war überhaupt kein Freund von vielem Reden. Er trat an den Brunnen, zog einen Eimer Wasser auf und wusch sich. Mit hohlen Händen schöpfte er die kalte Flut und ließ sie sich über den erhitzten Körper rieseln. Wie das wohltat und kühlte! Schließlich goß er sich einen vollen Eimer über den Kopf. Erst jetzt fühlte er seine Schrammen. Ungeschlagen war auch er nicht davongekommen. Aber der andere würde an diese Nacht denken! Das war ihm die höchste Wohltat! In seiner Art hatte er seine Brotfrau gerächt!

Inzwischen war auch Wallbaum mit Wegener in das Wohnhaus gegangen und traf auf der Diele die Meierin unschlüssig wartend. Je do-bender der Lärm herüberdrang, je erregter war sie geworden. Neben sie drängte sich ihre Magd mit bleichem Gesicht und zitterte wie Espenlaub. Noch immer stand sie im Hemde. Sie lief schämig davon, als sie die Männer eintreten sah. Wallbaum beruhigte seine Schwägerin über den Ausgang der Schlägerei und ließ sich erzählen, was sie wußte.

„Der Landsberger war es wirklich?“ fragte sie noch zweifelnd.

Wallbaum nickte kurz und mürrisch.

„Mein Gott! was mag ihm zu Sinne gewesen sein?“ sagte sie beklommen.

Schon früh am nächsten Morgen sattelte sich Wallbaum ein Pferd und ritt eiligst nach Detmold, um Fuhrmann den Vorgang wiederzugeben. Dieser lachte laut auf und freute sich des unerwarteten Ereignisses. Er riet Anna Magdalena, ungesäumt Anzeige bei dem Wrugege-richt in Horn zu machen und dort den Landsberger bestrafen zu lassen.

Das geschah auch.

Dr. Sprute aber, der Meierin Advokat, ließ es sich nicht nehmen, auch diesen nächtlichen Überfall in seinen Verteidigungsschriften ge-nügend zu besprechen. Allein der Gegenanwalt war ein viel zu gewand-ter und schlagfertiger Jurist, um mit seiner Antwort verlegen zu sein. Was er eigentlich mit seiner Anzapfung bezweckte? fragte er harmlos. „Als Eheklägern nicht verboten, mit Ehebeklagten als seiner verlobten Braut zu konversieren, so stunde demselben ja frei, sich zu ihr zu verfü- gen.“ Und als er gar hörte, daß man seine Mandanten vor das peinliche Gericht bringen wollte, rief er entrüstet aus: „Was hat doch Ehekläger gesündigt, daß man denselben peinlich belangen will? Es ist ja nicht zu präsumieren, daß er seiner verlobten Braut, mit der er durch Gottes

Gnade sein Leben zubringen, auch Gutes und Böses ausstehen muß, das Geringste solle zuwider getan haben? Es ist zwar zu beklagen, daß der Leute g'nug sich finden, so wider Gottes Verordnung diesem heiligen Werke widerstreben, aber Gott als Stifter des heiligen Ehestandes wird dennoch allen Zerstörern Widerstand tun, damit diese Ehe bald durch priesterliche Kopulation vollzogen und beide, Ehekläger sowohl als auch Ehebeklagte, aus den mißgünstigen Mäulern gesetzt werden.“

## XIX.

Wallbaum machte gern besondere Pläne und war stets lebhaften Geistes. Lange hatte es ihn gewurmt, daß das Gericht seine Absicht, Anna Magdalena mit dem jungen Wulff in Niederheesten zu verheiraten, hintertrieben hatte. Er dachte dann aber: ist es nicht der, so kann es auch ein anderer sein; verboten ist jedenfalls nur eine Heirat mit dem Wulff. Jetzt, als er einsah, daß für seine Schwägerin ein Schutz unumgänglich notwendig war, suchte er wieder ernsthaft für sie nach einem Mann. Und eben auch dem Gericht zum Trotz! das war ihm gerade recht!

Er wollte es diesmal aber schlauer anfangen. So sah er sich nach einem Manne um, der dem Hof nicht nur zur Ehre gereichte, sondern auch ein gut Stück Geld und ansehnliches Heiratsgut mitbrachte. Kein Bettelpack wie die Landsberger! Ein solcher Mann nach seinem Sinne war zum Beispiel schon des Obermeiers zu Brüntrup ältester Sohn Franz. Der Gedanke war ihm nicht gerade neu, in dieser Zeit aber überlegte er ihn doch gründlicher.

Wenige Tage nach dem nächtlichen Überfall traf er, als er von Blomberg heimkehrte, auf dem Wege bei Wellentrup Franz Obermeier und seinen Bruder Jobst. Er schloß sich ihnen an und hatte sofort den Gedanken, einmal auf den Busch zu klopfen. Daß man sehr bald auf die Schlägerei zu sprechen kam, war selbstverständlich. Sie war noch zu neu. Wovon sollten die Dorfgenossen auch sonst sprechen?

„Ist nicht genug zu verwundern,“ meinte Wallbaum, „wie dieser Landsberger sich hierin so stirnlos erwiesen.“

„Man weiß ja, was es für Leute sind,“ erwiderte Franz Obermeier. „Ihrem Gewissen stehet gar nicht zu trauen.“

„Hat ein Roßkamm ein Gewissen?“ eiferte Wallbaum und zwang die jungen Leute mit ihm stehen zu bleiben. „Sagst es selbst, Franz, er hat keines. Und wie der Alte treibt’s, so listig treibt’s auch der Junge! Sind alle eines liederlichen Sinnes! Ist es nicht Sünde und Schande, daß dieser grobe, bestialische Geselle sich um eine ehrsame Frau bewirbt und bei währenddem sich doch anderer Weibsstücken nicht enthalten kann?“

Die beiden Obermeiers lachten auf. sie wußten schon warum.

„Und das meiste ist,“ fuhr Wallbaum in gesteigerter Erregung fort und machte große Handbewegungen, „damit es ihm in seinem Ehehandel nicht möchte’ aufgerücket werden, verleugnet er sein Fleisch und Blut, wie annoch, unerachtet das Mensch, daß er der Vater ihres Kindes sei, bis in ihren Tod beständig bejahet und darauf das heilige Abendmahl gekriegt hat. Und an diesen groben Possen soll die Meiersche Gefallen haben?“

Gemeinsam ging man weiter.

„Dem äußerlichen Anblick nach will’s fast scheinen,“ warf Jobst bedenkligh dazwischen, „als wenn doch soviel an seiten des Landsbergers beigebracht, daß die eheliche Zusage soll geschehen sein.“

„Ist alles nur ’n dumm Küren, Jobst!“ widersprach ihm Wallbaum. „Alles nur kahle Fratzen! Kitzelt sich gar selbst damit vor ’m Gericht, als hätte er ’s Wunder wie wohl gemacht. Hat denn die Meiersche ihren Sinn etwan geändert? Hat sie upstunds was anders gesagt?“

Jobst zuckte mit den Achseln.

„Man seh’ es doch nur mit gesunden Augen an,“ sprach Wallbaum eifrig weiter. „Des Beredens und Handelns am Gericht war wahrlich kein Aufhören. Und zu was Ende das alles? Zu was Ende das schwere Gefängnis? Franz, zu was Ende? – Um das Meierrecht geht’s! Da beißt sich’s Mäuslein herfür! – So wissend sind wir auch. – Das haben die hohen Herren gewollt! – Das ist’s! – Sie sollte zum Kreuze kriechen! Man hat klüglich vermeinet, wo man den Finger innekrieget, da krieget man auch die Hand inne. – Kahle Fratzen, sag ich! . . . Wo ist die eheliche Verbindung? He? – Sind ja soviel vornehme, soviel kluge Leut von Anfang bis zum Ende! . . . Weiß einer zu sagen, daß sie zu einiger Einwilligung zu bringen gewesen? . . . Mir hat sie’s gesagt, Franz, mir offermalen, Jobst: das arme Weib will lieber in ’n Tod gehen, als sich mit solch ungeratenem Gesindel ehelich verbinden. Sie hat vor dem Kerl einen

Abscheu, daß es nicht gnugsam zu sagen. – Kann man ihr's verdenken?  
. . . Der nächtliche Überfall neuerlich? Was hat er bezweckt?“

„Daß es diesen Leuten so hoch darum zu tun ist,“ sagte Franz, „den stattlichen Hof an sich zu bringen, man begreift es wohl.“

„Den Braten wollten sie anderen gern wegschnappen,“ gab Wallbaum zurück. „Hast freilich recht! Aber ist ihn dieser ausverschämte Tropf wert? – Was hat der Alte zuzuschießen? – Worte und Wind! – Sie sollen sich die Finger an verbrennen! Schweine mögen sie tragen! Solange ich lebe, laß ich meines Bruders selig Weib nicht verkuppeln! – Nimmermehr! – Hab's ihm auf 'm Totenbett zugesagt!“

Wallbaum zwang die beiden Obermeiers stehen zu bleiben und sah sie forschend an.

„Franz,“ sagte er nachdrücklich, „du solltest die Meiersche heiraten!“

Franz Obermeier sah in betroffen an.

Der Gedanke war ihm noch niemals gekommen. Anna Magdalena hatte jüngst bei seiner Schwester Tochter Gevatterin gestanden. Auch sonst verkehrte man gelegentlich. Darüber hinaus aber war bisher jeder seinen eigenen Weg gegangen. Zuweilen fehlte es selbst an nachbarlichen Zwistigkeiten nicht.

Franz Obermeier schüttelte abwehrend den Kopf. Wallbaum aber klopfte ihm ermunternd auf die Schulter.

„Du kennst den Hof gnugsam, Franz,“ sagte er. „Du kannst es auch berechnen. Übertrifft er nicht an Zubehör viel ansehnlich adelige Güter und ist an viel Tausenden wert? Und eurer, den du einmal erbst, nicht minder? Die Höfe liegen beieinander, die Stücke auch. Wärest dann der reichste Meier im Lande und mancher Ritter würde dich beneiden.“

„Schön wär's schon und gewiß auch vorteilhaft,“ ließ sich Jobst vernehmen; „man könnt's immerhin überschlafen.“

„Und für dich, Jobst, weiß ich auch eine Frau,“ wandte sich Wallbaum an diesen.

„Bist alleweil im Zuge, Nachbar,“ meinte Jobst lachend.

„Du heiratest meiner Schwester Tochter und kämest auf den Hof zu Wantrup. Dann bleiben die Höfe beieinander und in 'r Freundschaft. Und so sollt es sein!“

Eine Pause trat ein.

Nachdenklich wandte sich Franz ab und ging langsam seinen Weg weiter. Wallbaum ließ ihn nicht aus den Augen.

„Hastu Bedenken?“ fragte er.

Er bekam keine Antwort.

„Was haste für Bedenken?“ fragte er nochmals.

„Bedenken? – ja . . . nein –,“ gab ihm Franz abgerissen zur Antwort.

„Es kommt mir überraschend. – Geht doch nicht,“ sagte er nach einer Weile bestimmt.

„Warum nicht?“

„Noch ist nichts entschieden –“

„Noch nichts entschieden? . . . Was ist groß zu entscheiden? – Der Landsberger irret gar sehr, wenn er vermeinet, wann andere an 'r Meierschen kein Part haben, so müßt sie ihm werden. Wie will man der Frau die Freiheit nehmen? Dieser Ehehandel kann ohne Vorsorg einiger künftiger Weiterungen geschlossen werden.“

„Mag mit den Landsbergers nichts zu tun kriegen,“ versetzte ihm Franz unwillig. „Wir haben sie schon ehender auf 'm Halse.“

„Sollst dich ein wenig um die Meiersche kümmern, Franz,“ suchte ihn Wallbaum wieder zu beruhigen. „Ihr stehet alle so abseits.“

Franz zuckte die Achseln und ging gleichmäßig weiter.

„Franz,“ drang Wallbaum wieder in ihn, „bist doch 'n forschen Mann und fürchtest die Landsberger? – Bin ich nicht auch auf den Notfall da? Mir wär' nichts liebers, als dir in diesem Ehehandel zur Hand zur gehen . . . Soll ich mit 'r Meierschen sprechen? – Kein andrer Mensch soll sie haben als du! Und wenn du auf ihren Hof heiratest, will ich dir vierhundert Taler geben. Du bleibst dann auf der Niedermeierschen Hof, und wann dein Vater einmal verstirbt, übernimmst auch deinen eigenen.“

Franz Obermeier machte noch immer ein verdrießliches Gesicht und drängte weiter.

„Der Handel steht mir nicht zu Sinn,“ rief er aus. „Bin auch wohl zu jung für die Meiersche.“

„Zu jung?“ tat Wallbaum erstaunt; „wieso zu jung? – Wenn es der Landsberger nicht ist, wärest du zu jung? Bist doch allemal älter als er?“

„Das schon . . . bin dreißig gewesen –“

„Und dann zu jung?“ Wallbaum begann gemütlich zu lachen und sah ihn verschmitzt an. „Steck dein Pfeifen in 'n Sack, Franz. Soll ich mit 'r Meierschen reden? – Laß mich machen.“

„Will 's noch in Bedenk nehmen, Wallbaum,“ wehrte er ab. „Ein` Heirat will überlegt sein. Muß doch nicht heut' sein.“

So trennte man sich an jenem Tage.

Man hatte aber nicht in Uneinigkeit voneinander Abschied genommen. Was Wallbaum angeregt hatte, war auf keinen unfruchtbaren Boden gefallen. Der gemeinsame Vorteil war zu auffallend, als daß man ihn leichtsinnig in den Wind schlagen sollte. So begann Franz Obermeier, wenn er über die Felder ging, zu rechnen und zu überschlagen, und ging lange Zeit wortkarg umher.

„Warum sollt' ich sie nicht heiraten?“ überlegte er, „ich so gut wie jeder andere? Hat die Meierschen nach ihrem Gewissen – und sie ist gewiß kein verlogener Mensch – allezeit versichert, daß sie sich dem Kerl niemals mit einem Wort pflichtig gemacht hat, dann kommt sie auch ledig. Wie wollte man sie sonst zwingen? Und wer stünde hernach zwischen uns?“

Soviel er aber auch im Freien arbeitete und sich die Augen aussah, er bekam Anna Magdalena nicht zu Gesicht. Und zu ihr gehen, oder gar Wallbaum als Freiwerber schicken, mochte er nicht. Er wollte lieber nichts übereilen.

Zehn Tage vor Michaelis fand, wie alljährlich, vor Blomberg auf dem Storckschen Hof zu Wilbasen der Willibaldmarkt statt. Früher hatte dort an diesem Tage unter der einsam wachsenden, breitästigen Eiche hinter dem Hofe die Veme getagt. Dann wurde auch eine hohe Kirchenmesse zu Ehren des Stifters in der Kapelle gefeiert. Viel Volks kam aus der ganzen Umgegend zusammen und beging frommen Gemütes den festlichen Tag. Wie aber der Wunderglaube allein die zahllosen Scharen der Pilger nicht sättigte, stellte sich bald der Händler mit seinen Buden und Zelten ein. Und schließlich war aus dem heiligen Willibaldtage zu Wilbasen – wer hätte es je träumen können – ein Viehmarkt geworden, auf dem zu dem friedlichen Brüllen der Rinder harmonisch das eigensinnige Grunzen der Schweine sich gesellte. Nun gehörte der heilige Willibald ohne Frage zu den Persönlichkeiten – jedenfalls hat der Chronist etwas gegenteiliges nicht zu überliefern gewußt –, die an einem Schwein in lebendem Zustande mancherlei auszusetzen haben. „In welchen Geruch bin ich da geraten?“ sagte er sich und beschloß bekümmert hinter die Mauern des Städtchens Blomberg zu flüchten. Die Kapelle verfiel, so daß heute kaum noch ein Stein die Spur ihrer Herrlichkeit verrät. Aber der Markt überdauerte Jahrhunderte und war für die Viehwirtschaft der Umgegend unentbehrlich geworden.

In diesem Jahre ließ auch Anna Magdalena ein paar Kühe antreiben, um sie zu verkaufen und durch andere zu ersetzen. Den Tag über

feilschte sie und pries an und war emsig bei ihrem Handel. Wallbaum half ihr unverdrossen.

Franz Obermeier trat an sie heran, um sie zu begrüßen. Ihn begleitete sein Schwäger Samuel Wernick, der Reiter im Regiment des Generalmajors von Ufflen war. Er war ein wenig erregt, aber Anna Magdalena gab ihm freundlich und unbefangenen Rede und Antwort. Wallbaum hatte ihr nichts gesagt. Lange aufhalten konnte er sich nicht. Käufer drängten sich dazwischen. Es war wohl auch nicht der schickliche Ort, in dem Lärm eines Viehmarkts eine Liebeswerbung vorzubringen. So ging Franz mit seinem Schwager weiter. Wallbaum aber hielt ihn noch fest und raunte ihm zu:

„Hast es dir überlegt? Kein ander Mensch soll sie haben als du!“

Franz brummte verständliche Laute und schob sich durch die Menge. Wallbaum bekam einen roten Kopf – Was wollte das sein? – Stirnrunzelnd sah er hinter ihm her und wandte sich dann verletzt ab.

„Was war's mit 'm Wallbaum?“ forschte Wernick, der der heimlichen Ansprache gewahr geworden war.

„Sein' Sach!“ antwortete Franz nachlässig.

Man kam an den Krambuden vorüber, um die sich Neugierige drängten.

Franz Obermeier warf einen flüchtigen Blick über die ausgelegten Sachen. Da er unter ihnen einen Spiegel bemerkte, der ihm gefiel, trat er an den Stand heran und nahm ihn in die Hand. Der Händler kam sofort näher.

„Nu . . . ein feiner Spiegel!“ rühmte er und spitzte die Finger. „Ein schöner Spiegel! Der Gott meiner Väter soll mich strafen bis in meine Enkelkinder . . . persianische Kaufleute haben ihn gebracht aus Arabiens Goldlande. Für Euch, Junker, habe ich ihn zu Frankfurt auf der Messe gekauft. Ist eine gute Ware – ist eine reele Ware –“

Franz Obermeier prüfte lange.

„Was soll er kosten?“ fragte er möglichst gleichgültig.

„Sehet, wie er gleißet, Junker. Wird sich Eure Liebste in ihm beschauen vor vorn und wird sich beschauen von hinten, nu . . . wird sie sein die Schönste unter den Weibern der Erde. Sie wird sein wie eine Blume zu Saron und wie eine Rose im Tal. Und wird umgehen auf den Straßen und Gassen und suchen ihren Freund, den ihre Seele liebet.“

„Laß deine Narrheiten und antworte.“

„Ein köstlicher Spiegel, Junker,“ beteuerte der Händler unverdrossen, „eines Königs Schatzkammer wert. Will sein verflucht in meine Seele, wenn Ihr dies seltene Kleinod anderwärts könnet für fünf Reichstaler kaufen – fünf Reichstaler, Junker. Ich aber und mein armselig Haus will mich demütigen vor dem Angesicht meines Herrn . . . nu . . . sollet ihn haben für zwei Taler, Junker, – sage für zwei Taler.“

Franz Obermeier legte den Spiegel stillschweigend zurück und wandte sich zum Gehen. Der Händler aber klammerte sich an sein Wams und wurde zudringlich. Franz schüttelte ihn verächtlich ab und hatte ein hartes Wort auf den Lippen. Doch ließ er sich nicht hinreißen.

„Gott der Gerechtele!“ rief der Jude aus. „Junker, Ihr sollet Euch nicht wenden von mir im Zorn. Ich beschwöre Euch, wie wollet Ihr vor Eurer Liebsten bestehen mit leeren Händen? Sie wird warten auf Euch . . . sie wird suchen nach Euch und lieget krank vor Liebe. Und schaut sie dann in den Spiegel, wie glänzen ihre Zähne. Ihre Lippen sind wie eine rosinfarbene Schnur, ihre Wangen wie Granatäpfel, ihre Augen wie Taubenaugen und ist kein Flecken an ihr.“ Liebkosend strich er über das Glas und schaute verzückt hinein. „Du bist schön, siehe, schön bist du. Und Ihr werdet legen die Linke unter ihren Scheitel und werdet sie Herzen mit der Rechten, bis sie erglühet. Auf ihren Gliedern wird leuchten der Morgenröte Pracht.“

Franz Obermeier musste nun doch über den Eifer des Händlers lachen und blieb abwartend stehen.

„Nu . . . Junker . . . zwei Taler –,“ geschäftig hielt der Jude ihm den Spiegel hin und nickte ihm vertraulich zu.

„Jude, du betrügst,“ gab ihm Franz zur Antwort.

„Der Gott meiner Väter soll mich strafen –,“ widersprach ihm der Händler demütig, „meine Zunge soll verdorren und mein Leib verfallen, ist er nicht zwei Taler zum wenigsten wert. Nichts will ich verdienen –. Ihr sollet mir geben, was er mich selbst hat gekostet . . . zum Einkaufspreis.“

Franz Obermeier war des Geschwätzes überdrüssig und trat zurück, als verzichte er auf den Kauf. Rings um ihn war man schon aufmerksam geworden und das ärgerte ihn. Man stieß sich an und die Menge der Neugierigen vergrößerte sich, daß man ihn beinahe eingekeilt hatte.

„Nu – was wollet Ihr geben? rief ihm der Händler nach.

„Einen Taler . . . höchstens –,“ erhielt er zur Antwort.

Der Jude fiel rückwärts auf eine Kiste und schlug die Hände über dem Kopf zusammen. Er jammerte und wimmerte herzbrechend, wie ein kleines Kind, dem man ein Spielzeug zerstört hat, und grub seine Nase in den ergrauten Bart und schaute blöde vor sich hin.

„Der Herr hat mich voll Jammers gemacht am Tage seines grimmi- gen Zorns, daß ich nicht kann aufkommen,“ schrie er auf. „Daß ich nicht erstick! Der Gott meiner Väter soll haben ein Einsehen und auch erleuchten eine Schabbesgoi!“

„Potz Fickerment!“ mischte sich nun Wernick, der stehen geblieben war, ärgerlich ein und griff nach seinem Degen. „Die Pest in deine vermaledeiten Knochen! Jude, du schimpfst? Ich will dich verhauen, daß dir die Knochen im Leibe verkrachen!“

Wernick machte Miene, in die Bude einzudringen, und zerrte die auf dem Tisch ausgelegten Waren rücksichtslos durcheinander.

Entsetzt sprang der Händler auf und warf sich mit dem ganzen Leibe über den gefährdeten Ausstand. Er zeterte, als ging es ihm wirklich an das Leben. In seinen wässrigen Augen wurden die Pupillen zu Nadelköpfen.

„Gott erbarm sich!“ wehrte er ängstlich ab. „Laßt Euer Schwert an der Hüften. Gott straf mich! Nichts hab ich gesagt! Ich will reden von der Angst meines Herzens. Will reden wie Hiob, der Knecht des Herrn, den der Satan schlug mit bösen Schwären von der Fußsohlen an bis auf den Scheitel. Gott erbarm sich meines Lebens! Ich bin ein geschlagener Mann! . . . ich bin ein ruiniertes Mann,“ sagte er zuletzt mit gebrochener Stimme. „Junker, es ist nicht Euer letztes Wort?“

Franz Obermeier überlegte einen Augenblick und nahm den Spiegel noch einmal zur Hand. Der Jude sah lauend hinüber.

„Acht Groschen will ich für meinewegen noch zulegen,“ sagte er kurz und unfreundlich, um dem widerwärtigen Handel ein Ende zu machen. „Acht Groschen . . . keinen Pfennig mehr!“

Die Menge umm ihn lachte belustigt über die Angst des Händlers und rief ihm höhrende Worte zu. Der Jude aber schrumpfte in seinen Schultern ein und wandte sich traurig ab. Man schonte ihn nicht, je erregter er sich stellte.

„All meine Feinde hören mein Unglück und freuen sich,“ sagte er still vor sich hin und nickte dazu mit dem Kopf. „Meine Brüder werden verächtlich an mir vorübergehen, wie ein Bach, wie die Wasserströme vorüberfließen. Sie werden vor mir ausspeien und werden mich fragen:

„Herz Salomon, werden sie fragen, wo hast du deinen Spiegel?“ – Und wird dann sein ein Heulen und wird sein Zähneklappern und werden von mir abrücken wie von einem Aussätzigen. – Junker, Ihr werdet haben Mitleid mit mir und noch zulegen fünf Groschen.“

„Keinen Pfennig mehr,“ entschied Franz Obermeier.

„Junker . . . drei Groschen um der Barmherzigkeit willen. –“

Franz Obermeier war entschlossen zu gehen und schob die Nächststehenden beiseite. Schnell aber kam ihm der Jude zuvor. Stumm reichte er ihm den Spiegel und strich stumm das Geld dafür ein. Dann aber wurde er zusehends freundlicher und rieb schmunzelnd die Hände. Zum Abschied sagte er:

„Der Segen Abrahams, Isaaks und Jakobs begleite Euch und Eure Liebste, Junker, bis in ferne Tage und schenke Euch fröhliche Kinder. – Nu . . ., vielleicht noch ein Kettchen gefällig? Hab schöne Auswahl.“

Wiederholt dienerte er hinter den Fortschreitenden einher. Der Spiegel hatte doch einen Fehler, den Franz Obermeier nicht bemerkt hatte. Er war im Trödel mit anderm wertlosen Plunder erstanden.

Franz Obermeier drängte sich schnell durch die Menge, bis er in eine Gasse kam, die weniger besucht war. Meistens standen nur Wagen umher, an denen angekoppelte Gäule schläfrig die Köpfe hängen ließen. Hier sah er sich im Schutze eines Gefährts um, und als er kein bekanntes Gesicht in der Nähe bemerkte, wartete er auf seinen Schwager, der langsam näher kam.

„Den Spiegel habe ich der Niedermeierschen zudedacht,“ sagte er und seine Stimme klang ein wenig rauh. „Möcht‘ ihn ihr auf die Treu verehren. Schwager, wollest du ihn ihr an meiner Statt inner wenig Tagen zustellen?“

„Ist es so weit, Schwager?“ fragte ihn Wernick gutgelaunt. „Glück zu, lieber Geselle!“

Franz Obermeier aber wehrte ihm entschieden ab und bereute, schon zuviel verraten zu haben.

„Mich dauert ihr Ungemach,“ lenkte er eifertig ein, „weiter nichts –“

„Will gewiß tun, wie du mich geheißten, Schwager,“ sagte Wernick und kniff die Augen ein. „Werde der Meierschen den Spiegel eben zustellen.“

So schieden sie voneinander. Franz Obermeier war froh, wieder allein zu sein, und schlenderte gedankenvoll auf den Marktplatz zurück.

Wernick aber wußte jetzt, wo es mit seinem Schwager hinaus wollte. Als er einige Zeit später am Tage vor Galli mit Jobst Obermeier nach Horn zum Markte ging, erzählte ihm dieser alles, was Wallbaum mit ihnen gesprochen hatte.

Anna Magdalena war erstaunt über das Geschenk, das ihr Wernick unvermutet ins Haus brachte und schloß es sorgfältig ein. Was sollte ihr der Spiegel? Er war doch eigentlich nichts für sie. Wernick aber hütete sich, Andeutungen zu machen. So wollte sie Franz Obermeier bei Gelegenheit selbst fragen.

Dazu kam es aber nicht.

## XX.

Daß etwas mit Obermeiers im Gange war, hatte der alte Landsberger bald durchschaut, nur bestimmtes erfuhr er nicht. Man sprach aber allerhand. So sann er verschwiegen auf Vergeltung.

Diesmal hatte es lange gedauert, bis er seinen grausam verprügelten Jungen ausgeflickt und wieder auf die Beine gebracht hatte. Es gelang aber. Schlimmer war jedenfalls, daß er unrettbar in das Gerede geraten war und auch das Wrugegericht in Horn die Klage der Niedermeierin annahm. Die Dorfleute begegneten ihm seitdem scheel und hatten kaum einen Gruß für ihn übrig. In dieser Zeit geschah es auch, daß des Obermeiers Tochter Liesabet, als des Landsbergers Frau einmal an ihr vorüberging, ihr höhnisch und laut, daß es jedermann hören konnte, häßliche Worte nachrief. Spitz war dabei ihre Zunge und ihr Wortschatz zeitgemäß.

„Kommste daher,“ sagte sie, „du verschelmtes, du verlaufenes und verlogenes Pack?“

Die Frau fuhr wie besessen über den Schimpf herum.

„Du leichtfertige, spitalische Hexenteufele,“ schalt sie mit harten Worten wieder, „was machst du hier? Gehe ja bald hinunter! Soviel Steine als hier auf der Straße sind, will ich dich tatersches Teufelskind damit hinuntersteinigen!“

„Was stehste da?“ erwiderte ihr Liesabet sonder Zagen und Furcht. „Gehe nur und bring auch mich in das Torturenloch! Gehe hin vor den Teufel, du vertrocknete Hexe, und wenn du wiederkommst, will ich dich in das Wasser werfen!“

Es war doch eigentlich auffallend, daß gerade diese beiden Sippen sich jetzt häufiger in den Haaren lagen. Landsbergers und Obermeiers waren inzwischen verschwägert geworden, nachdem der alte Obermeister des Landsbergers Schwester Kathrine als zweite Frau geheiratet hatte. Er war bereits ein betagter Witwer, nahe an die 70 Jahre, und hatte erwachsene Kinder. Sein Haar war weiß und manche Falte schwerer Arbeit und ernster Sorge durchgrub das hagere Gesicht. Aber die ausgedehnte Wirtschaft forderte eine Hausfrau und die Auswahl für ihn war nicht gerade groß. Daß seine Ehe gleich mit allerhand Zwistigkeiten einsetzte, war ihm unerwünscht. Aber ändern ließ sich nicht viel. Der gegenseitige Haß rieb die beiden Familien wieder und wieder aneinander.

Die Landsberger hatten jetzt insgesamt einen schweren Stand in ihrem Dorfe. Bemühte sich auch der Alte, seinen Nachbarn gegenüber einen sorglosen Ton anzuschlagen, die allgemeine Verachtung fraß doch an ihm. Unter den Brüntrupern, das merkte er längst, gab es kaum einen, der nicht unzweideutig für die Niedemeierin Partei ergriff und sie, wenn sie sich sehen ließ, mit teilnehmenden Worten anredete. So war er jetzt öfters auswärts, kehrte auch häufig bei seinem gnädigen Herrn, dem Landdrosten ein.

Eines Tages verbreitete sich in Brüntrup während seiner Abwesenheit die seltsame Neuigkeit, daß des Obermeiers ältester Sohn Franz in dem Hause einer alten Frau in Wellentrup sich berühmt hätte: er hätte so manchmal bei der Niedermeierschen zu Brüntrup geschlafen; wenn Johann Bernd das auch getan hätte, so bedürfte er jetzt kein Werk zu haben. Man hat sich später oft gefragt, wer diesen Klatsch in die Welt gesetzt hatte. Unversehens war er in aller Munde, und wie man eindringlicher nachwahrte, schien die Kunde von auswärts gekommen zu sein. Ob gerade aus Wellentrup, das wußte niemand zu sagen. So geriet man allmählich auf den Verdacht, daß es wahrscheinlich der alte Landsberger selbst gewesen war, der absichtlich die allgemeine Aufmerksamkeit ablenken, vielleicht auch sich an den Obermeiers wegen manchen Ungemachs entschädigen wollte.

Als ihm nach seiner Heimkehr wie von ungefähr die Worte zu Ohren kamen, tat er so entrüstet, daß er sich hoch und teuer schwur, nicht eher zu ruhen, bis er ergründet hätte, was diesem beschimpfenden Gerüchte zugrunde läge. Und er ging in Wahrheit mit einem Eifer zu Werke, daß man wohl glauben könnte, es müßte etwas an dem Gerede

sein. Wer allerdings die Meierin kannte, sagte sich von selbst, daß der Gedanke an sich denn doch zu dumm sei.

Im Scherz, vielleicht auch in der Trunkenheit konnte schon ein mal eine überflüssige Prahlerei vorgefallen sein. Fragte man aber Franz Obermeier auf der Straße, so schwur er seine Seele, zu keinem Menschen jemals etwas ähnliches gesagt zu haben. Der alte Landsberger jedoch gab sich damit keineswegs zufrieden.

„Soll mir schon zutage kommen, so wahr ich Landsberger benamset bin,“ widerrief er jedem, der ihn zur Vorsicht mahnte. „Bin ich ein Heuchler? Ihm soll die Katze den Rücken hinauflaufen.“

Aber dem, den er in diesen Tagen verfolgte, ging er doch scheu aus dem Wege, ließ sich auch nicht finden, wenn er gesucht wurde. Das war seine Art so, bequem und großspurig. Er war ihnen allen überlegen.

Endlich hatte er in Erfahrung gebracht, in welchem Wellentruper Hause Franz Obermeier zuweilen vorsprach. Es war die alte Meiersche, die mit ihrem Sohne Johann ein beschauliches Leibzuchtleben genoß. Sie waren beide nicht wenig erstaunt, als sie eines Tages, nichts Böses ahnend, vor das Wrugegericht in Blomberg geladen wurden. Mit Herzklopfen machte die Frau sich auf den Weg und ließ sich von ihrem Sohn kaum beruhigen. Als der Richter sie fragte, ob in ihrer Gegenwart die Worte von Franz Obermeier gesprochen wären, war sie ganz entsetzt.

„Die Tage meines Lebens nicht,“ erwiderte sie am ganzen Leibe flatternd, „vielweniger in meinem Hause habe jemals soche Worte gehört.“

Der Richter wandte sich an ihren Sohn. Auch er schüttelte den Kopf und bezeugte gleich seiner Mutter, daß er dergleichen Reden von Franz Obermeier nimmermehr gehört habe.

Die Vernehmung ergab nichts weiter. Auch nicht der geringste Anhalt wurde erfragt, der einen Schatten auf die beteiligten Personen werfen konnte. Es schien alles ein nichtiges Geschwätz. Dennoch gab sich der alte Landsberger das Wesen, als könnte und dürfte er nicht zufrieden sein.

„Bedenket doch, Leute,“ sagte er dann und tat erregt und verwundert über ihre Gleichgültigkeit, „es ist der Meierschen Ehre, so itzunder verschwärzet wird. Wird ein jedweder wohl beizeiten vorsehen müssen, daß er Unglück verhüte. Wie kann mein Sohn, der sie von Herzen liebet, sie ehelichen, wenn sie es ehender mit allen gehalten?“

Man lachte über diese Besorgnis.

Ob er das wohl im Ernst glaubte, fragte ihn der eine und andere.

Er zuckte bedenklich die Schultern. Dann hinkte er bekümmerten Gemüts zum Nächsten, um auch ihm seine Sorgen aufzuhängen.

Schließlich bestand er darauf, daß auch Franz Obermeier eingeklagt wurde und unter seinem Eide aussagen sollte, die Worte nicht gesprochen zu haben. Franz Obermeier bestritt sie auch vor dem Richter auf das entschiedenste und ließ den Kläger nichts Gutes ahnen.

Viel übertriebenes Wesen war aus der Sache gemacht worden. Der alte Landsberger hatte sich die erdenklichste Mühe gegeben, die Unruhe in Brüntrup künstlich unter die Leute zu bringen. Kopfschüttelnd beschwatzte man den unbegreiflichen Klatsch. Jeder hatte seine eigene Meinung und jeder nahm sie doch ernsthaft. Es wurde schon dafür gesorgt, daß die Aufregung nur langsam abflaute.

Anna Magdalena fand sich nicht mehr zurecht. Je mehr die Menschen sich mit ihr beschäftigten, je irrer wurde sie. Sie hatte in manchen Stunden eine Angst wie in ihren Kinderjahren, wenn sie sich verlaufen hatte. Sie fürchtete sich vor jedem Schritt.

Da fiel ihr eines Tages der Spiegel wieder ein, den sie ganz vergessen hatte. Sie erschrak. Um nicht noch mehr Grund zu bösem Nachreden zu geben, ließ sie Wernick rufen.

„Ums jüngste Gericht,“ bat sie, „nehmet den Spiegel zurück!“

Wernick war erstaunt und tat verlegen. Er wollte mehr hören. Sie wich aber aus und drängte ihm den Spiegel auf. Da fragte er sie, ob sie seinen Schwager so wenig achte, weil sie den Reden mehr glaubte. Sie gab keine Antwort. Sie war so erregt und bat so dringend, daß Wernick den Spiegel zurücknehmen musste.

Franz Obermeier war sehr entrüstet.

„Was soll mir das, Schwager?“ sagte er. „Warum hastu den Spiegel nicht in Stücken zerschmissen?“

Seitdem dachte er an eine Heirat mit der Niedermeierin nicht mehr.

Als ein Termin Anna Magdalena nach Detmold rief, klagte sie von Herzen verzagt ihrem Anwalt über die nicht enden wollenden Nachstellungen. Fuhrmann beruhigte sie und redete ihr gut zu.

„Geduldet Euch noch eine kleine Weile, Meiersche,“ sagte er, „auch Eure Stunde wird dann schlagen. Stehet ja klärlich zutage, daß der Landsberger diese verleumderischen Reden aus lauter Bosheit ausgesprenget, um Euch bei männiglichen, soviel an ihm ist, zu verkleinern und dadurch zuwege zu bringen, daß keiner sich um Euch ehelich

bewerben möchte. Und also per indirectum, will sagen durch des Teufels Hintertür sollet Ihr dadurch angenötiget werden, ihn zu ehelichen. Ist alles in Wahrheit ein unverantwortliches und hochstrafbares Beginnen. Wie sollte er seinen Zweck auch anders erreichen können? Wüßte wahrlich nicht. Lasset Euch darum nicht verschüchtern und vergrämen. Recht muß doch Recht bleiben!“

Fuhrmann hatte schon manchen armen Sünder zu verteidigen gehabt. Aber selten hatte ihm etwas derart an seine Seele gegriffen, als das abgehärmte Gesicht dieser Frau, das sich gar nicht mehr erhellen wollte. Er nahm ihre rauhen Hände zwischen die seinen und streichelte sie, fuhr auch ihr über ihren Scheitel, als wäre sie seine Mutter.

„Ihr sollet mir wieder klare Augen haben, Meiersche,“ ermunterte er sie. „Vermeinet Ihr wirklich, daß dieser ekelhafte Tölpel mit allem, was er zu Werke gerichtet, eine rechtschaffenen und rechtsverständigen Mann überzeugen kann? Nimmermehr! Was in bösem Gemüte begonnen, wird niemals zu einer Endschaft kommen. Ihr seid Euch keiner Schuld bewußt. So harret in Demut Eures Gottes, der Euch gewiß einen Weg um den andern nicht verlassen wird.“

„Habet Dank für Euern Trost,“ sagte sie, „will es Euch nicht vergessen.“

Mit einem Blick klaren Vertrauens schaute sie zu dem Manne, der in ihrem Herzen zu lesen vermochte, wie ein Vater in der Seele seines Kindes, und drückte ihm warm die Hand. Dann ließ sie sich noch über den Stand ihres Prozesses erzählen und konnte sich nicht genug über die Winkelzüge des Gegenanwalts wundern. Zu welchem Ende er das alles täte, fragte sie erstaunt; der Wahrheit könne es doch nur eine geben.

Fuhrmann mußte über ihre Einfalt lächeln.

„Wem es an einem reinen Gewissen mangelt,“ belehrte er sie, „bedarf der Winkelzüge, ob er sie gleich erkennt. Und wenn der alte Landsberger die Märe erfindet, daß des Obermeiers Sohn Euch gröblich injuriiret, so kommet er nicht zu Euch, sich eines Bessern zu belehren, dieweilen es nicht in seinen Kram passet, sondern fährt mit Drohungen und Worten den Leuten in die Augen, daß sie ihm glauben mögen. Dann wird der Katze die Schelle umgehungen. Und wenn er nicht abläset, allerorten dasselbe zu fischen, vermeinen die guten Leute, daß es ihm ein rechter Ernst sei. Und ist doch nur alles Schalkheit und Betrug. Lasset euch darum nicht anfechten und beirren, Meiersche. Worte sind

es, die euer Widersacher um sich wirft, maßen ihm niemand in das Herz schauen soll. Lauter aber als seine Worte reden doch seine Taten. Kein Mensch kann euch nachgehends zumuten, daß Ihr mit einem solch verleumderischen Kerl, der Euch oftermalen verunehret, die Ehe sollet vollziehen, wenn Ihr gleich zum ungestandenen Fall sie ihm versprochen.“

Anna Magdalena ging heim und mußte lange an die Worte ihres Anwalts denken.

Zu Hause aber ließ ihr der alte Landsberger durch einen gemeinsamen Bekannten in aller Förmlichkeit vermelden, daß sein Sohn die auch ihm höchst unangenehmen Nachforschungen nicht zuwege gebracht habe, um seine verlobte Braut zu kränken, sondern gegenteilig um sie gegen ehrenrührige Angriffe zu verteidigen.

Das erreichte er doch allmählich, daß die Dorfleute ihm nicht mehr aus dem Wege gingen. Man sprach wieder mit ihm, freilich, der eine oder andere mit finstem Gesicht. Es focht ihn aber nicht an. Er tat dann, als merkte er es nicht. Wer es aber hören wollte, dem bewies er unter lebhafter Armbewegung, wie recht sein Sohn hätte, auf die Niedermeierin Tag und Nacht acht zu geben. In dem Mittel könnte er sich wohl einmal versehen. Das sei aber bei einem verliebten Menschen ganz gewiß verzeihlich.

Dadurch hoffte er, den nächtlichen Überfall zu rechtfertigen.

## XXI.

Das Jahr nahte sah seinem Ende. Die Ernte war eingebracht. Vom Felde her schwelte in langen, überduftigen Schwaden beizender Brandgeruch über die leere Flur. Kinder sprangen um rauchende Krauthaufen. Bald rieselten von den Bäumen die braungefärbten, vertrockneten Blätter. Der Pflug ging wieder über das Land.

Ein Jahr voll Sorgen und Kummer war es für Anna Magdalena gewesen. Ihre Lippen lagen meist scharf aufeinander. In ihrer Einsamkeit war es ihr schon am wohlsten. Die Verhandlungen am geistlichen Gericht waren endlich so weit gefördert, daß ein Urteilspruch erfolgen konnte.

Mochte der Fall auch noch so einfach liegen, zu einem regelrechten Rechtsverfahren gehörte es nun einmal, daß viel, unbegreiflich viel darum geschrieben werden mußte. Der Advokat nicht allein lebte von

den Bogen seiner eingestellten Materien, auch seine Schreiber berechneten hinterher mathematisch genau die Anzahl der abgelieferten Buchstaben, Worte und Zeilen. Da konnte dann der Stoff nicht breit genug getreten werden. Und ging dem Verteidiger zuweilen der eigene Verstand aus, so standen auf seinen Bücherbrettern in bunter Auswahl die schweinsledernen Ahnherren der Jurisprudenz, nach denen er nur zu greifen brauchte, um die an sich schon voluminösen Deduktionen und Exzeptionen, die Repliken und Dupliken, die er dem Richter vorlegen mußte, noch mit manch treffendem Zitat zu vervollständigen. Um ihre Rechtskraft entbrannte dann oft das Wortgefecht. Manch harter Ausdruck fiel dann, manche Bosheit mußte verwunden werden.

Dr. Sprute schrieb wohl noch ein wenig mehr als sein Kollege. Hatte er doch eine Unschuld zu verteidigen.

Ende November ließ Fuhrmann die Niedermeierin kommen und besprach mit ihr, was nun geschehen müsse.

„Der Schriften sind nun genug gewechselt,“ sagte er, „weitere Handlungen können vermöge der Konsistorialordnung nicht zugelassen werden.“

„Und was kann itzt über mich beschlossen werden?“ fragte Anna Magdalena ängstlich. Alles Neue in diesem Prozeß regte sie auf.

Fuhrmann bemerkte es und lachte sie herzlich aus.

„Wieder den Mut verloren, Meiersche?“ sagte er. „Ihr müßt mir besonnen bleiben. Wenn Euer Gegenteil eine rechtschaffene Sache hätte, würde ich heute noch zum gütlichen Akkommodement wohlmeinlich raten, in Erwägung, daß die Justiz heutigentages, Gott sei's geklagt! so beschaffen, daß manch einer die Endschaft seines Prozesses gar nicht erlebet, und gewänne er auch das kanonische Alter. Eurer aber ist die rechtschaffene Sache und nicht seine. – Ihr dürft nur beileibe nicht wännen, daß dieses Urteil schon die Endschaft ist. Ob es den Landsberger könne vom Tanze führen oder Euch, entscheidet es noch nicht. Wird noch mancher Tropfen die Werre herfließen, ehe euer Ehehandel geschlichtet ist.“

Anna Magdalena schaute verlegen um sich.

„Bin bange,“ sagte sie leise, „man wird mich gewiß wieder ins Gefängnis abführen.“

Mit Grauen erinnerte sie sich jener entsetzlichen Stunden und bebte in ihrem Leid.

„Herr,“ bettelte sie, „lasset es dazu nicht kommen.“

„Ihr sollet nicht bange sein, Meiersche,“ redete ihr Fuhrmann zu, und seine Augen wurden ernst. „Ein gewissenhafter Referent wird auf die Aussagen Eurer Gegner weniger denn nichts geben und zwar um so viel mehr, weil sie nicht allein unwahrscheinlich, sondern auch gänzlich in ihr Gegenteil erwiesen sind.“

„Was soll ich also tun, gnädigster Herr?“ fragte Anna Magdalena bescheiden. „Wollet es mir sagen. Zu etwas unbilligem werdet Ihr mir nicht raten.“

„Gewiß nicht, Meiersche,“ sagte Fuhrmann. „Unerachtet der Kosten aber müssen wir nun ein Urteil haben.“

„Die Herren waren immerfort so unfreundlich,“ wandte sie bekümmert ein, „daß man merklich spüren kann, sie werden mein Bestes bei der Sache nicht tun. Und bin doch ohne Schuld in ihre Ungunst geraten. Ich kann doch den Landsberger, der mich so verunglimpfet, nicht mehr ehelichen?“

In ihr Gesicht kehrte die Farbe wieder, als sie sich diesen Gedanken vorstellte. In ihren Augen glänzte es beherzter.

Fuhrmann nickte ihr zu.

„Meiersche, höret mich an,“ sagte er. „Die Herren, denen Ihr Euer Bestes nicht anvertrauen wollet, werden auch das Urteil nicht finden. Ich werde itzt auf Euer Begehren auf Verschickung der Akten an eine Juristenfakultät zur Urteilsfindung antragen. Das Gericht wird darauf erkennen. Das gehet dann seinen formellen Gang.“

„Kann Euch nicht ganz verstehen, Herr,“ sagte Anna Magdalena, so sehr sie sich auch bemühte, den Worten des Prokurators zu folgen, „rechnet es mir nicht an. Der Herr Konsistorialrat wird nicht über mich befinden?“

„Nein, Meiersche,“ antwortete Fuhrmann. „Die Akten werden an eine auswärtige Universität geschickt. Dort prüfet man sie und entscheidet das Recht, ob gestalteten Sachen nach die gemachten Aussagen für oder wider sprechen. Das ist von jeher so üblich und Ihr habet den Vorteil, daß man ohne Gunst und Verdruß Euren Handel schlichtet.“

„Ohne Gunst und Verdruß?“ fragte sie zögernd.

„Sonder Zweifel, Meiersche, soweit menschliche Erkenntnis nicht irret.“

Es wurde eine Weile still. Anna Magdalena kämpfte noch mit ihrem Mißtrauen. Ein Blick aber in die Augen ihres Anwalts machte sie gefaßter.

„Ihr sollet mir nicht zürnen, Herr,“ sagte sie ergeben. „Bin ’n arm, unwissend Weib. Soll wohl alles am rechten Orte sein, wie Ihr meinet. Es geschehe, wie Ihr wollet.“

Am nächsten Terminstage war Anna Magdalena nicht wenig erstaunt, auf Dreiers Platz ein fremdes Gesicht zu sehen.

Konsistorialrat Dreier war inzwischen an das Hofgericht versetzt worden. An seine Stelle hatte man Martin Gottschalk, der bis dahin Professor der Jurisprudenz an der hessischen Universität zu Rinteln gewesen war, als Rat und Generalkommissar an das Konsistorium berufen.

Der Wechsel vollzog sich Ende des September.

Gottschalk entsprach schnell den Erwartungen. Er verstand, was man von ihm wollte, hatte auch selbst einen starken Drang. Er war sicher ein Mann nach dem Herzen des Landdrosten.

Aus tiefliegenden Augen sah Gottschalk der Niedermeierin selbstbewußt, hochmütig und unfreundlich entgegen und befahl ihr, näher zu treten. Sei Blick hatte etwas stechendes und dieser Blick ließ sie nicht los während der ganzen Verhandlung. Sie fühlte ihn immerfort, er brannte und peinigte sie, daß sie hätte aufschreien mögen. Wie konnte der Mensch sie so durchdringend anstarren?

„Meine Prinzipalin, die Wittibe Niedermeiersche zu Brüntrup,“ erörterte Fuhrmann geschäftsmäßig, „bgehret nunmehr, nachdem vermöge der Konsistorialordnung die schriftlichen Verhandlungen geschlossen und gleichermaßen das Endurteil dem geistlichen Gericht nicht zusteht, die Verschickung der Akten an eine auswärtige Juristenfakultät und bittet um Ansetzung eines Termins zur Inrotulierung.“

„Auf beides wird erkannt,“ antwortete Gottschalk und verglich in einem Kalender die Tage. „Als wird Termin auf instehenden Montag, ist der 9. dieses Monats Dezember, weniger nicht angesetzt, wie dem beklagten Teil hiermit anbefohlen, die Transmissionskosten unverlängert herbei zu bringen. Mit der gesuchten Transmission ergeheth alsdann ferner was Rechtens.“

Anna Magdalena verstand nur, daß man Geld von ihr begehrte. Fragend wandte sie sich an ihren Anwalt. Dieser erklärte ihr mit gedämpfter Stimme, daß die Versendung der Akten nicht eher erfolgen könne, bis sie die Kosten bezahlt hätte.

„Und wie hoch ist die Summe verstrecket?“ fragte sie.

„Zwölf Taler,“ sagte Gottschalk, der die Unterhaltung angehört hatte, kurz und befehlend.

„Mein Gott! Gnädigster Herr,“ antwortete sie erschrocken, „wie soll ich diese Summe annoch herbeibringen? Habe nur eben unterschiedliche Monate an Kontribution zahlen müssen.“

„Dummes Zeug! dummes Zeug!“ versetzte Gottschalk hart und fingerte unruhig auf der Tischplatte umher. „Eure Lamentationen interessieren das Gericht nicht!“

„Der gnädige Herr werden auch des Wissens sein,“ bat Anna Magdalena weiter, „in welchen überall bekannten schlechten Läuften der Hausmann anitzo sich sorget, maßen an den Sommerfrüchten der Mißwachs männiglich betroffen, daß es jämmerlich anzusehen. Auf ganzen Feldern war wenig, das wenige aber kaum aus 'r Erden hervorgegangen, auf einigen Stücken ganz nichts gewachsen. Habe nur eben die Einsaat wieder erhalten und mußte doch das Dienstkorn bis auf 'n begehrtten Scheffel abmessen. Der gnädigste Herr werden Nachsicht mit mir haben.“

„Bitte auch an meiner Statt,“ unterstützte Fuhrmann das Gesuch, „solches der Niedermeierschen Anführen in billige Konsideration zu nehmen und ihr zu bequemer Beitragung nötige Dilation hochgünstig zu verstaten.“

„Man kann mit gutem Fuge wohl sagen,“ erklärte Gottschalk, „daß mit dergleichem unbegründeten Geschwätz, worin das Weib einen Weg wie den andern verharret, dieses Gericht wohl in kurzem in einer so hellen und klaren Sache nicht behelliget sein mag. Man hätte der ungezweifelten Hoffnung gelebt, Ihr werdet inzwischen so bedächtiglich gewesen sein, daß Ihr ohne große Weitläufigkeit Euer getanes eheliches Versprechen zu wirklicher Vollziehung gebracht hättet. Ganz gegenteilig seid Ihr gesonnen. Was bezweckt nun diese neuerliche Halsstarrigkeit? – Wollet vorwenden, als könnet Ihr wegen Läuften und Kontributionen, und was der Ausflüchte mehr sind, zu den geforderten Transmissionsgeldern nicht gelangen. Ist doch alles nur eitel Geschwätz und Nichtigkeit, nur damit die Transmission zu langen Zeiten anstehe. Wie lange wollet Ihr dies hochehrwürdige Gericht noch eludieren? Weib . . . bekennet Euch schuldig und alles soll vergessen sein. Langwierig und großmütig ist Eures Landesherrn unermeßliche Gnade. – Darüber hinaus –,“ Gottschalk konnte seinen Eifer nicht mäßigen, er schlug auf den Tisch, „das Gericht soll Euch werden.“

„Muß den gestrengen und hochgelahrten Herrn Generalkommissar bedeuten,“ entgegnete Fuhrmann, „daß heute kein Termin zur Güte angesetzt worden.“

„Herr Prokurator . . .“ brauste Gottschalk gereizt auf, „die Worte – der Ehebeklagten sind herausfordernd.“

„Auch das verstelle ich getrost zur Einsicht des künftigen Herrn Referenten.“

„Ihr vergesst, Herr Prokurator, daß das Weib sich weigert, die Transmissionsgelder herzugeben. Auch ein Blöder vermerkt, wie gar schwankend sie anitzo in ihrem Gewissen geworden!“

„Mit nichten . . . nur um hochgünstige Dilation von etlichen Tagen bittet meine Prinzipalin.“

„Die Dilation verweigere ich!“ entschied Gottschalk mit aller Schärfe. „Es wird der Ehebeklagten nochmals ihres geschehenen unbegründeten Einwendens unerachtet hiermit injungieret, zur Beförderung der von ihr gesuchten Verschickung der Akten die nötigen Gelder innerhalb acht Tagen bei Strafe von drei Goldgulden, worin sie auf fernern Ungehorsam hiermit fällig erklärt wird, gewiß und unfehlbar einzubringen und an das Konsistorium zu hinterlegen.“

Noch einmal versuchte Fuhrmann zu Worte zu kommen, Gottschalk schnitt es ihm kurz ab.

„Wir kommen zu dem nächsten Fall,“ erklärte er geschäftsmäßig.

Auf Anna Magdalena hatte niemand acht gegeben. Totenblaß hatte sie dem Wortgefecht der Männer zugehört. Trafen sie aber die stehenden Augen Gottschalks, dann flüchtete sie in ihrer Not hinter den breiten Rücken ihres Anwalts.

Fuhrmann wandte sich bedauernd nach ihr um. Sein Gesicht belebte eine feine Nöte der Erregung.

„Müset eben zusehen, Meiersche,“ sagte er gedämpften Tones, „wie Ihr die Gelder beibringt – und sei es auch wenigstens zum Teil.“

Bekümmert schlich Anna Magdalena von dannen.

„Was für eine Zeit!“ jammerte sie auf dem Heimwege. Und war doch alles wahr, was sie dem Richter gestanden hatte. Warum glaubte man ihr nicht? . . . immer wieder, warum glaubte man ihr nicht?

In Gedanken rechnete sie noch einmal alles über, was sie in den letzten Wochen an ständigen Lasten hatte zahlen müssen. Da waren die kleinen Schätze mit 2 Taler und 18 Groschen; da war das Mahlschwein mit 3 Taler und das große Mahlkuhgeld von je acht Kühen mit

4 Taler berechnet. An sich schon eine stattliche Summe. Dazu kam dann noch das Zinskorn für den Detmolder Kornboden und die Zehntgefälle 32 ½ Scheffel Roggen, 18 ½ Scheffel Gerste und 49 Scheffel Hafer. Sie hatte alles hergegeben. Nicht ein Pfennig hatte gefehlt, nicht eine Metze war ihr erlassen. Sie hätte auch lieber gedarbt, ehe sie säumig geworden.

Und im Lande war weit und breit ein kläglicher Notstand!

Schon im vergangenen Jahre hatte man allenthalben über großen Mißwachs in den Sommerfrüchten geklagt, und es war ein wehmütiges Jammern über die Sünde der Menschheit gewesen. Stellenweise waren überhaupt keine Kornfrüchte eingeerntet.

Massenhaft mußte Viel verkauft werden, weil man für den Winter kein Futter übrig hatte. Der Landsberger machte damals gute Geschäfte. Als dann im Herbst die gräflichen Zehntsammler auf den Feldern erschienen, um nach altem Herkommen die zehnte Garbe aus jedem Schauf auszuwählen, hätte man sie am liebsten totgeschlagen, und an manchen Orten kam es wirklich zu groben Widersetzlichkeiten. Fußfällig bat man den Landesherrn, den bedrückten Untertan mit Augen gnädigster Barmherzigkeit anzusehen und ihm das fällige Zinskorn wenigstens zu ermäßigen. Es geschah nicht, weil der Abgang für die Landesregierung zu groß gewesen wäre. Nicht nur der Hof, die ganze Beamtenwelt hätte hungern müssen. Da kam ein eigenmächtiger Trotz über die Bauern. Sie weigerten sich im Frühjahr den Acker zu bestellen, weil sie keine Mittel hatten, sich Saatkorn zu verschaffen. Was das für den gräflichen Kornboden bedeutete, die Rechnung war einfach. So schaffte man Korn gegen Erteilung von Scheinen herbei und kaufte es in Mengen in der Nachbarschaft auf. Aber auch die Ernte dieses Jahres war mäßig. Das blieb so eine Zeitlang, und bald jammerte man wieder über einen Mißwachs. Manch einer kam darüber an den Bettelstab.

Bar Geld war rar im Lande, das wußte Anna Magdalena am besten, und wer noch ein paar Groschen im Spartopf klappern hörte, gab sie ungen her. Man hätte es niemand verdacht. Die Zeit war zu schwer.

Was hatte sie der unselige Prozeß schon gekostet!

Besorgt sprach sie mit dem alten Wegener und fragte auch Wallbaum. An des Obermeiers Tür wollte sie lieber nicht klopfen. Man sann und riet hin und her. Die beiden Männer besuchten auch die übrigen Blutsfreunde. Alle stöhnten sie.

Acht Taler hatte man am bestimmten Termin mühsam beisammen. Die schickte die Niedermeierin ihrem Anwalt und klagte ihm nochmals ihre grenzenlose Not und den Jammer ihrer Nachbarschaft.

Die angedrohte Strafe wurde nicht verhängt. Gottschalk mußte doch einsehen, daß diesmal wenigstens böser Wille Anna Magdalena nicht dazu getrieben hatte, ihn um Nachsicht zu bitten. So begnügte er sich einstweilen mit dieser Summe und befahl die Versendung.

Der Sekretär packte die längst versiegelten Akten einem Boten in das Felleisen und ließ ihn damit nach der Universität Gießen reiten.

## XXII.

Man war in der Weihnachtszeit. Viel Festfreude war nicht im Lande. Die gemeinsame Not machte die Leute stille. Gedrückt schlichen sie umher. Und wenn einer mit seinem Nachbarn etwas besprach, war es die Sorge um das Saatkorn des nächsten Jahres.

Auch auf dem Niedermeierhof sah es trübe aus. Anna Magdalena war in dieser Zeit das Herz besonders schwer. Der Todestag ihres seligen Mannes jährte. Sie weinte und betete an seinem Grabe, hilflos und verzagt. Wie sie aber mit ihren Tränen die Schneedecke auf seinem Hügel nicht schmelzen konnte, so löste sich auch die Starrheit ihrer Seele nicht. Sie blieb für sich und war zum Sterben traurig.

Öde und hoffnungslos begann das neue Jahr.

Es war ein scharfer Winter. Der Landmann hat dann wenig zu tun und die Stunden machen ihn grüblerisch, dickblütig und erregt.

Am 19. Januar gegen Abend trat der Konsistorialpedell bei der Niedermeierin ein und wies ein Schreiben seiner Behörde vor. Hut und Stock legte er auf einen Stuhl.

„Ihr seid verabladet, Meiersche,“ sagte er, „morgen früh vor dem Konsistorium in Person zu erscheinen, daß Ihr das in Eurer Sache von auswendigen Rechtsgelahrten verfassete Urteil anhöret.“

„Soll wohl so sein,“ antwortete sie. „Werde zur Stelle sein, wie mir befohlen.“

Anna Magdalena bemühte sich ihre Fassung zu wahren, aber ihre Mundwinkel zuckten vor innerer Aufregung. Es wurde ihr trocken im Halse.

„Schlüter,“ sagte sie gepreßt, „wisset Ihr, was über mich beschlossen ist?“

Der Pedell zuckte die Achseln und kehrte sich von ihr ab. Er hauchte in die erklammten Finger und rieb sie bedächtigt.

„Kann’s Euch gewiß nicht sagen, Meiersche, und wenn ich’s wüßte, dürft’ ich vorab nichts vermelden.“

Stille trat ein.

„Meiersche,“ sagte Schlüter nach einer Weile, „Ihr sollet Euch nicht härmen. Es wird gewiß weiter verfahren werden wie Rechtens.“

„Das Gefängnis –,“ schrie sie gequält. „Wenn ich aufwache, ist es ja das erste, was mich naget. – Herrgott! gibt es denn kein Erbarmen in deiner Welt?“

„Er verlässet niemand in seiner Not, Meiersche. Wie dürfet Ihr Euch wider ihn versündigen? Noch kennet Ihr das Urteil nicht.“

Mit untergeschlagenen Armen trat Anna Magdalena an das Fenster und schaute in die Dämmerung hinaus. Ihre Lippen lagen wieder fest aufeinander.

„Dann auch,“ ließ sich Schlüter vernehmen, „so wird Euch bei zehn Goldgulden Strafe anbefohlen, morgen zu den schon gelieferten acht Talern noch vier bei dem Gericht zu hinterlegen, aber wann solches nicht geschehen sollte, zu gewärtigen, daß mit der stündlichen Exekution wider Euch verfahren werde.“

„Sie sind beisammen,“ gab sie zurück und wandte sich dem Pedellen wieder zu. „Schwer genug hat’s gehalten in dieser kargen Zeit. Morgen will ich sie abliefern. – Wollet Ihr nicht noch verziehen? Die Magd soll Euch einen Imbiß bereiten.“

„Hab’ noch einen weiten Weg und es wird Nacht. Habt Dank für dasmal.“

Schlüter stapfte davon. Die Meierin ließ seine Schneespuren, die er zurückgelassen hatte, fortwischen.

Dann nahm sie ein Tuch über den Kopf und ging zu Wallbaum, um ihn zu bitten, sie morgen auf dem Gange zu begleiten.

In der Sorge um ihre Zukunft konnte sie nachts kein Auge schließen. Und als sie Stunden hindurch gewacht hatte, war sie doch mit sich so uneins, wie am Abend zuvor.

Früh stand sie auf, die Magd hatte nur eben das Feuer unter dem Kessel angezündet. Früh auch stellte sich Wallbaum ein. Es war ein bitterkalter Morgen, noch nachtdunkel, als sie sich gemeinsam auf den

Weg machten. Ein schneidender Ostwind wühlte in ihren Kleidern. Dichte Schneeflocken, die wie Pfeilspitzen schmerzten, trieb er ihnen in das Gesicht. Als es ein wenig heller wurde, sah der Himmel schwefelgelb aus. Der Wind wurde zusehends stärker.

Niemand sprach ein Wort.

Durchfrenen bis ins Mark kamen sie in Detmold an. Haare und Bart waren ihnen vereist. Schlüter nahm sich gutmütig der Meierin an und gab ihr einen Stuhl, auf den sie sich übermüdet niederließ. Sie schloß die Augen, der Kopf schmerzte ihr so arg, daß ihr schwindelig wurde.

Es dauerte eine gute Weile, ehe die beiden Landsberger eintrafen. die Begrüßung war kurz und unfreundlich.

Dann kamen auch die Anwälte und der Termin begann.

Gottschalk zeigte der Niedermeierin das eingegangene Urteil und fragte sie, ob sie anerkenne, daß das Siegel unversehrt sei. Anna Magdalena sah ihn groß an. Fuhrmann bejahte in ihrem Namen. Sie hätte kein Wort sprechen können. Fieberheiß war ihr jetzt nach der vorausgegangenen Kälte. Das Wasser stand ihr in den Händen. Sie bebte am ganzen Körper. Nur dunkel hörte sie, daß auch des Landsbergers Anwalt nichts einzuwenden hatte. Mit der Verkündigung konnte demnach verfahren werden.

Umständlich erbrach Gottschalk das Paket und verlas das Urteil:

In Ehesachen Johann Berendt Landsberger, Klägern an einem, wider Annen Magdalenen Niedermeiersche Wittibe zu Brüntorf, Beklagte am andern Teil, erkennen und sprechen wir Gräfllich Lippische zum geistlichen consistorio verordnete commissarii auf die ergangene acta und alles gerichtliches Vorbringen, auf eingelangten Rat der Rechtsgelahrten vor Recht: Daß Beklagte auf vorgehende genugsame Warnung der Gefahr des Meineids mit einem leiblichen Eide, daß sie dem Kläger die Ehe nicht zugesagt, auch von ihm keinen Ring auf die Treue wissentlich und freiwillig angenommen, sich zu purgieren und zu reinigen schuldig, dazu wir ihr vierzehn Tage nach Eröffnung dieser Urteil peremptorie ansetzen und berahmen. Worauf dann ferner erkannt werden soll, was Recht ist. Von Rechts wegen!

Obwohl Gottschalk bereits durch das Begleitschreiben der Gießener Professoren erfahren hatte, daß der Niedermeierin der Reinigungseid zugeschoben war, biß er sich nach Verlesung des Urteils doch auf die Lippen. Er war entschieden anderer Meinung. Flüchtig überflog er die Entscheidungsgründe, die den Parteien nicht verlesen wurden, sondern

lediglich zur Information der Richter dienten. Es hieß darin, daß der Kläger für seine Behauptung: die Niedermeierin hätte ihm die Ehe versprochen, nur zwei Zeugen hätte, seinen Vater und seinen Schwager. Die Gießener Professoren erklärten die Aussagen der beiden Männer nicht für ausreichend, da sie ‚ganz und zumal keinen Mitzeugen hätten‘. Ihre Aussagen wären auch ferner dadurch verdächtig, als sowohl der Amtsschreiber, wie auch der Kammerdiener bei ihrer Vernehmung hätten zugeben müssen, daß von der Niedermeierin wegen ihres unlängst verstorbenen Ehemanns kein Eheversprechen gegeben wäre.

Für sie spreche weiter, ‚daß Beklagte als eine verständige und wohl bejahrte Matrone sich ohne Rat und Gutachten ihrer Anverwandten mit so einem jungen und minderjährigen Kerl sollte ehelich eingelassen und keinen von ihrer Freundschaft darzugezogen haben‘.

Die Ringeschichte glaubte man dem Kläger nicht, da sein Schwager ausdrücklich ausgesagt hätte: er hätte nicht gesehen, wie sie den Ring bekommen. Ebenso hielt man für unerwiesen, daß sie zusammen zu Bett gegangen seien. Den Vorfall selbst erklärte man ‚für eine eselhafte Tat‘. Kläger sei allerdings dergleichen Dinge gewohnt, wie sein Überfall im August und sein Einbruch bei Kaups erwiesen habe. In sittlicher Entrüstung schlossen die Professoren ihre Entscheidung: ‚welches gewißlich res exemplo perniciosissima und auf solche Weise der Ehestand, so eine Ordnung Gottes und nach Gottes Wort und vernünftigen, ehrbaren Rechten anzufangen, nicht gesucht und befördert werden mag, und schließen wir dahero und aus anderen mehreren an Seiten Ehebeklagten angeführten, erheblichen Motiven und Umständen halten wir gänzlich dafür, daß zwischen Klägern und Beklagten keine beständige Eheverlöbniß getroffen, noch Klägern, was er zu beweisen übernommen, der Gebühr erwiesen habe, sondern daß Beklagte, wann sie den Reinigungseid erkannter Maßen abstaten wird, alsdann von angestellter Klage zu absolvieren sei‘.

Gottschalk hatte das Schriftstück beiseite gelegt und es dem Generalsuperintendenten zugeschoben. Mißmutig schaute er nach den Parteien hinüber.

In Anna Magdalenas Augen war während der Verlesung etwas wie ein stiller Glanz gekommen. Sie kämpfte zwischen Lachen und Weinen. Ihre verschüchterte Seele wagte sich hervor. Sie drückte Fuhrmann die Hand, streichelte sie und drückte sie wieder und wieder und dankte ihm mit formlosen Worten. Dabei überlegte sie, wie sie ihm eine be-

sondere Freude machen könnte. Ob er wohl ein Spanferkel annehmen würde? Sie wollte es auf dem Heimwege mit ihrem Schwager besprechen.

Wie das alles auf einmal kam! Es war zuviel!

Fuhrmann tat es in der Seele weh, sie auf eine voraussichtliche Enttäuschung vorzubereiten. Er schaute in ihre feuchten Augen und fühlte einen bitteren Schmerz. So schwieg er und bückte sich über seine Akten. Vielleicht drang er durch. Ein Blick aber auf seine Prozeßgegner, die in einer Ecke verdrossen mit ihrem Anwalt verhandelten, ließ ihn erkennen, was er zu erwarten hatte.

Er kramte in seinen Papieren, bis Gottschalk fertig war.

„Meine Prinzipalin,“ sagte er, als ihm zu sprechen zugestanden war, „danket für das wohl abgesprochene Urteil und erklärt sich erbötig, den Reinigungseid itzo sofort abzustatten. Demnach bitte ich euer Wohledlen und Wohlerwürdigen, solchen Eid von ihr abzunehmen und sie von allen abseiten ihres Gegners leichtfertig verursachten Kosten zu absolvieren.“

„Mein Prinzipal,“ erklärte Kramer ohne Erregung, geschäftsmäßig und selbstverständlich, „befindet sich über die soeben verlesene Sentenz zum höchsten gravieret. So will er dagegen die allen Gravierten verstattete heilsame Revision ergreifen und sich hiermit anerbotten haben, mit unterdienstlicher Bitte, solchem seinem rechtlichen Suchen großmütig zu deferieren und ihn mit seiner Rechtfertigung zu hören.“

„Meine Prinzipalin widerspricht dem getanen Erbieten, welches nur zu ihrer Defatigation angesehen werden muß,“ entgegenete Fuhrmann mit erhobener Stimme, „und bittet zum höchsten die hochgeehrten Herren, ihr Gegenteil damit zu enthören. Sie resolvieret sich mit reinem Gewissen zur Ablegung des ihr injungierten Eides und bittet mit der Abnehmung unverzüglich zu verfahren.“

„Mein Prinzipal inhärieret seinem unterdienstlichen Suchen,“ wiederholte Kramer, „und bittet die Revision zu erkennen.“

Nur einen kurzen Augenblick besprachen sich die beiden Richter. Was zu geschehen hatte, darüber konnten sie nur einer Meinung sein. So entschied Gottschalk:

„Der Ehebeklagten Suchen wird abgeschlagen, hingegen wird die gesuchte Revision, soweit Rechtens, zugelassen un dem Supplikanten injungieret, fünf Goldgulden für den Fall des Unterliegens an hiesiges Konsistorium weniger nicht zu hinterlegen, als nächst Abstattung des

Revisionseides seine vermeinten Gravamina innerhalb 14 Tage einzubringen. Wroauf alsdann ferner ergethet, was Rechtens.“

Was Fuhrmann vorausgesehen hatte, war geschehen. Der Prozeß mußte seinen rechtmäßigen Fortgang haben. Ein wenig schwerfällig wandte er sich zu der Niedermeierin und setzte ihr auseinander, daß ihr einstweilen nichts anders übrig blieb, als der Forderung des Landsbergers nachzugeben. Sie sollte deshalb den Mut nicht sinken lassen, sagte er ihr, die Gerechtigkeit ihrer Sache läge längst klar am Tage. Das folgende Urteil könne die frühere Sentenz nur bestätigen und damit wäre sie freigesprochen.

Für ihn waren es keine Worte, die er sprach, aber wen einmal die Mutlosigkeit gepackt, dem ist schwer zureden.

Erschrocken hatte Anna Magdalena zugehört. Was bedeutet denn dies alles? Verlangte man nicht von ihr einen Eid? Und war sie nicht bereit, ihn abzulegen? Und nun wollte der Landsberger für sich ein anderes Urteil? Gespannt hing sie an den Lippen der Männer, die sich blitzschnell widersprachen. Das ging alles so flink und schneidend vor sich, daß sie kaum folgen konnte. Sie hätte inzwischen wohl kaum ein Vater-unser beten können. Als sie aber der stechende Blick Gottschalks traf, wich alles Blut aus ihrem Antlitz. Da gab sie jede Hoffnung auf.

Kaum begriff sie, was ihr Anwalt von ihr wollte. Gedankenlos nickte sie ihm zu.

Ihr Schwager Wallbaum unterdrückte mit Mühe einen seiner kernigen Flüche, die ihm so leicht über die Zunge kamen. Hart stieß er seinen Stock auf, als er die zuversichtlichen Mienen der beiden Landsberger bemerkte.

Der Termin war zu Ende.

Anna Magdalena mußte ihre Last weiterschleppen. Wie lange noch? Wohin war ihre kurze Freude entflattert?

Sackendes Schneegestöber begleitete sie auf ihrem Heimwege. Sie hatte sich ein Tuch fest um den Kopf gewickelt, daß nur ihre Augen hervorblickten. Die beiden Menschen mußten schwer gegen den Sturm ankämpfen. Er benahm ihnen zuweilen den Atem. Dann blieben sie stehen, um zu verschnaufen. Sie merkten, wie heiß es ihnen trotz der grimmigen Kälte war. Unter ihren Füßen brach der Schnee zusammen, daß sie stellenweise bis über die Knie einsanken. Es klumpten sich unter Hacke und Sohle die Schollen. Ein qualvolles Vorwärtsdrängen war es, jeder Schritt mühselige Arbeit. Und immerfort sackte es, schwere, mas-

sige Flocken. Bald fielen sie ruhig nieder und häuften sich stetig, bald wirbelten sie wolkenreich in großen Fetzen durcheinander, und schienen wieder aufwärts steigen zu wollen. Kaum eine geringe Entfernung weit ließ sich etwas bestimmtes erkennen, ringsum alles weiß, weiß – endlos weiß.

Ein beschneiter Schatten tauchte vor ihnen auf. Wallbaum bemerkte ihn zuerst.

„Sieh Wegener . . .“ rief er ihm zu.

Wegener war es wirklich. Auf den halben Weg war trotz des ungestümteten Wetters, in das man keinen Hund hinausjagte, ihnen entgegengekommen. Er hatte zu Hause keine Ruhe finden können. Die Stunden schlichen ihm allzu langsam vorwärts. Unrastig hatte er sie den Morgen über verfolgt. Sein Gesicht war jetzt blaurot, sein Atem ging schwer.

Fragend sah er die Niedermeiersche an. Sie schüttelte wortlos den Kopf und ging an ihm vorüber. An ihren Röcken zerrte der Wind.

Wegener nickte vor sich hin und sah ihr nach. Wallbaum trat zu ihm.

„Do sall doch dat Donnerwedder inneschloen!“ brüllte er erobst gegen den Sturm an. In seiner Brust wühlte ein Sturm maßloser Leidenschaft. Die getretene Knechtesseele raste endlich empor und wußte nicht, wie sie sich Luft machen sollte. Wegener nickte ihm teilnehmend zu.

„Wunnen hät seu vandage,“ erzählte ihm Wallbaum mit fliegendem Atem. „Oebber de Kerls hät glüik seggt, de Prozeß mößte juste süinen Fortgang hääben. – Et geuht ollens noh Gunsten! – De verflüchten Rackers!“ Beide Fäuste ballte er ingrimmig in der Richtung nach Detmold und schüttelte sie mächtig.

Wegener nickte wieder vor sich hin.

Ein Wirbel von Schneeflocken fegte ihnen durch das Gesicht, daß sie die verklebten Augen schließen mußten.

„Dat öole Dreckwedder!“ wandte sich Wallbaum erhitzt ab. Ein heulender Windstoß riß ihm weitere Ausbrüche vom Munde. Die ganze Natur war mit ihm in gleicher Mißlaune. Er ließ Wegener stehen und stapfte verdrossen seiner Schwägerin nach. „Wunnen hät seu –,“ wiederholte Wegener für sich und nickte dazu.

Dann ging er langsam hinter den beiden her.

## XXIII.

Der Landdrost fühlte sich in hohem Grade chokiert, daß das Gießener Urtheil nicht nach seinen Wünschen ausgefallen war.

„Wie ist doch die Entscheidung dieser hochgelahrten Herren so gar irraisonable gegründet und eingerichtet,“ urtheilte er mit dem überlegenen Spott eines Weltmannes, als er sich von Gottschalk eingehend berichten ließ. „Solches wird ihnen allerseits bei allen rechtschaffenen und ehrlichen Gemüthern zu gar geringer Gloire jederzeit gereichen. Ja, ich hätte mich wahrlich ehender des Todes vermutet. Ist eine Sache, wodurch ehrliche und vornehme Leute an ihre Ehre und Reputation touchieret werden. Daß unsere einfältigen Bauern aus Blödigkeit des Verstandes die Sache nicht besser begreifen, lasset man an seinem Ort. Habe aber nicht das Verlangen, der Kaprice einiger Professoren unsere wohlwogenen Intentionen zu opfern.“

„Kann Euer Gestrengen von Herzensgrunde beipflichten,“ antwortete Gottschalk mit geschmeidigem Lächeln, „privatis enim praeferenda publica.“

„Ist wahrlich mein einzig' Verlangen von Anfang gewesen,“ ließ sich der Landdrost weiter vernehmen, „der Sache Endschaft lieber durch die Güte befördert zu sehen, als sie durch weitläufigen Prozeß auf die Spitze Rechtsens zu treiben. In Betracht allerseits Verdrießlichkeiten! So aber bewirket der Ausgang nichts anders, als schwere Kränkung und Beschimpfung unserer Landesherrschaft und dero hohen Minister. Ein Fall ohnegleichen in Germanien! Deferenze und Respekt vor unsers Landesherrn Hochgräflicher Exzellenz! Auch in einer Bauernbrust soll es nicht anders sein! Und eine beliebige Juristenfakultät erdreistet sich, die Rebellion im Lande zu stärken, als sei sie eine Bagatelle?“

„Ist nichts als eine rebellische, strafbare Halsstarrigkeit!“ bestätigte Gottschalk. „Das merket man wohl! Die Feindseligkeit wird immer größer. Wie kann es auch anders sein? Viele Leute kommen und gießen beständig Öl in das Feuer. Das machet das Weib hart und wird ihr mit Gewalt eingeredet, daß sie in ihrem Trotze verharre. Weil es so lange dauert, wird sie, je länger, je kühner. In summa: es ist wahrlich eine ägyptische Verhärtung, wogegen ein starker Arm und eine mächtige Hand vonnöten sein will.“

Der Landdrost sah den Sprecher kühl an. Hoch trug er das Haupt. Sein Blick wurde fest und unbeugsam. Mit starker Faust umklammerte er wuchtig den Griff seines Schwertes.

„Diese Heirat muß zustande kommen,“ sagte er bestimmt - „sie muß! Herr Rat, ich will es! Übrigens verlasse ich mich auf Eure Dexterität“.

Es war das erste Mal, daß diese beiden Männer sich so nahe rückten, sich so hüllenlos gegenüberstanden. Und der Landdrost war der stärkere und mächtigere. Er war der Herr! Hochmütig richtete er sich auf und blickte den anderen herausfordernd an.

Gottschalk biß sich auf die Lippen und sah starr vor sich hin. Ein Gluthauch siedete in ihm auf. Unheimlich tief wurden seine Augen. In ihm gärte und arbeitete es.

Eine Weile blieb es still zwischen ihnen.

„Euer Gestrengen,“ sagte Gottschalk endlich zögernd und fast ausweichend, „können dero beiwohnenden Äquanimität und hocheleuchtetem Verstande nach ungezweifelt ermessen, wie unmöglich es ist, etwas Ersprießliches auszurichten, solange Leute mit dicken Ohren der Meierschen anhängen.“

„Ihr meint den – Wallbaum?“ forschte der Landdrost.

„Bin in Erfahrung`kommen,“ entgegnete Gottschalk schärfer, „daß eben dieser Mann, als des abgelebten Niedermeiers seligen Bruder, einzig und allein sperret und nicht verstattet noch zugeben will, daß die Heirat ihren Fortgang gewinnen soll.“

„Dem kann abgeholfen werden!“ Ein höhnisches Lächeln flüchtete über des Landdrosten Gesicht und blieb in seinen Mundwinkeln haften. Dazu machte er mit der Hand eine kurze verächtliche Bewegung. „Ist dieser Bauer nicht leibeigen? Bin ich nicht selbst sein Gutsherr? Lebt er nicht von dem meinigen? – Wenn Not da, so soll ich hergeben. Fordere ich etwas wieder, so sind tausend Händel vor. Man lege doch alles dieses auf eine Wagschale, so importieret es nichts gegen das, was man von mir genossen und noch genießet. – Reden sind Reden. Ich weiß alles, wo es herkommt. Man tue, wie man soll, so wird daraus auch, wie es soll. Wer Korn für Arbeit haben will, ist der Boden offen. – Und wer ist's sonst noch? Vernehme auch von einem Einlieger auf der Meierschen Hof. Hetzet der Schelm etwa auch?“

„Superieret meine Wissenschaft, Euer Gestrengen.“

„Ihr sollet nova bald erhalten, mon très honoré ami. Tut inzwischen nur, was vonnöten.“ Der Landdrost dämpfte seine Stimme zu einem Flüstern. „Halte dafür, daß dasmalen rechtzeitig unterbauet und satt-sam sondieret werde. Ist eine Sache, die mit wissenden Leuten muß überlegt werden. Sprechet mit Dreier. Wird schon wissen, wie sich’s am besten schicken will, das Interesse unseres gnädigsten Herrn zu wahren. Besser wäre schon, mit einheimischen Richtern das Urteil zu finden. Wozu fremde Spruchrichter? Wenn man eine gute Sache hat, soll man nicht so weite Ausflüchte suchen. Scheinet nur einem Aufenthalt ähnlicher, als daß man die Sache zu Ende verlange . . . Wie weit soll ein Bauer seine Justiz haben? Ist ja alles unerhöret und ohne Maßen.“

Grollend hatte der Landdrost wieder gesprochen. Gottschalk sah ihm gespannt ins Gesicht. Hinter diesen eisernen Stirnknochen formte sich eine eigene Welt.

Der Landdrost war willens fortzugehen, wandte sich aber noch einmal rasch und herrisch um. Ihn verlangte nach einer Antwort.

„Ich überlasse es Eurer Droiture!“ befahl er mit Nachdruck. „Lasset mich, was vorkommt, bei rechten Zeiten wissen.“

„Will es mit Fleiß in acht nehmen, Euer Gestrengen.“

Wenige Tage später stand Wallbaum vor dem Amtsschreiber Dietrich Schwiermann in seiner Amtsstube in der Burg zu Horn. Was man von ihm wollte, war ihm nicht gesagt worden. Man kannte ihn als einen starrköpfigen Menschen. Er wäre vielleicht ausgeblieben.

„Mir ist von Seiner Wohlgeboren dem Herrn Landdrosten anbefohlen worden,“ eröffnete ihm Schwiermann mit strengster Amtsmiene, „Euch an das Amt fordern zu lassen und Euch anzudeuten, daß Ihre Hochgräfliche Gnaden und Seine Wohlgeboren der Herr Landdrost haben wollten, daß die Heirat des Landsbergers Sohn und der Niedermeierschen zu Brüntrup vor sich gehen soll. Da hochgedachte Herrschaften in Erfahrung kommen, daß Ihr einzig und allein Euch dagegen sperret, muß ich Euch danebenst bei höchster Ungnade und willkürlicher Strafe anbefehlen, daß Ihr in dieser Sache nicht zuwider, noch die geringste Widerwärtigkeit verursacht, Euch davon abtuet, nicht das geringste dazu saget, der Wittibe nicht davon abraten, sondern vielmehr dahinschicken sollet, daß der hohen Landesobrigkeit Eurer Schuldigkeit nach ein Genügen geschehen und widerfahren möchte. Wonach Ihr Euch zu achten wissen werdet.“

Mit zusammengepreßten Lippen hatte Wallbaum zugehört und den Amtsschreiber, während er sprach, nicht angesehen. Ein mächtiger Groll arbeitete in ihm. Als der Amtsschreiber jedoch schwieg, blickte er ihm steif ins Gesicht.

„Was geht den Herrn und den Drosten der Niedermeierschen Hof und Heirat an?“ fuhr er trotzig heraus. „Sie hat meinen Bruder gehabt, des Landsbergers Sohn soll sie nimmermehr haben. Wenn der Herr und der Drost das ihrige kriegen, haben sie an `m Hofe nichts zu sprechen, weniger die Meiersche zur Heirat zu zwingen.“

„Ist doch gnugsam probieret,“ suchte ihm Schwiermann klar zu machen, „daß die hohe Landesherrschaft höchstselbst und dero Premierminister für diese Ehe negoziieret. Denn so ansehnliche Abschickungen an die Meiersche nicht ergangen wären, wen man bei ihr nicht etwas Knack oder Neigung gewußt hätte.“

„Was Knack! was Neigung!“ erboste sich Wallbaum. „Hat sie Euch etwan oder dem Puls oder sonstwem gesaget, daß sie sich dem Landsberger verbindlich gemachet? Hat man sie deshalb nicht freigesprochen? Ist dies eine rechte Art Ehen zu schließen? – Gaukelwerk ist es! . . . Ist denn die Ehe ein Pferdekauf? oder die Eheschließung gleich der Roßtäuscherei? – Dabei ist man solchen betrüglischen Handel wohl gewohnt. Geschieht das alles aus Liebe und Zuneigung zu der Meierschen Person? Oder nicht vorab aus Begierde zu ihrem Hof? Man sieht längstens, worauf jene gekawelt! Sie weiß dem Herrn Amtsschreiber schlechten Dank, da es so gemeinet gewesen.“

„Was Ihr da vor Euch hinschwätzet, Wallbaum,“ entgegnete der Amtsschreiber mit Würde, „ich will's nicht vernommen haben. Wie wolleth Ihr auch Eurem eingeschränkten Verstande nach der Herren hochweise publike Affären penetrieren? – Den klaren Befehl aber Illustissimi Hochgräflichen Gnaden und Seiner Wohlgeboren des Herrn Landdrosten habt Ihr itzt zu respektieren – Darnach habt Ihr Euch ein für allemal zu richten! – Die vorgenommene Heirat soll vollzogen werden, maßen die Herren Konsistorialen die Meiersche für schuldig und überführt halten! Das Weitere interessieret Euch nicht!“

„Ob deu Herens in Deppelt seu för schöllig haulen – –,“ Wallbaum sprach es nicht aus, was er meinte, sondern machte mit seinen Fingern nur eine schnappende Bewegung. „Sie ist freigesprochen!“

„Doch das Konsistorium erlaubt es nicht!“ erwiderte Schwiermann und riß die Augen auf. Die Locken seiner Perücke gerieten in eine heftige Bewegung, daß er sie über die Schultern zurückwerfen mußte.

„Soll wohl zu des Landsbergers Willen genötigt werden?“

„Das Konsistorium erlaubt es nicht!“

„Und ich sage Euch,“ schrie ihn Wallbaum an, „der Herr und der Drost und das ganze Konsistorium haben auf 'r Meierschen Hof nichts zu befehlen! – Ist annoch Recht im Lande? – He?“

Ingrimmig sprang Schwiermann von seinem Amtssessel auf, daß dieser zurückflog. Ein wilder Ärger packte ihn.

„Diese hochstrafbare Antwort kostet Euch den Kragen!“ ereiferte sich auch er und tippte dabei mit der Spitze seines Zeigefingers auf ein aufgeschlagenes Buch. „Ihr seid ein grober Kerl! – ein – ein Rebell – – ein suspektes Subjekt!“

„Eck sin Wallbaum van'n Wallhof teo Brüntrup!“ entgegnete dieser uneingeschüchtert und trommelte auf die Tischplatte, daß des Amtsschreibers Schreibwerk durcheinander geriet und selbst einige Tintentropfen umherspritzten. „Eck will dösse Fruiggeruigge nicht! – eck! – eck! – Wallbaum!“

Mit einem entschlossenen Ruck setzte er sich seine Kappe, die zu Boden gefallen war, auf den Kopf und trat noch einmal dicht an Schwiermann heran, um ihm steif in das Gesicht zu sehen. Dann ging er davon.

Sprachlos blickte ihm der Amtsschreiber nach.

Krebsrot war er in seiner Wut geworden. Das Gespräch ging ihm durch den Kopf, und wie er die einzelnen Worte wieder hörte, kamm es ihm zum Bewußtsein, daß er sich wohl vergessen, seine Amtswürde nicht genügend gewahrt hatte. Das ärgerte ihn jetzt. Er eilte an das Fenster und riß es auf, um Wallbaum zurückzurufen. Das ging nicht mehr. Der Mann war die Gasse schon hinabgeschritten und bog eben um die Ecke.

Wie er dahinschritt . . . breit, fest und klobig . . . Ein Bauer!

War er nicht fortgegangen wie ein Sieger? – Und er hatte ihn gehen lassen? – War das nach dem Sinn des wohlgebornen Herrn Landdrosten?

Schwiermann kehrte übler Laune an seinen Tisch zurück. Der Sand knirschte unter seinen Füßen. In seinem Sessel zurückgelehnt, grübelte er vor sich hin und schlug sich schließlich ärgerlich auf das Knie. Dann

ergriff er einen Gänsekiel und schrieb dem Landdrosten hastig das Ergebnis seiner Verhandlung, ehrerbietig zwar, wie ihm der Kuralstil geläufig war, aber scharf in der Wiedergabe der Wallbaumschen Redensarten. „Und ist derselbe,“ so schloß er überzeugt, „einzig und allein dem Verlaut nach an dieser Sache wohl die meiste Ursache, daß es so langwierig zugehet.“

Als er seinen Bericht, den er mit Befriedigung wieder und wieder überlas, schließen wollte, bemerkte er, daß die Rückseite des Bogens in den Tintenflecken gebadet war, die ihm Wallbaum verspritzt hatte. Ein Fluch kam über seine Lippen und unwillkürlich sah er nach der Türe, die Wallbaum hinter sich zugeworfen hatte. In seinem Unmut zerknüllte und zerriß er das Papier und warf es beiseite. Es blieb ihm nichts anders übrig, als die Seiten neu zu schreiben. Er tat es sofort. Wallbaum aber durfte sich nicht wundern, wenn dieser zweite Bericht noch verschärfter in einzelnen Ausdrücken ausfiel. Es war eine Kette von Majestätsbeleidigungen, die er auf sein Gewissen geladen hatte.

Es dauerte eine Weile, ehe sich Schwiermann beruhigt hatte, und wer an diesem Tage mit ihm zu tun hatte, kam nicht gerade glimpflich davon.

Der Landdrost lachte schallend auf, als er den Bericht durchlas, und hatte eine vergnügte Stunde. Nicht vergebens hatte er Wallbaum reizen lassen. Plump war der Bauer in seine Falle geraten. Ganz wie ein Stier war er sinnlos auf den vorgehaltenen Lappen gestürzt.

Wallbaum wurde am geistlichen Gericht vernommen und zu zwanzig Goldgulden verurteilt.

Grimmig fluchend zahlte er seine reichlich bemessene Strafe. Aber gedemütigt hatte man ihn nicht. Alle Ermahnungen und Drohungen des Richters, Frieden zu halten, hatte er mit verbissenem Gesichtsausdruck an sich abgleiten lassen. Wie der Wind den Herdrauch zerfetzt, so achtete er sie.

„Wird man doch noch reden können?“ schalt er. „Was braucht mich der Schelm zu fragen? – Das Konsistorium erlaubt es nicht! – Was heißt das? – Ich sag’s wiederum: auf ‘r Meiererschen Hof hat niemand nichts zu befehlen! Sie soll ihr Brotmesser oben im Schrank behalten!“

Eines Tages trat auf seinem Hofe Barthold Brackhahn, des Landdrosten langjähriger, vertrauter Diener, auf Wallbaum zu. Dieser runzelte die Stirn. Niemand hatte gern mit dem Menschen zu tun. Man haßte ihn allgemein, weil man ihm nachsagte, daß er die Gutsleibeigenen zum Vorteil seines Herrn bis aufs Blut zu quälen und zu schinden verstand. Besser noch als sein eigener Herr. Im Volksmunde hieß man ihn den „hölzernen Schreiber“, da er ein Stelzbein trug. Nichtsdestoweniger hatte er einen Ehebruch auf dem Gewissen, über den man öffentlich sprach. So lange sein Herr lebte, wagte sich freilich die Gerechtigkeit nicht an ihn. Dann wurde er deshalb aber doch angetastet und abgestraft.

Mißtrauisch sah ihm Wallbaum entgegen und verwünschte ihn zu allen Teufeln. Brackhahn humpelte heran und machte Wallbaum bekannt, daß er am nächsten Tage auf dem Gutshofe einen Handdienst oder, wie man damals sagte, eine Burgfeste verrichten müßte.

Wallbaum blickte ihn erstaunt an.

„Burgfeste? . . . wieso Burgfeste?“ fragte er zweifelnd, ob er recht gehört hätte.

„Der gnädige Herr hat's befohlen.“

„Da nehm' ich mir nichts von an! . . . Hab' mein Lebtag dem Droste kein Burgfestdienst zu leisten.“

In unsern Hausbüchern steht's verschrieben, daß dein Hof Handdienste trägt.“

„Da bist Schelm genug zu! – Dem Droste kommen vom Wallhof alljährlich 52 Spanndienste zu, dazu Kornabgaben. Mehr nimmermehr!“

„Erweise es.“

„Bin dessen Wissens.“

„Ich hab' nicht mir dir zu rechten. Der gnädige Herr befiehlt dir, daß du kommst.“

„Ich komme nicht!“

„Also morgen früh um Glocke sechs.“

„Ich komme nicht!“

Brackhahn war bereits fortgegangen und kümmerte sich um Wallbaums Wut nicht.

Die Saatzeit hatte begonnen, der Landmann hatte alle Hände voll zu tun, um die Bestellung vorzubereiten.

Wallbaum pflügte am nächsten Tage unbekümmert auf seinem Felde. Seine Knechte waren in der Nähe.

Gegen Mittag erschien Brackhahn in Begleitung des Bauerrichters.

„Der gnädige Herr hat es übel vermerkt,“ sagte Brackhahn, „daß du dich des schuldigen Dienstes vandage enthalft hast.“

„Sein`Sach,“ versetzte Wallbaum grob und rief seinen Pferden zu, daß sie sich fester in die Sielen legten. Der Pflug wühlte sich durch das fette Erdreich.

Es machte dem unglückseligen Brackhahn Mühe, über die Kluten fortzuhumpeln. Bei jedem Schritt drank sein hölzernes Bein in die weiche, lehmige Erdmasse tief ein und klebte im Boden. Er fluchte bei allen Teufeln und bösen Geistern und hatte Schmerzen.

„Hast hier nichts zu suchen,“ rief ihm Wallbaum zu, ohne sich nach ihm umzuschauen. „Konntest auf `m Wege bleiben – Scher dich heraus!“

Statt des Schreibers ergriff jetzt der Bauerrichter das Wort, indem er mit einem Ruck die Pferde am Zügel festhielt und zum Stehen zwang. Unwillig blickte ihm Wallbaum ins Gesicht und riß an den Riemen. Die Faust griff fester um den Peitschenstiel.

„Warum bistu vandage nicht` kommen?“ fragte der Bauerrichter streng.

„Hab´ ich dir Red´ und Antwort zu stehen? Was geht´s dich an?“

„Der Herr Landdrost hat´s mir aufgetragen, dich zu fragen, und ich will Antwort haben.“

„Hab´ kein Burgfest zu leisten. – Laß die Pferde los! – Hüh!“

Wallbaum zerrte wieder an den Zügeln und schlug knallend auf die Tiere ein, daß sie unruhig zur Seite trugen. Der Bauerrichter gab sie jedoch nicht frei.

„Du hältst, bis ich mit dir fertig bin,“ sagte er.

„Du bist auf meinem Acker!“ drohte Wallbaum.

Der Bauerrichter tat, als hätte er nichts gehört. Er krampfte seine Hand in die Mähne des ihm zunächst stehenden Gauls und betrachtete prüfend Kruppe und Fesseln.

„`n schön´ Tier, – wohl Sennerblut,“ sagte er schmunzelnd. „Wär´ schade, wenn man es dir pfänden müßte.“

„Pfänden? –“ fuhr Wallbaum auf.

„Vermeine auch, wirst schon Vernunft annehmen. Dein törichtes Vorhaben führt zu nichts. Der Herr will noch einmal Gnade walten lassen, wenn du abbittest und morgen zur Arbeit kommst.“

„Ich komme nicht! Kann an meiner eigenen Ackerarbeit nicht verhindert werden. Ist wider die allgemeine Gewohnheit dieser Grafschaft und das Herkommen meines Hof.“

„Der Herr befiehlt dir bei unnachsichtiger und willkürlicher Strafe abermals, morgen dich zum Dienst zu stellen.“

„Mag kommen, wer will – ich niemals! – Gib die Pferde frei.“

Wallbaum trieb sie mit Zügel und Peitsche so energisch an, daß sie bäumten und der Bauerrichter, um nicht geschlagen zu werden, zurücktreten mußte. Wallbaum spuckte in die Hände und schob den Pflugsterz kräftig vorwärts.

Der Bauerrichter sah ihm nach, ärgerlich und doch äußerlich ruhig.

„Ist das dein letztes Wort?“ fragte er.

„Red' nicht viel!“ rief ihm Wallbaum zurück. Kaum daß er noch hörte.

Er pflügte die Furche zu Ende und kam langsam mit Hüh! und Ah hier! zurück. Die beiden Männer standen noch an ihrem Flecke und verhandelten lebhaft miteinander. Der Schreiber machte grimmige Handbewegungen. Sie verstummten jedoch, als Wallbaum näher kam. Ungeduldig sah er von einem zum andern.

„Was wollt ihr? – Habt hier nichts zu suchen!“

Die beiden Männer gingen auf das Dorf zu.

Nach kurzer Zeit kam Wallbaums Magd schreiend und kreischend über das Feld gelaufen und erzählte atemlos, daß ihr soeben eine Kuh trotz ihres Widerstandes fortgeführt sei. Zwei Männer wären in den Stall gekommen, wären im Gange prüfend hin und her gegangen und hätten dann das beste Stück abgekalfert.

Mit einem Fluch warf Wallbaum seinen Pferden die Zügel über den Rücken und rannte mit langen Schritten auf seinen Hof. Die Peitsche hatte er mitgenommen.

Der Bauerrichter und Brackhahn waren schon fort.

Auf der Landstraße holte er sie ein. Die gepfändete Kuh zogen sie hinter sich her. Schon von weitem rief er ihnen zu, keiner kehrte sich um.

Endlich war er bei ihnen.

„Die Kuh her!“ brüllte er sie an. „Das bei offnem Tage? – Räubergerindel!“

„Wallbaum – halt dein Maul!“ schrie auch der Bauerrichter drohend. „Weißt wohl, wer vor dir steht!“

„Die Kuh her!“

Wallbaum stürzte sich auf den Strick und wollte mit dem Peitschenstiel auf des Bauerrichters Hände losschlagen. Ehe er sich's aber versah, hatte ihm Brackhahn die Peitsche hinterrücks entrissen und auch der Bauerrichter stieß ihn derb vor die Brust. Keuchend und sinnlos taumelte Wallbaum zurück. Der Schaum trat ihm vor dem Mund.

„Elender Schächer!“ rief ihm der Bauerrichter zu und ballte die Faust. „Wirst schon anders küren, wenn du deinen Dickkopf erst durch'n Block zwängst. Soll doch ein verdammt unbequemer Kragen sein. Die Kuh kannst dir morgen vom Gut holen. Sie ist gepfändet. Sieh zu, daß du keinen andern Schaden leidest.“

Die beiden Männer gingen weiter – und Wallbaum ließ sie ungehindert gehen. Mit seinem Widerstande war er am Ende. Er konnte plötzlich kein Glied rühren. Müde und zerbrochen setzte er sich auf einen Stein, der am Rande des Weges lag, und schaute seiner schönen Kuh nach. Sie brüllte leise vor sich hin und zerrte an dem Strick. Dann schlug sie Brackhahn mit der Peitsche, die er behalten hatte, und trieb sie fluchend vorwärts, daß sie mit ihren Hörnern den Bauerrichter stieß. Es schnitt Wallbaum tief in die Seele. Er biß sich die Lippen wund und fühlte, wie es ihm naß über das Gesicht rann. – Tränen? – Da schleppte er sich auf seinen Hof, in seine Kammer und riegelte sich ein.

An diesem Tage sah ihn niemand mehr.

Früh am folgenden Morgen nahm er seine Arbeit auf und pflügte mit seinen Knechten, wie er's gewohnt war. Was in ihm arbeitete, konnte kaum einer merken. Er hatte wohl hier und dort ein hartes Wort, wenn man nicht nach seinem Sinne schaffte. Zu seine Pferden aber blieb er gleichmäßig ruhig.

Das Wetter war trübe, es fesselte unangenehm.

Zur Frühstückszeit kam über das Feld abermals der Bauerrichter und hinter ihm vier gräfliche Schloßsoldaten. Einer von ihnen trug eiserne Ketten mit Hand- und Fußschellen. Sie klapperten bei jedem Schritt, schrill und mißtönend. Nichts Gutes ahnend sah ihnen Wallbaum entgegen, doch pflügte er weiter. Die Furche, die er begonnen, wich um keinen Grad zur Seite, gleichmäßig türmten sich rechts und links die massigen Schollen auf. Seine Hände aber begannen zu beben, daß die Pferde unter den Zügeln die Köpfe hoben, die Ohren spitzten und unruhig traten.

Zwei Soldaten rissen sie zurück und hielten sie fest.

„Was wollt Ihr da?“ fuhr sie Wallbaum an.

Der Bauerrichter legte die Hand auf seine Schultern und bedeutete ihm: „Maßen du auch heute dich widerspenstig bezeigest und dich deines schuldigen Dienstes gänzlich weigern willst, hat seine Gestrengen der Herr Landdrost befohlen, dich itzo schließen zu lassen und dich ihm gewaltsam vorzuführen.“

Auf einen Wink des Bauerrichters näherten sich die Soldaten, um Wallbaum die Ketten anzulegen.

Wie ein Tier brüllte dieser auf. Den Kopf eingezogen, warf er sich mit geballten Fäusten auf den Bauerrichter.

Es war ein kurzes Unterfangen.

Mit der flachen Degenklinge hieb ihm ein Soldat über den Kopf, daß er betäubt in die Knie brach. In der nächsten Sekunde hatte man ihn an Händen und Füßen geschlossen.

Dann schlug einer ihm derb in das Genick und stieß ihn vorwärts über das Feld nach der Landstraße hin.

Von seinem Pfluge fort!

Der Bauerrichter ging zu den Knechten, die am Rande des Feldes unter einem Busche ihr Frühstücksbrot verzehrten. Sie hatten erstaunt dem Auftritt zugeschaut und waren in der kurzen Zeit, während sich alles abspielte, nicht zur Überlegung gekommen, was sie tun sollten. Der Bauerrichter erzählte ihnen, daß ihr Brotherr wegen Ungehorsams gegen seinen Gutsherrn in Strafe genommen sei, vanabend aber wieder zu Hause sein werde. Dann ging er den Soldaten nach.

Wallbaum schleppte seine Ketten und ließ sich vorwärts stoßen. Ihn schmerzte der Kopf, die Soldatenfaust hatte kräftiger zugeschlagen, als es nötig gewesen war. Der Nebel war ihm durch die Kleider gedrunken, daß es ihn zu frösteln begann. Es war ein trostloser Gang.

Auf dem Gutshofe nahm man ihm die Ketten ab. Der Hofmeister gab ihm einen Strauchbesen in die Hand und hieß ihn barsch, den Platz vor dem Hause zu kehren und sauber zu machen. Noch lag das verwesende Laub vom vergangenen Herbst faul riechend und unordentlich unter den breitästigen Stämmen.

Die Soldaten hielten sich in der Nähe auf und gingen zuweilen vorüber. Auch hatte man das Tor gesperrt, so daß ein Entweichen unmöglich war. Wallbaum dachte nicht daran, er hatte nur einen Gedanken, nur eine wahnsinnige Überlegung. Wäre in diesen Stunden der Landdrost an ihm vorüber gekommen, er hätte ihn ohne Besinnen er-

würgt. Der aber war in seinem Kabinett und schaute von Zeit zu Zeit durch das Fenster ihm zu und war befriedigt.

Er war befriedigt.

Ob man ihn haßte, ob man ihm fluchte, ihn focht's nicht an. Er war der Herr.

Seine Stunde war noch nicht gekommen.

Als Wallbaum mit seiner Arbeit fertig war, ließ man ihn Holz hauen und zerkleinern und es vor die Gemächer bringen. Einige Knechte halfen ihm dabei und wiesen ihm den Weg in den Gängen des Schlosses. Er begegnete niemand, obwohl er verstohlen ausschaute. Als einmal im Hintergrunde eine Türe geöffnet wurde, bog er sich rückwärts und das Holzscheit bebte in seiner Faust. Es war aber nur eine Magd, die heraustrat.

Damit wurde es Feierabend und Wallbaum durfte heimgehen. Man gab ihm ein Stück Brot und eine Scheibe Speck, wie es andere Tagelöhner auch bekamen. Er warf beides in den Schmutz und kehrte sich ab.

Seine Kuh wollte er mitnehmen und ging zum Stall. Der Hofmeister, der ihn nicht aus den Augen gelassen hatte, trat ihm in den Weg und stellte sich breit vor die Türe.

„Haste das Pfandgeld mit?“ fragte er ihn.

Vergebens kramte Wallbaum in seinen Taschen, er trug kein Geld bei sich. Verbissen schlich er davon.

Der steife Nacken war gebeugt.

„Sollte er jetzt klagen? . . . und wo? . . . und würde er recht bekommen? – – Aussichtsloses Beginnen!

Eine Zeitlang kümmerte sich der Landdrost nicht um ihn. Anscheinend wenigstens. Dann sagte ihm der Bauerrichter wieder einen Dienst an und fand ihn wider Vermuten weniger hartköpfig. Wohl verwahrte er sich gegen die aufgezwungene Last, die weder seine Vorfahren, noch er selbst je übernommen hätten, er wollte aber seinen eigenen Leuten kein übles Beispiel geben, um sie nicht aufsässig zu machen. Wieder waren es geringe Handlanger- und Tagelöhnerarbeiten, die man ihm zumutete. Tagelang fraß in ihm die Schmach, als er einmal den Knick im Essenberge stiefeln mußte, während sein eigener Knecht mit seinem eigenen stattlichen Gespann von vier Pferden in der Nähe den herkömmlichen Spanndienst verrichtete. Er mußte den Knecht bald darauf ablohnen, weil er sich im Dorf ungebührliche Redensarten über ihn hatte zuschulden kommen lassen.

Bald merkte Wallbaum, daß er zumeist gerade an den Tagen zur Burgfeste befohlen wurde, an denen die Niedermeierin in Detmold Termin am geistlichen Gericht hatte. Nun durchschaute er erst die ganze Bosheit seines Gegners.

Eines Nachts, die zwölfte Stunde war schon vorüber, schlug man wiederholt und hart an seine Tür. Es dauerte eine Weile, ehe Wallbaum erwachte und verschlafen am glimmenden Herdfeuer einen Kienspan entzündete. Als er öffnete, beleuchtete er im Dunkel den Bauerrichter und neben ihm ein Pferd, dessen Flanken flogen. Fast riß ihm der Wind den Flügel aus der Hand und erstickte die kärgliche Flamme.

Das schwellende Frühjahrswasser hatte den Mühlenstau zertrümmert. Der Landdrost wünschte, daß auch Wallbaum zu der Rettungsarbeit herbeigeholt würde. Der Bauerrichter sprach nicht befehlend, wie er es in früheren Tagen wohl getan hatte, aber dringend war er doch. Der scharfe Ritt hatte ihn erregt und erhitzt und er bat, etwas eintreten zu dürfen.

Einen Augenblick meinte Wallbaum, daß er ihm die Tür vor der Nase zuschlagen und verriegeln müßte. Schon schob er sie ein wenig zurück. Nachher besann er sich, daß in den nächsten Tagen manche Familie vielleicht kein Brot hatte, wenn er ausblieb. In einem Notstande hätte er keinem Nachbarn seine Hilfe versagt.

„Soll wohl sein, komm näher,“ brummte er und ließ die Tür offen. Der Bauerrichter trat auf die Diele und zog seinen schweißigen, zitternden Gaul nach sich. Der begann bald an einem Strohhaufen herumzuschnuppern. Wallbaum ging in seine Kammer, um sich wärmere Kleidung anzuziehen. Dann sattelte er sich ein Pferd und war nach wenigen Minuten fertig.

Es war eine gewaltige, grausige Nacht, in welche die Männer hinausritten. Wie eine schwarze Wand stand das Dunel vor ihnen. Kaum schrittweise war der Weg zu erkennen. In wirbelnden Stößen wälzte sich der Sturm um sie und zerzte die ächzenden Bäume am Rande der Landstraße mit herrischer Faust bis auf den Boden, daß die Pferde scheuten. Heulend raste es durch die Lüfte, ein wildes Heer nächtlicher Unholde. Regen und Schnee klatschten den Männern in das Gesicht und durchweichten ihre Kleider. Augen und Mund mußten sie schließen und den Kopf einziehen, um vorwärts zu dringen. Ob auch der Schweiß ihnen auf die Stirn trat, wehte es eiskalt um sie.

Meist im Galopp flogen die Reiter dahin.

Weithin schimmerte ihnen glutrot dunstiger Fackelschein entgegen, als brannte ein Gehöft. Der Wind zerfetzte die schwelenden Flammen, daß es bisweilen aufhellte, als schlug ein Blitz ein. An dem Mühlengraben arbeiteten ungezählte Hände. Man schlug die locker gewordenen Planken am Stau fest, – man stakte die abtreibenden Eisschollen fort, – man riß sie aufs Land. Mancheiner stand in dem wildgewordenen Strudel und schaffte übermenschlich mit Händen und Füßen. Aber immer wieder krachte es und dann splitterte das Holzwerk. Man rief einander zu, aber der Sturm riß die Worte vom Munde. Man schrie sich heiser – fluchte – heulte – –

Wallbaum brachte seinen Gaul in einen Schuppen und stand bald mit Beil und Nägeln in dem eisigen Wasser und hämmerte und pflockte. Um ihn rauschte und siedete es, es war ein Höllenslärm. Die Schollen trafen ihn unsanft in die Knie, bis er sie mit den Füßen fortstoßen konnte. Dicke Weidenbäume wurden entwurzelt und schlugen krachend quer über den Graben, daß das Wasser hoch aufspritzte. Dann staute sich die Flut, kroch ratlos hin und her, und fraß ärgerlich an dem Ufer, bis sie in ungebändigter Gewalt über das Hindernis fortstürmte, wie eine Meute Hunde bellend und keuchend über eine Hecke setzt. Es schien, als ob eine Riesenfaust alles durcheinander drängte.

Einen Verletzten, den man noch gerade vor dem Ertrinken rettete, schleppte man fort. Er wimmerte und schrie, daß es den Männern trocken auf der Zunge wurde. Der Sturm raste fort, die Flut schwoll unaufhaltsam.

Mit übermenschlicher Kraft stemmte sich ihr Wallbaum entgegen.

Da bemerkte er den Landdrost in der Nähe. Einen Augenblick erlahmte seine Kraft. Rachedgedanken machten ihn schwindelig. Ihm wurde ganz wirr. Hochauf schwang er sein Beil.

War es jetzt Zeit?

Der Landdrost schob eine ungeschickte Hand beiseite und sprang selbst in das Wasser.

Wallbaum riß die Augen auf . . . weit und forschend.

Nein! – für seine Abrechnung war es keine Zeit!

Düster kehrte er sich ab und kümmerte sich nicht weiter um seinen Gutsherrn.

Dessen Stimme klang stahlhart durch das nächtliche Dunkel.

Die Stunden vergingen. Im Osten wurde es fahl. Die schweren Regengüsse hatten allmählich nachgelassen und der Sturm heulte noch in

vereinzelt Stößen über die Flur. Aber unerträglich wurde die Kälte. Den Männern erklammten die Hände, daß sie ihr Werkzeug kaum noch meistern konnten.

Der Mühlenstau war geborgen.

Wallbaum zog seinen Gaul aus dem Schuppen und schwang sich in den Sattel. Wie schwer ihm das wurde. Wie wohl es ihm tat, ein wenig sitzen zu können.

Wieviel Stunden mochte er gearbeitet haben? – – Und war das wieder eine Burgfeste?

Er ließ das Tier traben, wie es wollte, kaum daß er den Zügel festhielt. Wie ekelhaft ihm das nasse Zeug auf seinen Beinen klebte, wie schmerzhaft es auf seiner Brust scheuerte. Wie ein Brett so hart fühlte sein Wams sich an. Der Filz auf dem Kopfe voll Wasser und Schweiß lastete wie Blei. Wallbaum machte sich krumm und kroch in sich zusammen, um sich zu erwärmen, und fror doch, daß ihm die Zähne klapperten. Den Atem hielt er an, um die kalte Luft nicht einzuziehen. Er umklammerte den Hals seines Pferdes und konnte nicht warm werden.

Ob er abspringen und eine Weile nebenher laufen sollte? Es war wohl schon das Beste. Aber wie hinabkommen? Merkwürdig, wie ihn die Schläfrigkeit übermannte, und wirklich schwanden ihm die Sinne, kurz und kraftlos, bis der Gaul stolperte und er ihn fluchend aufriß.

War er noch immer nicht auf seinem Hofe? Die Häuser da vor ihm waren wohl erst Reelkirchen?

Schläfrig trabte der Gaul weiter. Zuweilen klinkte ein Eisen.

Wieder nickte er ein und sein Kopf sank schwer und willenlos auf die Brust. Er meinte wieder im Wasser zu stehen. Es ging ihm aufrauschend bis an die Brust und gurgelte lehmig und stinkend um ihn. Nachtdunkel war es und hohl brauste der Wind durch das Weidengezweig und wälzte sich auf ihn. Und siehe, da schaukelte um ihn in rasender Eile auf einer winzigen Eisscholle der Landdrost und war anzuschauen wie ein spannenhoher Kobold. Mit untergeschlagenen Füßen hockte er gravitatisch auf seiner Scholle und wirbelte wie ein Kreisel um sich selbst und im Bogen um Wallbaum, und wenn er in dessen Nähe kam, foppte er ihn mit einem feinen, gellenden Stimmchen und spritzte ihm das lehmige, stinkende Wasser ins Gesicht. Wallbaum schlug nach ihm und faßte nach ihm und sprang herum wie ein Verrückter, hierhin und dorhin, und konnte ihn doch nirgends greifen und konnte ihn nirgends sehen. Tiefer und tiefer plantschte er in den Strudel. Die Flut

stieg ihm schon bis an die Kehle . . . bis an den Mund – – Das nasse Zeug schmeckte lehmig und stank. Da fuhr der Kobold auf seiner Eischolle haarscharf an ihm vorüber, kicherte mit funkelnden Augen und lachte und spritzte ihn wieder. Und rings umher standen viele Männer, alle bis an die Brust im Wasser, schwangen Fackeln in den Händen und lachten . . . und lachten . . . Es war das alles ja so lustig, so verzweifelt lustig. Wallbaum rang . . . rang gegen das Ertrinken. In seinen Ohren raste das Blut . . . seine Kehle würgte . . . Er hörte, wie er schrie, unmenschlich, brüllend, verblödet – – –

In gräßlicher Angst riß er die Augen auf. Rief ihn da nicht jemand? Es klang wie ein Lachen!

Der gleichmäßige Hufschlag seines Pferdes hallte dumpf an Mauern wieder. Verstört blickte Wallbaum um sich. Kam er denn heute nicht vom Fleck? Waren das immer noch die Gehöfte von Reelkirchen?

Welch eine verrückte Nacht!

Bitter lag es ihm auf der Zunge, als wäre es lehmiges, stinkendes Wasser. Er spuckte aus und ließ seinen Gaul schneller traben. Hier und da meldeten Hähne schon den Tag an. Irgendwo wurde ein Tor geöffnet und Leute gingen zur Arbeit auf das Feld, schläfrig und maulfaul.

Als Wallbaum vor seinem Pferdestall abgestiegen war, schwankte er wie ein Betrunkener und mußte sich am Sattel festhalten. Die Knie knickten ihm ein. Die Glieder waren ihm steif, bleiern schwer und unlustig. Kaum hatte er die Kraft, das Tier in den Stall zu führen. Dort befahl er einem Knecht, es tüchtig mit Stroh abzureiben.

Wie tonlos seine Stimme war, wie grabestief. Er entsetzte sich.

Auf dem Hofe blieb er stehen, sah sich ratlos um und überlegte, was er jetzt tun sollte. Warum konnte er heute so schwer denken? Ob das Gesinde schon auf dem Felde war?

Er wollte auch auf das Feld, ging dann aber in seine Kammer und setzte sich schwerfällig auf einen Stuhl. Eine geraume Weile blieb er so in sich versunken, dachte an nichts und atmete schwer, bis ihn sein nasses Wams drückte. Als er es abriß, schmerzte es ihm im ganzen Körper, aber er hätte nicht zu sagen gewußt, wo es eigentlich war. Vergeblich zerrte er an den übrigen Kleidern, sie schienen am Körper zu kleben. So wie er war, warf er sich über sein Bett, riß etwas an sich, um sich notdürftig zu bedecken, und fiel sofort in einen schweren Schlaf.

Als er nach Stunden erwachte, war es hell in der Kammer. Die Sonne schien freundlich hinein, ab und zu jagte eine Wolke vorüber, ver-

weilte aber nicht. In ihren Strahlen, die sich in den Fensterrahmen brachen, spielten Stäubchen heimelig und licht und drängten sich bis vor Wallbaums Bett, als schlugen sie eine Brücke für seine Seele, die nach dem Himmel begehrte. Auf der Diele klapperte man am Herde und sprach lebhaft. Eine Henne gluckte vernehmlich.

Wallbaum wollte aufspringen. Wie er aber den Rücken hob, durchbohrten seine Brust so rasende Stiche, daß sich ihm der Atem versetzte. Schweiß trat auf seine Stirn. Er konnte kaum die Arme heben. Kraftlos sank er in die Kissen zurück, die alle feucht und klebrig und verschmutzt waren. Wie wild biß er die Zähne zusammen und begann unter seinen Schmerzen zu wimmern, wie ein armseliges, hilfloses Kind. Endlich konnte er schreien, es war wie ein verzweifertes Stöhnen.

Und dann schwand ihm das Bewußtsein.

Tagelang wußte er nichts mehr von sich.

Das Fieber raste durch sein Blut, daß man ihn auf seinem Lager kaum festhalten konnte. Und dann schrie er, daß es durch das Haus gellte, und rang mit dem Drostens – und war immer am Ertrinken – – –

Hätte ihn sein Herrgott in jenen Stunden zu sich gerufen!

Schlimmer war es, als er eines Tages erwachte und fühlte, wie es um ihn stand. Da wälzte er sich nach der Wand hin, wühlte sein fieberheißes Gesicht in die Kissen und weinte – weinte – –

Er merkte, daß jemand in seine Kammer trat und sich über ihn beugte. Da fragte er leise und verhalten, wo denn seine Blutsfreunde waren, der Hövener, der Sprute und der Wördehans und die Meiersche, seines lieben Bruders Frau.

Sie war es selbst, aber er erkannte sie nicht.

Sie kamen, wie er es gewünscht hatte, der Hövener aus Wörden, der Sprute aus Mosebeck und Wördehans von Hagendonop und setzten sich vor sein Bett. Und an seinem Kopfende saß die Niedermeierin, nach ihrer Art steif und mit untergeschlagenen Armen. Alle schauten vor sich hin, verbittert und mutlos, und niemand sprach ein Wort. Wie in einem Sarge lastete die Stille in der engen und niedrigen Kammer. Die Luft war verbraucht, stickig und ungesund, aber niemand dachte daran, ein Fenster zu öffnen. Die Knechte und Mägde arbeiteten auf dem Felde. In dem ganzen Hause regte sich nichts.

Vor dem Fenster leuchtete die Sonne weich und breit und warf durchsichtige Schatten. Ein grüner Hauch umspann die Bäume, zart wie

Mädchenhaar. Und in ihren Zweigen zwitscherten die erwachten Frühlingssänger ein köstlich Lied vom Leben und Blühen.

Mit glasigen Augen blickte Wallbaum von einem zum andern, lange, stumm, suchend.

„Wo bistu, Anna Marlein?“ hauchte er.

Steif stellte sich die Niedermeierin zu ihm und legte ihre kalte Hand auf seine Stirn. Aber sie sagte nichts. Ihre Augen blieben trocken.

„Helft ihr!“ schrie der Kranke plötzlich wie in Todesnot. „Sie soll nicht in das Wasser – – –“

Wie rasend wehrte sich der knorrige Körper gegen den Tod.

Noch in derselben Nacht starb Wallbaum.

## XXV.

Wenige Tage nach der Verkündigung des Gießeners Urteils hatte sich die Niedermeierin nach Lemgo aufgemacht, um mit ihrem Advokaten Dr. Sprute in vertrauter Weise Rats zu pflegen. Wie erschrak sie aber, als ihr die Magd mit rotumränderten, dickverweinten Augen die Türe öffnete. Auf leisen Sohlen schlich man im Hause umher. Der lebensstarke Herr war plötzlich siech und todesmatt. Ratlos in ihrem Schmerz umstanden seine Frau und drei blühende Kinder sein Lager. Der befreundete Arzt wich kaum noch von ihrer Seite. Aber die Stunden des Kranken waren gezählt. Er verschied in reifsten Mannesalter.

Als die Glocken von St. Nikolai ihm zur letzten Ruhe läuteten, gab ihm Anna Magdalena in ihrer fassungslosen Bekümmernis mehr als ihre Tränen in das Grab. Er war ihr ein selbstloser Freund gewesen, der ihre Not mit ruhiger Festigkeit verteidigt hatte.

Was sollte sie nun beginnen?

Da traf sie mit dem jungen Wördehans und Sprute zusammen und bat sie, einmal nach einem guten Advokaten herumzuhören.

„Wüßte schon einen, der dir passen würde,“ meinte Wördehans nachsinnend. Anna Magdalena sah ihn neugierig an.

Solltest einmal mit dem Hofrat Theopold in Brake sprechen. Soll'n guten Advokat sein und ist 'n umgänglichen Mann.“

Sprute, der mit dem Hofrat selbst zu tun gehabt hatte und für seine Unterstützung stets dankbar gewesen war, bestätigte es und nickte seinem Schwager eifrig zu.

„Hätte wohl ehender auch an ihn gedacht. Wirst gut fahren, Anna Marlein, wenn du dich ihm vertraust.“ Und dann erzählte er ein wenig schleppend und nachdenklich: „Hab als kleiner Bub noch seinen Vater gekannt, den alten Superintendenten in Blomberg. War alleweil ‘n hitzigen Herr, maßen er sich und sein Predigtamt nimmer verachten ließ. Einmal hatte sein Schwager, der Ernst Schröder, dessen Frau Ehrn Pastor als ein klein Waislein von Jugend auf erzogen hatte, einen blutigen Handel mit’m Ratsherrn Uthoff. Und währenddem der Schröder sich von einem Chirurgen verquacksalbern läßt und sein Sach nicht selber treiben kann, wollte Ehrn Pastor nicht leiden, daß des Uthoffs friedbrechender Frevel seines lieben Schwagers Frau zur Wittibe und ihre Kinder zu Waisen machte. Er ersuchte daher in gottseligem Eifer für sein geschlagenes Geschwei auf dem Rathause die Ratsgenossen ihres Amtes, in der Meinung, solche der Gebühr Rechtens zu eifern. Hatte ja allzumeist nur einen Fuß auf der Kanzel, den andern lieber mit auf dem Rathause. Da aber hat des Uthoffs Stiefbruder, der Gerd Müller, der auch zugegen war, die Lefzen voneinander gezogen und ihn, als hätte es sein Stiefbruder gar wohl gemacht, auszulachen begonnen. ‚Pape‘, so höhnete er ihn, ‚was müsset Ihr Euch in alle faule Händel mengen? Wenn andere Pastoren das täten, was Ihr, würdet Ihr nicht gelitten werden. Wäre ich mit Euch allein, so wollte ich Euch wohl lehren.‘ Und was dergleichen spitzige Reden mehr waren. Ehrn Pastor vermeinete, die Herren würden dem Buben seine Ungebührlichkeit verweisen. Als aber keiner das Maul aufriß und sich alle fein stillschweigend verwarhten, was tut euch da Ehrn Pastor? In seinem Zorn ergrimte er und ergriff seine Stecken und strich dem trutzenden Kerl über den Kopf. ‚Ei, du Hudeler! Ei, du Lumpenhund!‘ versetzte er ihm, ‚kommstu mir so?‘“

Sprute war so in Eifer geraten, daß er die Schläge des seligen Superintendenten Abraham Theopold seinen Zuhörern deutlich vormachen wollte.

„Ei, du lieber Herrgott, Gevatter,“ rief ihm Wördehans zu, „wir sind hier doch nicht auf ‘m Rathause zu Blomberg?“

Sprute sah ihn erstaunt an, ließ sich aber nicht beirren und fuhr in seiner Erzählung fort. „Ehrn Pastor sagete weiter übel: ‚Wenn Ihr Herren weder eure Gerichte, noch redliche Leute zu respektieren gedenket, so muß man sich selber respektieren, und Ihr sowohl als dieser Lecker sollet wissen, daß ich kein Kujon bin!‘ Das verdroß die Herren gar sehr, gestalten sie den Müller darauf in ein Gefängnis steckten . . . Das

wollte ich dir sagen, Gevattersche, darfst es mir schon glauben, just so 'n fixen Kerl ist sein Sohn auch. Der Stecken liegt auch ihm leicht zur Hand. Wüßt auch von ihm manch ergötzlich Stück. er wird dich wahrlich nicht vorsätzlich anzipfen lassen.“

Es war für Anna Magdalena doch wieder ein fremder Mann, dem sie ihre Schmach und Schande erzählen sollte. Sie fürchtete sich vor ihm, aber ihr Verhängnis drängte sie vorwärts. Zuviel Zeit hatte sie schon versäumt, der Gegenanwalt hatte seine Berufungsschrift bereits eingereicht.

Der Gang zu dem Hofrat Theopold wurde ihr sehr sauer und niemand begleitete sie. Zaghaft klopfte sie an seine Türe, als wollte sie betteln um ein winzig Stück Brot. Der ihr aber öffnete, fand leicht den Weg zu ihrem Kummer. Als er hörte, weshalb sie zu ihm kam, zog er sie freundlich in seine Stube und ließ sie sich niedersetzen.

Ein wenig wirr sah es in seinem Zimmer aus. Anna Magdalena hatte etwas ähnliches noch nicht gesehen. Diese Unordnung hätte sie gewiß nicht geduldet. Auf einem großen Tisch in der Mitte lag viel beschriebenes und unbeschriebenes Papier, in Haufen und einzelnen Blättern. Dazwischen drängten sich Bücher, zumeist aufgeschlagen, über- und nebeneinander, dazu eine Menge von Dingen, die in ihrer Buntheit gar nicht zu übersehen waren.

Kaum daß noch ein Plätzchen zum Schreiben frei blieb. An Tintenflecken mangelte es nicht, wie sich das bei einem vielbeschäftigten Beamten von selbst versteht. Auch an den Wänden war in ausgedehnten Regalen die krause Gelehrsamkeit in zahllosen Folianten und Werken kleineren Kalibers untergebracht. Angeschwärztes Papier stak mannigfaltig dazwischen. Jeder Stuhl, jede Truhe war mit Büchern und Akten bedeckt, selbst auf dem Fußboden sperrten sie das Umhergehen. Neben dem Ofen stand eine geräumige, braungestrichene, geschweifte Lade mit einfachen Schnitzereien und Rillen. Auf der Vorderseite las man in großen Buchstaben die Aufschrift: VULCANO SACRUM. Der Künstler hatte in seiner Einfalt das N verkehrt gemalt. Da der Ofen sich zur Sommerzeit von seiner Anstrengung erholte, war auch diese Holzkiste mit Schriftstücken reichlich belastet.

Des Hofrat Theopolds Augen blinzelten listig, während er sprach, und als sie fertig war, sprang er lebhaft auf und lief lachend zwischen seinen Wänden umher. Seine Augen leuchteten übermütig und siegesfroh.

Unfähig weiter zu denken, übergab ihm Anna Magdalena, was sie an Akten zur Hand hatte. Der Hofrat warf sie nachlässig auf den Tisch und kramte sich die Schriftsätze des Gegenadvokaten hervor. Dann setzte er sich dazu.

Er begann zu lesen, bald hier eine Seite, bald da einen Abschnitt. Die Blätter flogen in seiner Hand.

„Möchte ja äußerlichem Ansehn nach dafür gehalten werden,“ rief er lachend dazwischen, „ob wären lauter Donnerkeile darin enthalten? Gemach, gemach, ihr Herren! Schämt sich dieser Rabuliste nicht, gegen die offenbare Wahrheit zu rabulieren? . . . So es weiter nichts sein, Meiersche? Wahrlich bei diesem nichtswürdigen Weibergeschwätz hat des Landsbergers Sachwalter nichts sonderliches als einen Haufen giftiger Kalumnien. Könnte sie der Teufel und sein verlogener Anhang nicht ärger erdenken. Sind ja nur zur Erfüllung einiger Bogen ausgeschüttet.“

Unbekümmert blätterte er weiter. Plötzlich stutzte er und sah schärfer zu.

„Wie schreibet er denn da? . . . ,wie dann auch Ehekläger dahero sich sehr wundert, daß noch Menschen gefunden werden, die einem solchen richtigen und bekanntlichen Ehwerk sich opponieren dürfen . . . ‘Oha! Oha! – Eine Kuh möchte sich über einen so brutalen Diskurs verlachen!“

Stürmisch flogen die Blätter. Dann sah er Anna Magdalena verwundert an.

„Was habet Ihr da verbochen, Meiersche? – Ihr habet ja selbst gestanden, daß Ihr den Kerl zur Ehe gewollt?“

Anna Magdalena erschrak in ihrer Seele und machte große Augen.

„Ich –,“ sagte sie in ihrer Angst.

„Ja, hier steht’s doch, Meiersche?“ und er las ihr vor: „,sie auch den Abgeschickten geantwortet: ja, sie wäre von andern noch frei, und was Gott ausversehen, das könnte wohl geschehen, und es der göttlichen Versehung heimgestellt und also dadurch soviel zu verstehen gegeben, daß Ehebeklagte eben nicht abgeneigt wäre, Eheklägern zu heiraten.‘ “ Theopold lachte laut auf und faßte sich an den Kopf. „Ei der wunderlichen Logica: ,was Gott ausversehen, das könnte wohl geschehen’. – Du lieber himmlischer Vater! Was für eine närrische Präsumtion! – Wenn es Gott versehen wird, so will ich dir ein Pferd geben. – Warum denn nicht? – Glaube gar, mein hochgelahrter Herr Sachwalter, auf dies Versprechen machest du dir auch die Mutmaßung, du werdest morgen

vom Esel aufs Pferd kommen. – O nein, du armer Juriste! Hättest du doch hacken und graben für gelernt!“

Mit übertriebenem Kraftaufwande warf der Hofrat das Schriftstück auf den Tisch und lachte schallend hinterher.

„Sollt Euch noch umsehen! Wäre keines so unmenschlichen Eifers und händischen Anbellens vonnöten gewesen!“

Sein Auge fiel von ungefähr auf ein kleines Büchelchen in abgegriffenem Schweinslederumschlag, das ihm zur Hand lag und des Horatius Flaccus lateinische Gedichte enthielt. Übermütig schlug der Hofrat mit der Hand darauf. Er las in dem alten Poeten gern und kannte ihn beinahe auswendig. So kam es jetzt mit steigendem Pathos glockenhell aus seiner Brust:

Quid immerentes hospites vexas, canis  
Ignavus adversum lupos?  
Quin huc inanes, sie potes, vertis minas,  
Et me remorsurum petis. \*)

---

\*) Warum so frech harmlose Fremdling angebellt,  
Du gegen Wölf' ein träger Hund?  
Hierher gerichtet, wenn du kannst, dein eitles Drohn,  
Und mich, der wiederbeißt, gepackt!

Das erregte Blut trieb ihn wieder von seinem Sitz. Die weißen Locken flatterten um sein gerötetes, begeistertes Gesicht.

„Sollen diesen blöden Gesellen doch alle und jede Kalumnien in ihr aufgeblasenes, schmähsüchtiges Herz, Kragen und Saumagen geschoben sein! Muß ihnen eins vor alle das unverschämte Lügenmaul gestopfet werden! Ist ja alles nur ein unvernünftiges Ochsen- und Eselsgeschrei!“

Steif und verständnislos sah Anna Magdalena seinem sonderbaren Treiben zu. Sie begriff ihn nicht, aber in ihren Augen lag eine große Traurigkeit, die Traurigkeit eines kleinmütigen Menschen, der vor jedem lauten Wort des Gegners verschüchtert zurückweicht.

Der Hofrat trat wieder an den Tisch, nahm einen andern Schriftsatz und blätterte darin.

„Beim Styx! Meiersche, das muß man zweimal lesen: ‚Erfolglich, wie Ehekläger durch das Urteil gravieret sei, offenbar und justifizieret ist, bevorab da die Rechte wollen, daß der Richter wohl erwägen müsse, ob die Person‘“ . . . der Hofrat nickte Anna Magdalena belustigt zu . . .

„man meinet damit Euch, die Wittibe Niedermeiersche, die gute, einfältige Beklagte . . . ,so da sich mittels Eides reinigen soll, auch frech, stolz, meisterhaft, mit einem Worte schamlos und unbesonnen sei,‘ . . . daß du nicht erstickest, Schreiberlein! mit deinem Rechnen scheint es schwach bestellt: schamlos und unbesonnen? sind doch mehr als e i n der Worte . . . ,an dessen vernünftiger tiefer Einsehung es bei Abfassung des Urteils sehr muß gefehlet haben, wann man hauptsächlich einsieht, daß Ehebeklagte den herrschaftlich Abgeschickten vorgelogen, die Lüge aber Vermutung des Betrugeseid ausmachet, erfolgreich zum Reinigungseid unzulässig. Und ersiehet Anwalt also nicht, wie die Fakultät zu Gießen, deren Respekt in Ehren, zu dem Reinigungseid mag gekommen sein und nicht vielmehr den anerbundenen Erfüllungseid erkannt habe, da doch Ehekläger notorisch für sich hat, daß die hohe Landesherrschaft, dero hohe und niedrige Ministri, auch einen Pastoren sich seiner und dieser Heirat angenommen und keine höhere, sondern seinesgleichen an ihr hat.“

Der Hofrat strich mit dem Handrücken über die verlesene Stelle und piff durch die Zähne, während er eine devote Verbeugung machte.

„Wir haben’s wohl vernommen,“ rief er fröhlich aus, „natürlich, die hohen Herren Ministri sind interessiert und dann auch meine lieben Freunde am geistlichen Gericht . . . Große Herren ziehen gern freie Menschen und freie Güter in die Leibeigenschaft! War von jeher nicht anders! Das ist, warum die Aktoren karessiert und angetrieben werden. Einem sollen über dies Schreiben die Zähne lang werden!“

„Ich fürchte mich so,“ murmelte Anna Magdalena in heißer Angst.

Aber der Hofrat lachte sie herzhaft aus.

„Ei warum nicht gar, Meiersche? Man heißet keine Kühe bunt, die nicht einen Flecken haben. Wo diese Herren allerdings ihre Hände ins Spiel mischen, fallen bisweilen falsche Trümpfe. Man muß eben nur das Ding beim rechten Namen nennen. Ein Stock ist ein Stock und ein Prügel ein Prügel, kommt nur darauf an, auf wessen Rücken sie tanzen. – Seid bedankt, Frau, daß Ihr den Weg zu mir gefunden. Euer Handel kommt mir sehr gelegen. Will’s dem Gesinde schon exemplifizieren, daß man Euch nicht übertölpeln darf. Will ihnen den Braten schon aus den Zähnen reißen. Müßt den Kopf nicht hängen lassen, wird nirgends alles so heiß gegessen, als man’s gekocht hat. Ist ja wider alles Völkerrecht!“

„Wenn nur erst die Termine abreißen wollten,“ wandte Anna Magdalena schüchtern ein. „Hab zwar'n verlässlichen Knecht, so das meine getreulich nachwahrt, ist aber sonst viel jung Zeug dazwischen, auf das man ein achtsam Auge haben muß.“

„Das läßt sich freilich nicht ändern, Meiersche. Jedwedes Ding will sein Anfang und sein Ende haben. Laßt mich nur machen. Bin bereiter als bereit, Euch aufzuwarten. Ihr sollet schon mit mir zufrieden sein. Bin bereiter als bereit, Euch aufzuwarten. Ihr sollet schon mit mir zufrieden sein. Nur lasset Euch nicht drängen, noch bereden. Was getan werden muß, will ich Euch genaustens verschreiben. Für heute lebet wohl.“

Kaum hatte Anna Magdalena die Tür hinter sich geschlossen, nun wieder ein wenig mutiger, als sie vor ihr stand, da machte sich der Hofrat auch sofort an die ihm außerordentlich zusagende Aufgabe. Was er nur eben hastig und oberflächlich überlesen hatte, prüfte er jetzt bedächtig Wort für Wort und ebenso sorgsam überlegte er seine Antwort und feilte an seinen Sätzen. Immer wieder strich er sie durch, wenn sie den Verlauf der Handlung nicht haarscharf wiedergaben, und sann angespannt vor sich hin, bis ihm der treffende Ausdruck geläufig war.

Es entsprach seinem lebhaften Geiste, wenn er zumeist laut dachte und arbeitete. Dann strömten ihm die Gedanken müheloser zu und er täuschte sich schwerer über ihre Wirkung.

Stunden vergingen schon am ersten Tage, er merkte es nicht.

Durch das geöffnete Fenster duftete der Flieder. Wundermächtig erfüllte er den Raum. Da schaute der Hofrat auf und legte den Gänsekiel fort. Beide Arme stemmte er behäbig auf seinen Schreibtisch und schaute lange und freudig in die heitere, sonnige Frühlingspracht und schaute hinter den wandernden Wölkchen am Himmel her. Ein Windhauch fächelte sanft um sein Silberhaar. Biene und Hummel summten in den Spalieren am Fenster. Im Kirschbaum piff ein Star sein endloses Lied.

An dem Hofrat Theopold schien die Zeit spurlos vorübergegangen zu sein. Er hatte sich schon lange nicht so jugendlich frisch gefühlt, wie in dieser Stunde, in der er sich mit einem bekümmerten Herzen beschäftigte. Der neue Fall hatte ihn warm gemacht und der Kampf mit dem Landdrosten reizte ihn. Auf seinem Gesicht glänzte die Befriedigung seiner Arbeit. Es war eine Aufgabe, nach der er sich lange geseht hatte. Ingrimmig ballte er schließlich beide Fäuste und reckte sie in die Luft.

Dann aber griff er nach seinem Horaz und las die Epode an Cassius Severus noch einmal und las die Epode an die Römer und an Mäcenas und vergaß darüber Zank und Streit.

Es vergingen noch Wochen, ehe er aus innerster Überzeugung seine Schlußsätze schreiben konnte.

Soweit es ihm möglich war, hatte er seine leidenschaftliche Natur bezwungen und seine Gegner glimpflich behandelt, da er voraussah, daß auch diesmal noch nicht das letzte Wort gesprochen sein würde. Schwer genug wurde es ihm.

Daß aber da ein Mann sprach, der Haare auf den Zähnen hatte, merkte das Konsistorium sofort.

Es dauerte einige Zeit, ehe der Konsistorialrat Gottschalk erfuhr, wer an Dr. Sprutes Stelle getreten war. Da ihm Theopolds Name unbekannt war, fragte er gelegentlich vor Beginn einer Sitzung seinen Amtsvorgänger Dreier und auch den Generalsuperintendenten nach ihm. Die beiden waren sehr erstaunt, als sie den Namen hörten, und zeigten sich ungläubig.

„Ihr habt Euch gewiß nicht verhöret, Herr Kollege?“ fragte Dreier und blickte zweifelnd zu dem Generalsuperintendenten. „Der brakische Rat und Lizentiat der Rechte Theopold? . . . wirklich der Johann Theopold?“

„Vermeine, so vernommen zu haben,“ versetzte Gottschalk sich besinnend. „Was ist's mit ihm, Ihr Herren? Ihr machet mich weidlich stutzig.“

„Wäre mancherlei von ihm zu sagen,“ ergriff der Generalsuperintendent bedächtig das Wort. „Die Meiersche muß in ihrem Gewissen arg geplagt sein, wenn sie sich des Fürworts eben dieses Mannes versieht.“

„Das traf des Nagels Kopf!“ bestätigte ihm Dreier.

„Ob nun wohl wahr,“ fuhr der Generalsuperintendent fort, „daß er, kann freilich nicht berichten, wo, sich der Rechtsgelehrsamkeit beflissen, ist doch allen und jedem Einwohner dieser Grafschaft mehr denn sattsam bewußt und bekannt, daß dieser aufgeblasene und trotzig Pocher hiebevorn von seinen Eltern nicht einmal ein Stück Brot haben konnte, sondern genötigt worden, in seinem eigenen Vaterlande einen Pädagogen und Präzeptoren zu agieren.“

„Und weiter?“ drängte Gottschalk.

„Durch unseres gnädigsten Herrn Illustrissimi Gnade erwirkte er sodann eine Bestallung als Sekretarius und Fiskal am geistlichen Konsistorium, da sein Vater seine Meriten gehabt. Wäre besser gewesen, nie wäre es geschehen, so stäupte er heute noch, ein vergessen Land-schulmeisterlein, der Buben gefügig Hinterteil. Schon damals war dieser ehrgeizige Mensch so voll Gifts und Eifers, daß er fast vor unsinnigem Wüten und Toben nicht gewußt, mit was für abscheulichen Gottes und Ehren vergessenen Injurien und Schmähungen er die Parteien beschmutzen und belustern sollte. Zu allerseites höchstem Ärgernis! Und war in keine Zucht und Disziplin zu bringen! Ein Aufatmen war es, als er sein Amt endlich denegierte. Viele Jahre war er dann als ordinärer Advokat bestellt gewesen. Hat aber mit seinem Schmähen nicht aufhören wollen, sondern allemal mit Schelten und Schreien tapfer fortfahren. Der leidige Satan selbst konnte es nicht gröber machen. Oft genug hat er alles Abmahns ungeachtet, gleich wäre er toll und rasend, fast alle Advokaten dieser Grafschaft in vieler Leute Gegenwart unverdientermaßen und ganz ehrendiebischer Weise aus lauter vergallter Bosheit, aufs heftigste er es gekonnt, an ihren Ehren durchgezogen, solche abscheuliche Scheltworte und Lästerungen repetieret und sich damit gleichsam ziemlich ergötzt und gekitzelt, daß des Schmähens kein Ende war und dergleichen Bosheit wohl nicht mag erhöret sein.“

In Zorn und Eifer hatte sich der Generalsuperintendent geredet. Fast versagte ihm der Atem. Gottschalk betrachtete seinen Kollegen Dreier aufmerksam und dieser vollendete den Bericht:

„Ist dann, da er sich seiner spitzigen Lasterfeder und seiner schlangengiftigen Galle halber mit seine Schandpossen des Defensoratamts verlustig und unwürdig gemacht hat, wie kundig in dieser Grafschaft von der Advokatur suspendieret worden.“

„Ist meines Wissens auch,“ fügte noch der Generalsuperintendent eifrig hinzu, „dem Konsistorium annoch mit 100 Goldgulden Strafgeder seiner Schmähsucht halber verhaftet.“

Gottschalk, dessen Erregung von Satz zu Satz gestiegen war, fragte jetzt: „Und hat sich außer erhaltener Permission und Restitution in die Advokatur von neuem eingedrungen?“

Dreier und der Generalsuperintendent sahen sich fragend an und zuckten die Achseln.

„Da weiß ich nichts von,“ gab Dreier zur Antwort.

„Wird ihm wohl sein gnädiger Herr in Brake,“ meinte der General-  
superintendent, „der ihn auch mit einem hofrätlichen Titel begnadiget  
und ihn in seinen Diensten bestellt hat, dazu verholpen haben.“

„Habe nimmermehr etwas von ihm gehöret,“ sagte Dreier. „Wird  
wohl seine Kunst hinfort den Bauern an den Bauerngerichten angebo-  
ten haben.“

„So will es mir scheinen, wie aus allem genugsam abzunehmen ist,“  
schloß Gottschalk mit starker Stimme, „als wollte er anitzo Gelegenheit  
suchen, sich an dem Konsistorium zu reiben.“

„Ein böser Krakehler!“ sagte Dreier wegwerfend.

„Ein übler Krakehler!“ murmelte auch der Generalsuperintendent  
für sich.

Sie schwiegen, so sehr wurmte sie die unerwartete Wendung in  
dem Prozeßverlauf.

Dreier trat an ein Fenster und schaute verlorenen Auges hinaus. Der  
Generalsuperintendent vertiefte sich in ein Aktenstück, ohne jedoch zu  
einem klaren Urteil zu kommen. Gottschalk aber starnte unentschlossen  
vor sich hin.

Die Pause begann schließlich für alle gleich peinlich zu werden.

Da trat Gottschalk an Dreier heran und sagte ihm eindringlich: „Herr  
Kollega, es wäre der Sache diensam, wenn ihr Euch als Advokat des  
Landsbergers bestellen ließet.“

Dreier gab keine Antwort und kehrte sich auch nicht zu dem Spre-  
cher. Seine Brauen zogen sich faltig zusammen. Der Auftrag war ihm  
unangenehm. Aber der Generalsuperintendent warf interessiert seinen  
Kopf herum und kam gleichfalls an das Fenster.

„Ihr habet den Handel von Anfang geleitet,“ fuhr Gottschalk fort,  
„und kennet der Herren Wunsch und Wille. So könntet Ihr am besten  
dem künftigen Urteilsfasser zu verstehen geben, wohin man inklinieret  
und wie man es gern sehen und haben möchte.“

Gottschalk schwieg und wartete auf eine Antwort. Aber Dreier be-  
wegte sich nicht und blieb verdrossen.

„Ihr wisset,“ begann Gottschalk von neuem, „wie mich der Herr  
Landdrost an euch verwiesen – –.“

„Ich weiß es,“ gab Dreier unmutig zurück.

„Nun –?“

„Ist mir in Wahrheit nichts Verdrießlicheres auf der Welt, als mit ei-  
nem solchen Kerl, gegen dessen unbändige Zunge ich keine Satisfaktion

haben kann, Schriften zu wechseln. Könnet es mir nicht verdenken, maßen ich mich viel zu gut dazu achte, mich von diesem übel geratenen Menschen immerhin rupfen und schelten zu lassen.“

„Der hochverursachte Handel dränget uns,“ erwiderte ihm Gottschalk, „das wisset Ihr selbst schon am besten. Ein Bedienter darf nicht murren, ob ihn ein aufgetragen Amt verdrießt. Sein Eid ist seines gnädigsten Herrn Stecken. Herr Kollega, eins für alle, Ihr müsset des Landsbergers Intention, alldieweilen sie Illustrissimi höchstem Willen entspricht, nach allen Kräften sekundieren. Und was den Theopold betrifft, gelebe der sichern Zuversicht, daß niemand diesem Lügen- und Lästermahl, gestalten die Herren ihn mir abkonterfeiet, werde einigen Beifall geben oder Glauben zustellen, weniger daß durch dergleichen boshafte Lästerung eine gute Sache in einigem Wege gekränkelt werden möge.“

„Will die Sache zuvörderst in Besinnen nehmen,“ suchte Dreier abzulenken und wünschte auch den Generalsuperintendenten zu seinen Gunsten zu überzeugen. Gottschalk ließ es aber dazu nicht kommen.

„Ermangelt dazu der Zeit, Herr Kollega,“ sagte er bestimmt. „Die Akten müssen demnächst versandt werden.“

So übernahm Dreier ärgerlichen Sinnes den ihm aufgedrängten Auftrag und erbot sich, die noch nötigen Schriftsätze auszuarbeiten.

## XXVI.

Das Heu war eingebracht. Die Felder trugen in diesem Jahre reichlicher. So war auch die Fuderanzahl eine größere. Anna Magdalena war zufriedenen Sinnes.

Da brachte ihr der Konsistorialpedell die Zustellung, sich an einem der ersten Augusttage zur Eröffnung der neuen Urteilsverkündung einzufinden. Vergebens suchte er sie auf dem Hofe. Auch im Backhause war sie nicht zu finden. Anna Magdalena war im Begriff, mit einigen Mägden die Bleiche aufzunehmen.

Der Pedell war an sie herangetreten, ohne daß sie sein Kommen bemerkt hatte.

Sie war einen Augenblick sehr erschrocken.

„Wie verjaget Ihr mich!“ sagte sie.

„Wäre mir leidlich,“ beruhigte sie Schlüter. Dann verkündigte er ihr, was ihm aufgetragen war.

Anna Magdalena wollte sich vor ihren Mägden keine Blöße geben, so sagte sie einfach, daß sie erscheinen würde. Aber ihre Arbeitsfreudigkeit war hin, sie wurde unruhig und gereizt.

Daß sie am Tage des Termins in der Frühe einen Topf fallen ließ, fuhr ihr derart in die Glieder, daß sie zitterte. Den Weg entlang mußte sie immerfort daran denken, wie sie mit ihrem seligen Schwager das letzte Mal gegangen war. Damals hatte man ihre Unschuld anerkannt und ihr die Möglichkeit geben wollen, sich von dem unerträglichen Verdacht zu reinigen. Ob ihr himmlischer Vater sie auch diesmal in ihre Obhut nehmen werde?

Mit Seufzen und Bitten kam sie nur langsam vorwärts. Sie kam fast zu spät.

In Gegenwart der Parteien und ihrer Prokuratoren erbrach Gottschalk nach Erledigung der üblichen Formalitäten das Schreiben der Juristenfakultät Erfurt, der man das zweite Urteil anvertraut hatte, und verlas den Tenor:

In Ehesachen Johann Bernd Lanßberger Klägers und Supplikanten an einem entgegen und wieder Annen Magdalenen des Niedermeyers zu Brundorff nachgelassene Wittiben Beklagt- und Supplikatin am anderen Theile erkennen Wir gräfliche Lippische zum geistlichen consistorio verordnete commissarii generales zu Detmold auf eingeholten Rat unparteiischer fremder Rechtsgelehrten vor Recht: Daß die am 20. Januar dieses 1680sten Jahres eröffnete Sentenz dahin zu reformieren sei, wird klagender Landsberg vermittels seines leiblichen Eides erhalten und schwören, daß Ehebeklagte ihm die Ehe versprochen und darauf den quaesionierten Ring von ihm wissentlich angenommen, so ist sie solche durch priesterliche Kopulation christlichem Gebrauch nach zu vollziehen schuldig, oder wird dazu bei fernerweit verspürter Verweigerung durch obrigkeitliche Hülfe billig angehalten. Von Rechts wegen!

Die beiden Landsberger hatten schon während der Verlesung des Urteils ihre Freude laut erkennen lassen, so daß Gottschalk sie zur Ruhe verweisen mußte. Jetzt waren sie sehr aufgeregt. Johann Bernd trat vor, als wäre er sofort bereit, den ihm auferlegten Eid abzuschwören.

Gottschalk las aber zunächst noch für sich die Entscheidungsgründe, die ihn diesmal sehr interessierten. Im Gegensatz zu der Ansicht der Gießener Juristenfakultät hatte man in Erfurt sich dafür entschieden, daß den eidlichen Aussagen des alten Landsbergers und seines Schwiegersohnes voller Glauben beizumessen sei. Die Ehebeklagte hätte selbst eingestehen müssen, „daß sie das angebrachte Ehwerk nicht einfach abgeschlagen, sondern zu göttlicher Disposition hinausgestellt hätte“. Aus den Aussagen der Magd Liesabet und Knollmanns ließe sich ferner nicht klar entnehmen, was in der Nacht, als Ehekläger zu der Beklagten an das Bett gekommen sei, wirklich vorgefallen wäre. Dagegen käme hinzu, „daß allem Ansehen nach sie ohne Not, mit Vorsatz, ihre Kammertür offen gelassen und also ob diesem unter anderm sich dermaßen verdächtig gemacht, daß sie zu dem Reinigungseide nicht wohl zugelassen werden kann“.

Gottschalk konnte sich nicht enthalten, obwohl es nicht Brauch war, diesen Satz den Parteien bekannt zu geben, und dann las er weiter und betonte besonders die letzten Worte: „Da Kläger aber durch seines Vaters und Schwagers abgelegtes eidliches Zeugnis neben andern wider die Beklagte streitenden Mutmaßungen die ihm versprochene Ehe zum wenigsten zur Hälfte probieret, als ist er auch zu dem erbotenen Erfüllungseide billig zuzulassen. Dem vorgangen mag die Beklagte bei ferner Tergiversation und Verneinen, damit die von hoher Hand herrührende Anwerbung nicht möge beschimpfet werden, durch Zwangsmittel die ehe zu vollziehen wohl angehalten werden.“

Mit Befriedigung, man konnte es seinen Mienen anmerken, reichte Gottschalk die Papiere dem Generalsuperintendenten und legte sich abwartend in seinen Sessel zurück.

„Itzo habe die Parteien das Wort,“ eröffnete er die Besprechung und bedeutete dem Schreiber, das Protokoll zu führen.

Fuhrmann hatte während der Verlesung mit Anna Magdalena nichts gesprochen. Zitternd und aufgeregt stand sie hinter seinem Sessel und fühlte sich in ihrer Not von aller Welt verlassen. War es wirklich möglich? Nun sollte es doch dazu kommen, daß sie den zudringlichen Menschen heiraten mußte? Wie sollte sie nun ihre Wirtschaft einrichten? Kam ein neuer Bauer auf den Hof, gab es immer mancherlei Veränderungen, bis man sich eingelebt hatte. Auch stand man vor der Ernte. Wenn wenigstens die Herren warten wollten, bis der letzte Schauf eingebracht war.

Da schaute sie auf und bemerkte, wie sie der junge Landsberger mit frechen und begehrlischen Blicken anstarrte. In ihrer Angst stöhnte sie auf: „Ich will den Kerl nicht! ich mag den Schelm nicht!“ und wandte sich entsetzt ab.

Wo war sie mit ihren Gedanken eben gewesen.

Kümmerte sich denn niemand um sie?

Noch immer saß Fuhrmann in Gedanken verloren und zerbiß seine Barthaare zwischen den Zähnen. Er schien ruhig und unbekümmert. Aber warum sprach er nicht mit ihr? Er mußte ihr doch sagen, was sie zu tun hatte?

Kaum machte des Landsbergers Prokurator Miene zu sprechen, da sprang Fuhrmann lebhaft auf und nahm ihm das Wort vom Munde.

„Meine Prinzipalin, die Niedermeiersche zu Brüntrup,“ sagte er, „ist durch das abgesprochene Urteil aufs höchste und gar sehr gravieret. So will sie dagegen stracks das heilsame Mittel der Revision interponiert haben und bittet die wohledlen zu diesem wohlloblichen Konsistorium verordneten Herren Generalkommissare der Revision zu deferieren.“

Gottschalk war erst kurze Zeit Richter und noch nicht gewohnt, seine leicht erregbaren Nerven im Angesicht der Parteien zu meistern. Unwillig fuhr er herum und ließ seine Augen funkeln. Auch der Generalsuperintendent sah erstaunt von seinen Papieren auf und tauschte mit ihm einen Blick aus. Des Landsbergers Anwalt hatte es wohl bemerkt und tat aufgeregt und verletzt.

„Soll denn in infinitum hier litigieret werden?“ widersprach er hitzig. „Will man meines Prinzipalen unerhörte Langmut annoch narren und bespotten? Johann Bernd Landsberger, hochgemüßigter Ehekläger, bedankt sich für das wohl abgesprochene Urteil und ist Erbietens, den Eid. so ihm darin deferieret worden, zu prästieren, und bittet die hochgelahrten Herren Generalkommissare ihn dazu zu verstaten, wie auch die ganz und gar frivol interponierte Revision abzuschlagen.“

Fuhrmann blieb ruhig und begann seinen Antrag zu begründen.

„Die Niedermeiersche,“ führte er aus, „kann und will oft anerbotenermaßen mit gutem Gewissen schwören, daß sie von dem Landsberger so wenig einen Ring auf die Treu' genommen, als ihm eheliche Zusage getan habe. Sie ist in ihrem christlichen Gewissen versichert, daß sie sich ihm nie mit einem Worte pflichtig gemacht. – Wer merket es nun nicht, daß der zudringende Ehekläger es darauf setzt, da er mit seinem nichtigen Beweistum nicht aufkommen kann, den Mangel durch

einen Eid zu ersetzen? Wie will das geistliche Konsistorium es vor seinem Gewissen verantworten, daß ein Mensch, dem so schwere Delikten erwiesen sind, wie dem vermeindlichen Ehekläger, einen Eid abschwören soll? Weiß Ehekläger auch, was ein Eid ist? Ein Eid, den sein Herrgott im Himmel verhört? Dazu es gestalten Sachen nicht kommen darf, weil es an den nötigen Requisiten, wodurch der Eid stattfinden möge, allerdings mangelt. Schon der natürliche Menschenverstand gibt, daß das Wort „Erfüllen“ seiner Natur nach mit sich bringet, daß etwas dasein muß, was erfüllet werden soll. Wenn ein Blinder einen Blinden führt, es kann geschehen, daß beide unversehens in die Grube fallen. Gleichwohl kann auch ein nicht einwandsfreier Zeuge einen andern nicht ergänzen, weil beide, wie die Blinden, an derselben oder einer ähnlichen Krankheit leiden. So laborieren des Klägers Zeugen über die Maßen an vielen Gebrechen und setzen anstatt dessen ihren Fuß auf einige Vermutungen und Scheingründe. Den aber laufen andere stärkere entgegen. Denn man sehe itzo nochmals den ganzen Verlauf mit gesunden, unpassionierten Augen durch, so wird man darin nichts anders finden, als den beständigen, unverrückten Widerwillen der Ehebeklagten gegen diese Ehe und den einmal gefaßten Schluß, sich dazu auf keinerlei Weise bereden zu lassen. Hätte die Niedermeiersche bei sich befinden können, daß ihr diese Ehe tunlich und annehmlich, würde sie solchen hohen und vornehmen Interpositionen und Beredungen stattzugeben große Ursache gehabt haben. Dahero genugsam zu präsumieren, daß sie ohne erhebliche Ursachen solche Heirat nicht ausgeschlagen. Immittelst aber ist sie in ihrem christlichen Gewissen versichert, daß diese Leute nach ihrer, zu der unschuldig Ehebeklagten Gütern tragende Begierde und Leichtsinigkeit, wie sie schon getan, Heil und Seligkeit an die Seite setzen werden, daß sie nur ihre Intention, wie nur immer möglich, möchten erreichen. In dieser Konsideration nimmt ihr wider diese Verehelichung bei ihr eingerissene Widerwille dermaßen zu, daß sie vor solcher Ehe ein Schrecken und Abscheu trägt und lieber in den Tod angehen, als darin sich resolvieren. Möchte es dem Konsistorium zu bedenken anheimgeben, was für eine erbärmliche Ehe das geben wird, wenn sie, als welche weiß und versichert ist, daß diese Leute nach ihrer Inklination falsch Zeugnis geben, der vermeinte Bräutigam auch falsch schwören muß, dennoch ihnen zuteil werden soll? – Soll sie wider ihren Willen in eine solch unheilvolle Ehe gezwungen werden? Kann sie darin anders als Fluch und Vermaledung erwarten?

. . . Denn was kann auf solche Falschheit anders von dem höchsten Gott erfolgen? – Ehrlich hat sie sich bishero durchgebracht und göttlichen Segens zu erfahren gehabt! – Vergebens ist auch, daß sich der Gegenteil etwa möchte die Einbildung mache, es würde sich unter der Hand der Widerwille verlieren. Nimmermehr wird es dahin zu bringen sein, daß solche gebrauchte Tücke, Falschheit und Meineid, deren sie in ihrem Gewissen versichert, aus ihrem Herzen könnte gerissen werden. Dieses ist die Ursache, warum es für höchst gefährlich erachtet wird, in diesem Ehefalle es zu einem Erfüllungseide kommen zu lassen, da sonst in anderen Zivilsachen solches wohl stattfinden mag. Mittels göttlicher Hilfe und Beistandes ist Ehebeklagte gemeinet, solche remonstations zu führen, daß es bei dem Erkenntnis der Gießenschen Fakultät wohl würde bleiben müssen. So flehet die hochbetrübt und notleidende Frau hiermit Euer Wohledlen, Wohlerwürdige und Hochgelahrte untertänigst an, sie geruhen gnädigst der Revision zu deferieren, wie sie gleichgestalt dem Landsberger verstattet worden ist, und ihr alle förderliche, rechtliche Hilfe in so unsäglichem Bedruck widerfahren zu lassen.“

Prokurator Cramer, der Anwalt Landsbergers, hatte sich längst von seinem Platze erhoben und nachlässig hingehört. Wie sein Kollege geendet hatte, machte er den Gerichtsherren eine ehrerbietige Verbeugung und ergriff sofort das Wort.

„Wenn man die zwischen meinem übel verleumdeten Prinzipalen und der Niedermeierschen ergangenen Akten mit gesunden, unpassionierten Augen, wie mein Herr Kollega selber gar trefflich bemerkt, ein wenig genauer überschauet, so muß man allerdings höchlich sich verwundern über die vielfältigen, arglistigen Machinationen, deren die Ehebeklagte sich auf teuflischer Ehestörer bösen Einrat bedienet, das mit ihrem Bräutigam so richtig getroffene Eherwerk zu deklinieren. Man betrachte doch nur die nie erhörte Halsstarrigkeit der Niedermeierschen, welche sie allsofort im Anfrage bei dem gütlichen Verhör hat blicken lassen und darin sie hartnäckig bis auf diese Stunde verharret. Wenn alle dieses Weibes inner des Prozesses erwiesenen und in ihrer Bosheit erhärteten Halsstarrigkeiten aus den Protokollen extrahieret und anhero kumulieret würden, dieser Raum“ – der Anwalt machte mit beiden Armen eine umfassende Bewegung – „von der Decke bis zum Boden würde alles nicht fassen. Was hat sie doch für Widersätzlichkeiten von sich blicken lassen! Wie meisterlich ist sie darin von jeher und

noch zurzeit umgangen! Ist ja, Gott zu klagen, gar nicht zu ermesen! Ist es nicht eine Geduld ohnegleichen, maßen dies hohe Gericht und seine vornehmen Glieder“ – Cramer benutzte diese Gelegenheit, den Gerichtsherrn abermals eine tiefe Verbeugung zu machen – „allen ihren Mutwillen und Frevel ertragen? Und noch kein Ende? Weder hat sie ihre gnädigste Landesherrschaft, ihren Schutz- und Gutsherrn, weder dero hohe Minister, weder dies löbliche Gericht geschont! Hilf, lieber Gott! an was für frivolen Mutwillen dies Weibsbild sich ergötzet! – Die hochgräfliche Polizeiordnung besaget in Titulo VII Paragrapho 2 klar und vernehmlich, daß die Bauersleute, und ihres Standes ist die Meiersche zu Brüntrup ohngezweifelt . . .“

„Wird annoch bestritten,“ fiel ihm Fuhrmann lebhaft in die Rede, „dieweilen der Niedermeierhof von jeher ein freier Hof gewesen und auch die Meiersche freien Standes und Geblütes. Hingegen besaget die Polizeiordnung im gemelten Paragrapho: ‚die Bauersleute und s o n – d e r l i c h, die nicht auf ihren Erb- und e i g e n e n Gütern sitzen . . .‘ Hier also dem Geiste nach lediglich von leibeigenen Kolonen die Rede sein kann.“

Cramer lächelte überlegen.

„Der Herr Kollega ist ein Sophista, der dem löblichen Gericht blau Dunst machen möchte. Gar klar sagt die Polizeiordnung: ‚die Bauersleute u n d sonderlich, die nicht auf Erb- und eigenen Gütern sitzen . . .‘“ Mit starker Betonung sprach er das unterscheidende Wort.

Gottschalk gab ihm einen ungeduldigen Wink, in seiner Rede fortzufahren. Cramer machte ihm wiederum eine leichte Verbeugung. Dann sprach er weiter:

„Wiederhole mit hochgünstigem Verlaub: die Polizeiordnung befiehlt mit klaren Worten, daß die Bauersleute, gleichergestalt sie durch vermeintliches Privileg leibfrei o d e r leibeigenen auf ihren Gütern sitzen,“ – Cramer sprach mit einer gewissen Schadenfreude diese Worte zu der Niedermeierin gewandt – „ohne Vorwissen der Obrigkeit und ihres Gutsherrn, und das ist Illulstrissimi Hochgräfliche Gnaden der Meierschen unleugbarem Geständnis nach, sich nicht verheiraten sollen, daferne nicht mit deren Rat und Vollbort die Brautschätze und Mitgaben an der Amtsstube getätigt sind. Maßen ja auch kein Prediger in Städten oder Dörfern die Eheleute, gleichergestalt sie leibfrei o d e r leibeigen sind, ohne vorgebrachten amtlichen Losschein kopulieren darf. Wie aber hat sie die vollschuldig Ehebeklagte eigensinnig diese

heilsame Ordnung gar aus den Augen gesetzt, ja ihr diametral zuwider gehandelt, gerade als wenn es nur bei ihr gestanden, Illustrissimo als Gutsherrn ihres Meiershofes einen neuen Kolonen wider Willen aufzudrängen! Was haben nicht die hohen Minister für übel Gerede von diesem ränkesüchtigen Weibe erdulden müssen, gestalten sie gar emsig im Interesse Illustrissimi vigilieret, daß der Hof wohl wieder besetzt würde und derowegen den jungen Landsberger, einen fleißigen, redlichen und fürsichtigen Menschen, der eifrig und rühmenswert in seiner Hantierung schafft, ihr in Vorschlag gebracht. Itzt entblödet sie sich nicht, ihrem von Gott und seiner Obrigkeit erwählten Bräutigam gar falsch Zeugnis unterzuschieben! Itzt will sie gar seiner achtbaren Familie des Meineides bezichtigen! . . . Hilf, lieber Gott! was unbegründete, alberne Zoten muß man da von Blinden und Kranken hören! Heißet man einen blind, der eines andern Ränke gar wohl durchschauet! – Und dies Weib, dessen verstocktes und verdorbenes Gemüt satssam bekannt ist, will selber mit gar dreister Stirn hier einen Eid interponieren? Ist denn ein Eidschwur eine Komödia, mit der sie dies wohllobliche Gericht belustigen will? – Kann sie vor ihrem himmlischen Vater ableugnen, die Ehe versprochen zu haben? Hat sie nicht frei gestanden, daß sie wohl geschehen lassen könne, wenn es von Gott versehen sei? – Und trotzdem müssen wir es erleben, daß sie sich nachgehends hat gelüsten lassen, alles zu verleugnen, alles zu verdrehen? Da hat sie bald vorgeschützt, sie wäre mit einem andern schon ehender verlobt, bald, sie wäre von andern noch frei, bald aus der Luft gegriffen, der Landsberger, ihr klagender Bräutigam, wäre mit einem andern Mensch ehelich versprochen, und was dergleichen Behilfsgriffe mehr sind, womit man diesem hohen Gericht nicht beschwerlich fallen will. Sind das nicht alles Machinationen, die zum Himmel schreien und die Präsumtion für einen Meineid genugsam erhellen? Wahrlich, es hätte der Meierschen Anwalt besser gestanden, ihr plausibel zu machen, worauf sich ihre vermeinte Nullitätsklage gründet, als sie in ihrer Aufsässigkeit zu verstärken. Durch was für Praktiken, Ränke und Künste sie das Urteil der Fakultät Gießen ausgewirkt hat, ist Gott und ihr am besten bewußt. Hier mußte selbst die Quadratur des Zirkels herhalten. Hier mußte es heißen:

Bleiben die Götter mir unbewegt, in den Acheron stürm' ich! Hier mußten bei diesem desperaten Weibe schon alle von Kaiserlicher Majestät konfirmierten Gerichtsordnungen dieser Grafschaft Schiffbruch

erleiden. – Eine löblich Juristenfakultät zu Erfurt hat dies unglaubliche Urteil reformiert und der Ehebeklagten Verdrehungen ans Licht der Sonne gebracht. Dies wohl abgefaßte Urteil ist den Rechten und Akten gemäß abgesprochen. So kann mein Prinzipal davon nicht abstehen. Da aber die interponierte Revision aktenkundig vergeblich ist und es auf Gutbefinden des Gerichts beruht, ob es der Meierschen deferieren wolle oder nicht, so lebet er der untertänigsten Zuversicht, es werden die wohllehrwürdigen und günstigen Herren Generalkommissare nochmals hartnäckige Ehebeklagte eins für alle damit enthören, weniger nicht sie zum Gehorsam und ihre Schuldigkeit mit ernstlicher Bestrafung wegen begangenen Mutwillens anweisen.“

Nochmals meldete sich Fuhrmann zum Wort in der Absicht, gegen die eben vernommenen Beleidigungen Verwahrung einzulegen. Gottschalk aber brach die Sitzung ab, da die Zeit vorgerückt war, und setzte für acht Tage später einen neuen Termin an.

Die Parteien entfernten sich.

Vor der Türe hielt Fuhrmann die Niedermeierin auf und ging mit ihr zum Schlosse hinaus.

„Kann's nicht leugnen, Meiersche,“ sagte er ihr und seine Stimme war auffallend belegt und rasselnd, „Euer Handel steht übel.“

Anna Magdalena wurde es schwarz vor den Augen. Sie dachte, nun wäre alles verloren. In diesem Augenblicke gingen die beiden Landsberger an ihr vorüber und taten, als wollten sie einen Gruß anbringen. Sie entsetzte sich und wurde verlegen.

Fuhrmann ließ die Männer sich entfernen, bevor er weiter sprach.

„Das soll mir kein Ehrlicher nachreden, was ich heute hab' hören müssen,“ klagte ihm Anna Magdalena. Sie kämpfte mit ihren Tränen und war über die Maßen gedemütigt.

„Laßt es Euch nicht zu Herzen gehen, Meiersche,“ tröstete sie Fuhrmann. Es wurde ihm schwer. „Das ist des Verfahrens einmal so der Brauch, seine Gegner zu verkleinern. Hätte schon dem schmähelichen, höhnlichen Vorbringen und Anzipfen widersprochen, wenn man mir das Wort noch gegönnet. Soll deshalb nicht vergessen sein.“

„Bin doch kein schamlos Weib! Wie konnte man mir das antun? – arglistig – halsstarrig – – was habe nicht alles hören müssen.“

Es war seltsam, in diesem Augenblick hatte die sonst so geduldige Frau einen rechten Haß auf den Mann, der neben ihr stand und begütigend auf sie einsprach. Sie konnte ihm gar nicht in die Augen sehen.

Unschlüssig wartete sie. Zum ersten Male während ihres Prozesses erwachte in ihr ein Widerstand, der aus einer gekränkten Seele kam. Da sie nicht lesen konnte, war ihr der Inhalt der Akten so gut wie unbekannt geblieben. Zum ersten Male hatte sie heute hören müssen, wie man über ihre Person sprach und dachte. Das schmerzte sie bitter, da sie alles für harten, ehrlichen Ernst nahm.

Unter ihren Klagen war Fuhrmann unsicher geworden, fand auch nicht die rechten Worte. Aus gelegentlichen Andeutungen hatte er schon herausgehört, was im Werke stand. Die häufigen Unterredungen des Landdrosten mit Gottschalk in den letzten Tagen waren ihm nicht unbekannt geblieben. Er hatte sich sagen müsse, daß alle seine Bemühungen letzten Endes doch an einem Widerstande scheitern würden, den auch eine gerechte Sache nicht überwinden konnte. Sollte er jetzt Anna Magdalena aus ehrlichem Herzen heraus sagen, sich in ihr unvermeidliches Los zu fügen?

Er riß sich zusammen, wollte jetzt nicht kleinmütig sein, solange nicht entschieden war, ob die Revision verworfen wurde. Gönnte man sie der Frau, so war nach einer abermaligen Versendung der Akten ein Freispruch immerhin nicht ausgeschlossen.

Fuhrmann begleitete Anna Magdalena, bis sie an das Stadttor kamen. Er riet ihr, ihren Advokaten aufzusuchen und ihn zu veranlassen, ein Bittgesuch für sie aufzusetzen. Er wollte es im nächsten Termin den Richtern vorlegen. Mehr konnte er im Augenblick für sie nicht tun.

„Müset Euch ein Herz zuwenden, Meiersche, daß Ihr nicht verzaugen werdet. Gott stehet den Gerechten bei, und ich werde als ein redlicher und aufrichter Mann alles, was möglich, kontribuieren. Seid versichert, daß ich mich nicht werde schrecken lassen, sondern als ein rechtschaffener und gewissenhafter Jurist nach wie vor mein äußerstes beobachten. Ich bedauere von Herzen Eure große Bedrängnis. Inmittelst aber müset Ihr es für ein Verhängnis Gottes halten, er straft und heilet auch wieder.“

Anna Magdalena ging nicht heim, sondern bog auf den Weg nach Brake ab. Die Sonne stach sie, es war glühend heiß. Mittagszeit war schon vorüber. Sie freute sich nicht der reichlichen Ernten ringsumher. Sie hob den Blick kaum von dem Boden, der unter ihren Schritten Staubig aufwirbelte. In ihrer Erinnerung sah sie noch die lebhaften Bewegungen des Gegenanwalts, sie hörte seine lauten und häßlichen Worte,

als wäre sie eine Verbrecherin, reif für Galgen und Rad. Ärger und Aufregung fraßen in ihrem Herzen, daß sie nichts anders denken konnte.

Abgehetzt kam sie in Brake an und klopfte an das Haus des Hofrats.

Sie fand den alten Mann im Garten zwischen seinen Pflanzen, an denen er säuberte und herumschnitt.

Er sah ihr sofort an, was geschehen war, ließ sich aber nichts merken. Als wäre sie eine liebe und stets gern erwartete Freundin, ging er ihr entgegen und begrüßte sie herzlichst.

„Wie Ihr erschöpft seid, Meiersche! Der Weg hat Euch gewiß müde gemacht und die Sonne meint es vandage allzugut. Werden wohl noch ein Gewitter haben. Kommt in die Laube, da ist es schattig und kühl.“

Müde und beklommen ließ sie sich auf einer Bank nieder, trocknete sich die feuchten Höhlen ihrer Schläfen und blickte stumm in den vollen Sonnenschein hinaus. Die Obstbäume standen in reichlicher Frucht. Es summte und zirpte rings um sie, heiß und einschläfernd. Sie schloß eine kurze Weile die Augen und fühlte, wie ihr das Blut durch die Adern jagte.

Besorgt betrachtete sie der Hofrat.

„Habt Ihr heute schon etwas zu Euch genommen?“

Kopfschüttelnd verneinte sie.

„Amön – amön – so soll Euch meine Magd einen Bissen zum Essen bringen, und mein Apfelwein – vorjährige, eigene Ernte, Meiersche – wird Euch erfrischen.“

Er ging in das Haus und bald waren Anna Magdalena einige kräftige Speisen aufgetischt, denen sie herzlich zusprach.

Dann mußte sie erzählen. Und da kam wieder ihr Ärger über ihre Behandlung in den Vordergrund.

„Ist gar nicht zu sagen, wie mich der Landsberger hat beschimpfen lassen.“

„Und der Landsberger soll anitzo den Eid abschwören und nicht Ihr, wie es ehender bestimmt war?“ fragte sie Theopold ernst und eindringlich. Er sprach langsam, daß sie ihn wohl verstehen mußte.

„Hab’s so vernommen, Herr Hofrat.“

„Damit der Wille der Landesherrschaft respektiert werde?“

Davon wußte sie nichts.

„Die Hunde – –.“

Erschrocken sah ihm Anna Magdalena ins Gesicht. Da lachte der Hofrat schon wieder und belustigte sich über ihre Angst.

„Meiersche, nehmt noch ein Glas von dem kühlen Apfelwein,“ sagte er und schenkte ihr ein. „Schmeckt er Euch? Er ist diesmal ausnehmend gut geraten, spiegelklar und lieblich auf der Zunge. Trinkt und seid guter Dinge. Kann mich wahrlich nicht genug verwundern, wie Ihr den Männern im Lande die Köpfe verdrehet. Ist ja selbst unter den hohen Ministri – Respekt den wohlgeborenen Herren – ein Rennen und Agieren um Euch, wie um eine fürstliche Prinzeß.“

„Weiß nicht, was der Kerl an mir alten Frau findet. Kann junge Dirnen g'nug kriegen, die an seinen Begierden Gefallen haben. Und schöne Höfe auch. Wie er's aber mit mir treibet –? ist ja ein Ekel . . .“

Sie schudderte förmlich und strich an ihren Kleidern herab, als säße da ein Fleck, den sie fortreiben mußte.

„Meiersche . . . Meiersche,“ drohte ihr der Hofrat mit wichtiger Miene, aber seine Augen zwinkerten, als trieben tausend Kobolde in ihnen ein neckisches Spiel, „die Wittiben, die lustigen Wittiben, die sind die gefährlichsten unter den Weibsen.“

„Habt Euren Spaß an mir, gnädigster Herr.“

„Beileibe nicht! . . . Wenn es anginge,“ – er sprach es mit wehmutsvollem Gesicht – „ich würde selbst um Euch freien. Aber, Gott sei's geklagt! die verdammten Knochen parieren nicht mehr. Und ich müßte doch zum wenigsten auf Eurer Hochzeit tanzen.“

„Hab' vom Heiraten gnug, gnädigster Herr.“

## XXVII.

Neun Uhr schlug es, als Gottschalk den neuen Termin in Sachen Landsberger gegen die Niedermeiersche zu Brüntrup eröffnete. Die Parteien mit ihren Prokuratoren hatten sich zeitig eingefunden.

Spannung lag auf aller Gesichter.

Am Richtertisch saß diesmal außer den beiden Generalkommissaren auch der Hofrichter Dreier und beschäftigte sich wie nebensächlich und unbeteiligt mit den aufgelaufenen Akten. Dennoch horchte er scharf auf und schrieb von Zeit zu Zeit Bemerkungen nieder.

Anna Magdalena reichte Fuhrmann die Bittschrift, die ihr der Hofrat Theopold aufgesetzt hatte. Nachdem er sie kurz überflogen hatte, händigte er sie dem Vorsitzenden ein und bat im Namen seiner Prinzipalin

demütigt nach ihrem Inhalt zu erkennen. Aber Gottschalk wies sie mit einer kurzen Handbewegung zurück, nicht einen Blick warf er in sie.

„Dummes Zeug! dummes Zeug!“ sagte er kurz angebunden.

Fuhrmann sah ihn erstaunt an.

Abgelehnt? Was sollte das bedeuten? Es kam schließlich auf dies Schriftstück, das die Bitte um Gewährung einer Revision wiederholte, nicht allzuviel an. Fuhrmann konnte den Inhalt späterhin mündlich wiedergeben. Aber einfach abgelehnt? – Das war doch stark!

Betreten ging Fuhrmann auf seine Platz und legte das verschmähte Schriftstück neben sich.

Der Gegenanwalt nahm das Wort. Kurz und sicher erklärte er die von der Niedermeierin erbetene Revision für notorisch frivol und ersuchte den Gerichtshof, sie damit abzuweisen. Sein Prinzipal sei bereit, den verlangten Eid abzuschwören.

Fuhrmann hatte während der Rede seines Kollegen unbekümmert in der Bittschrift gelesen. Als das Wort ‚frivol‘ fiel, stutzte er und sah auf. Er ließ Cramer nicht mehr aus den Augen. Kaum hatte er geendigt, so sprang er auf.

„Wie kann gegnerischer Sachwalter behaupten,“ rief er mit erhobener Stimme, „daß die von meiner Prinzipalin erbetene Revision notorisch frivol sei? Bitte derowegen das wohllobliche Gericht, unschuldig Ehebeklagte gegen dies oftmalen interponierte höhnische Anzipfen in Schutz zu nehmen! Das Mittel der Revision ist in den Rechten verordnet und gestattet und kann meiner Prinzipalin nimmermehr abgeschnitten werden. Wohl möchte eingeworfen werden, daß eine Revision der Revision nicht stattfindet. So ist doch bekannt, daß solches seinen gewiesenen Weg hat, wenn in dem Revisionsverfahren das frühere Erkenntnis konfirmiert wird. Wann aber das frühere Erkenntnis reformiert wird, so hat es eine andere Bewandnis. Dann kann dem, der das frühere Erkenntnis für sich hat, gestalten Sachen nach die Revision nicht abgeschlagen werden, wie solches täglich allenthalben praktiziert wird und die höchste Billigkeit erfordert. Wird also der gegnerischen Partei das Wort ‚frivol‘ als kalumniös und impertinent wieder heimgeschickt. Vielmehr gedenket Ehebeklagte Gründe beizubringen, vermittelt deren dargetan werden soll, daß sie zu der Revision wohl befugt gewesen, maßen der von der löblichen Fakultät zu Erfurt begangene Irrtum gleichsam mit Händen zu greifen ist. Diesem allem nach nun gereicht an Euer wohledlen und wohlehrwürdigen Herrlichkeiten und Gunsten

ermelte Niedermeiersche die demütige Bitte, sie geruhen großgünstig, ihr in Afterfolgung dieses Mittels keine Schwierigkeit zu machen, sondern ihr unter denselben Bedingungen, wie ihrem Widersacher vordem geschehen, die Revision hochgeneigtest zu verstatten.“

Fuhrmanns Worte verhallten.

Eine schwüle und unbehagliche Stille folgte. Die Landsberger traten aufgereggt hin und her und scharrtten mit den Füßen. Erwartungsvoll reckten sie die Köpfe. In ihren Gesichtern lauerte es unsted und bösarlig, wie Raubtiere schielten sie nach der Niedermeierin.

Anna Magdalena bemerkte es nicht. Auch sie hatte sich Gottschalk zugekehrt, aber in ihrer Leidensmiene dämmerte kaum ein Fünkchen Hoffnung. Ihre Seele war zum Verzweifeln matt. Heiß brannte die Sonne auf den Fenstern. Man hörte das Summen der Fliegen, die gegen die Scheiben irrten. Anna Magdalena hörte nur ihr schlagendes Herz. Sie krampfte die Hände ineinander und murmelte still für sich ein gequältes Vaterunser.

„Wie wird's enden? wie wird's enden?“ dachte sie verzagt. „Gott sei mir gnädig!“

Endlich sah sie, daß Gottschalk ein Blatt ergriff und vorzulesen begann.

Ihr verschwammen seine Worte, sie konnte sie kaum verstehen. Und doch sprach Gottschalk sehr deutlich, scharf und abgerissen nach seiner Gewohnheit, wenn er mit den Parteien verhandelte.

Dreier und der Generalsuperintendent unterhielten sich leise.

Gottschalk aber verkündete:

„Auf die jüngsthin nach veröffentlichtem Urteil von beiden Teilen gehaltenen Rezesse ist Bescheid: Ob man wohl in Ansehung einiger in den Entscheidungsgründen von der löblichen Juristenfakultät zu Erfurt angeführten Motiven und der Sachen schädlichen Verlängerung, wodurch beide Teile sich in unwiderbringlichen Schaden stürzen, bei hiesigem Gericht sehr angestanden, in das Suchen einer weiteren Revision zu willigen, so wird dennoch im Übermaß der Gnade, und damit Ehebeklagte sich desto minder zu beschweren habe, die gebetene Revision verstattet, doch dergestalt, daß sie für den Fall des Unterliegens weniger nicht denn dreißig Goldgulden deponiere, als nebst ihrem Advokaten im nächsten Termine den Revisionseid ablege. Falls sie aber dem allen der Gebühr nicht nachkommen würde, soll die Revision für verfallen erklärt und die Ehebeklagte durch zulängliche Zwangsmittel zur Vollzie-

hung der Ehe angehalten werden. Die von Ehebeklagten übergebene Schrift wird als unzulässig nicht angenommen.“

Gottschalk reichte das Blatt mit einer gewissen feierlichen Bewegung dem Protokollführer zur Eintragung und war im Begriff, den Termin zu schließen. Da bat ihn Fuhrmann noch um das Wort. Widerwillig ließ ihn Gottschalk sprechen. Aber die Männer am Richtertisch waren gespannt.

Fuhrmann sann noch einen Augenblick vor sich hin. Sein Entschluß wurde ihm nicht leicht. Er hatte das ekle Gefühl, als müßte er in ein Spinnwebgewebe greifen.

Es mußte sein! Fest und entschieden stemmte er beide Fäuste auf seinen Tisch und nahm das Richterkollegium scharf in die Augen.

„Meine Prinzipalin ist voll Freude und Dank für die so gnädigst verstattete Revision und wird es den wohlledlen und günstigen Herren Generalkommissaren mit dankwierigem Herzen jederzeit und allerorten zu erkennen wissen. Wiewohl nun sich nicht anders hätte gebühren wollen, dann daß solcher Revision hinfort ihren ungehinderten Lauf gelassen und darin einige Sperrung nicht gemacht würde, hat die Ehebeklagte dennoch gegründete Bedenken, den erteilten Bescheid unwidersprochen passieren zu lassen.“ Fuhrmann unterbrach sich und richtete sich auf. Seine Worte wurden schärfer. „Wie mag nur dem künftigen unparteiischen Urteilsfasser vorgegriffen werden, wenn man ihm zu verstehen gibt: der Ehebeklagten würde die Revision nur im Übermaß der Gnade verstattet? – Im Übermaß der Gnade? – Will man ihm damit zu erkennen geben, daß man sie sonst aus Gründen Rechts hätte abschlagen mögen? – Soll es so scheinen? – Wahrlich dieser unfreundlichen Ahndung hätte sich die Ehebeklagte nicht versehen.“ Wieder unterbrach sich Fuhrmann und wollte versöhnlich schließen: „Da es sich gewiß nur um eine bloße Redewendung ohne geringstes Präjudiz handelt, so bittet Ehebeklagte demütig, man wolle doch nicht eher judizieren, bis man gesehen, gehöret und erwogen, worauf ihre Beschwerden eigentlich beruhen. Die gute Ehebeklagte, die mit dem Richter selbst nicht disputieren kann, setzt alle ihre Hoffnung und Zuversicht auf die Unparteilichkeit und Legalität der Aktenversendung.“

Schon nach den ersten Sätzen war Gottschalk erregt aufgesprungen. Seine Augen funkelten und seine Hände arbeiteten planlos und unruhig unter den Papieren, die auf dem Tische umherlagen. Unerträglich heiß wurde ihm. Er ging an ein Fenster und riß es auf. Dienstbeflissen sprang

Schlüter hinter ihm her. Mit heftigen Schritten kehrte Gottschalk an seinen Platz zurück. Er wollte Fuhrmann in das Wort fallen. Als dieser schwieg, fuhr er ihn sofort an.

„Ist doch eine unerhörte Behauptung, als wollte man künftigem Urteilsfasser schon vorher gleichsam vorschreiben, wie das Urteil lauten soll. Soll es heißen, ob ginge Gewalt vor Recht und hegeten wir das Gericht nach eigenen Affekten zu vorsätzlicher Unterdrückung des klaren Rechtes der Untertanen? Soll es so sein? – Dummes Zeug! dummes Zeug! – Das Konsistorium hat gar die Macht, eine Revision zu verweigern. Das vergesse Ehebeklagte doch nicht! Man hätte wahrlich erhebliche Ursachen genug gehabt, der Beklagten die Rechtswohlthat dieses Mittels, so sie lediglich frivol zu Aufenthalt der Sachen ergriffen, platt vor der Faust abzuschlagen. Man hätte sich ehender eines andern dann dieses Einwendens versehen und ist keineswegs gesonnen, auch nur einen Schritt von erfolgtem Bescheide abzuweichen. Man wird auch ferner prozedieren, wie sich das seiner Ordnung nach gebühret. Dar-nach Ehebeklagte sich zu richten.“

Gottschalk hatte kurz und drohend abgebrochen. Wieder eilte er an das Fenster, um es zu schließen. Der Zugwind war ihm unangenehm geworden, da er in Schweiß geraten war. Auch diesmal sprang Schlüter pflichtschuldigt herbei und half die Fenster zu verkrampen. Gottschalk aber trat zu seinen Kollegen und sprach unwillig auf sie ein. Sie schüttelten ebenfalls den Kopf und waren mit seiner Auffassung einverstanden. Er setzte sich wieder und ließ sich nochmals den Bescheid von dem Protokollführer reichen. Während er ihn durchlas, wiederholte er mehrfach: „So bleibt es! – Just so soll es sein!“

Wenn auch eine feine Röte Fuhrmanns Gesicht überzogen hatte, blieb er äußerlich ruhig und leidenschaftslos. Es hatte keinen Zweck, daß auch er zornig wurde. Er hatte einen entgegenkommenden Bescheid keineswegs erwartet, da an dieser Stelle seine Mandantin längst verurteilt war. Er handelte nur noch aus rein formalen Gesichtspunkten, obwohl er bemerkt hatte, daß sein Einwurf nicht einmal protokolliert war.

Er mußte noch auf einen Punkt in dem Bescheide zu sprechen kommen.

„Die gestrengen Herren wollen Ehebeklagten dennoch zu Gnaden halten,“ sagte er, „wenn sie de- und wehmütig noch eine Bitte zu gnädigster Gewährung verstellen.“

„Was denn noch?“ fragte ihn Gottschalk barsch und ungeduldig.

„Die Zeiten sind schlecht – das letzte Jahr war ein Hunger- und Kummerjahr. Es steht in Gottes höchster Hand, wie die Ernte gedeihen mag, daß sie den Bauern wieder zu Kräften bringet. Ohndem ist die Meiersche durch den ihr von dem Landsberger angehälseten schweren und gleichsam geldfressenden Prozeß leider in fast unwiderbringlichen Schaden gestürzt. Sie bittet daher das wohllobliche Gericht und tuet sich guten Erhörs getrösten, daß ihr hochgünstig die auferlegte Summe von dreißig Goldgulden ermäßigt werde.“

Gottschalk hatte höhnisch gelacht und seinen beiden Kollegen überlegend zugnickt.

„Liegt es an dem Konsistorium,“ sagte er, „wenn Ehebeklagten der Prozeß langwierig geworden? – Der Milde ist wahrlich genug gewaltet. An ihr hat es von Beginn an nicht gefehlet, wohl aber, will man vermeinen, an der Einsicht der Beklagten. – Was ist das nun wieder für ein Getue, als wäre die Summe zu hoch? Könnte selbige hiesiger Revisionsordnung gemäß nicht auf fünfzig Reichstaler erhöht werden? – Ist nicht anders, als sollte gleichsam anhaltend das Gericht und dessen Bescheid eludiert und bespottet werden.“

„Gar weit ist der Meierschen Gemüt davon entfernt,“ entgegnete ihm Fuhrmann. „Da aber dem Verlaut nach vermeinter Ehekläger nur fünf Goldgulden bei seiner erhaltenen Revision deponiert hat, hoffet sie, daß auch ihr, gleich dem Landsberger geschehen, die Summe auf fünf Goldgulden remittiert werden möchte.“

„Dummes – – –,“ Gottschalk besann sich und kehrte sich ärgerlich ab. Dann sagte er: „Irrelevanten Einwendens unerachtet bleibt es dabei, daß die Niedermeiersche die definierten dreißig Goldgulden erlegen soll. Ansonsten wird die Revision für verfallen erklärt.“

Fuhrmann sah ein, daß eine weitere Auseinandersetzung zwecklos war. Die Richter rüsteten bereits zum Aufbruch. So verzichtete er auf das Wort. Schlimmstenfalls wollte der selbst dafür sorgen, daß die verlangte Summe schon am nächsten Termine zur Stelle sein würde. An der Geldfrage sollte die Revision nicht scheitern.

Aus recht treuherzigen Augen hatte Anna Magdalena während der letzten Aussprache die Richter angeschaut, bald den einen, bald den andern. Selbst ein Schimmer von Freude hatte ihr Gesicht verklärt, als sie vernahm, daß ihr Prozeß nochmals zur Verhandlung kommen sollte. Das Schicksal hatte es doch günstiger mit ihr im Sinne, als sie in ihrer

Angst gedacht hatte. Sie hatte auch die Worte ‚im Übermaß der Gnade‘ anders erfaßt, als ihr Anwalt, und war sich ihres verächtlichen Nebensinnes nicht bewußt geworden. Für sie war die Wendung wirklich ein Übermaß der Gnade, daß ihr Herrgott ihr zuteil werden ließ, ein Hoffnungsstrahl, nachdem er sie in ihrer Demütigung hatte prüfen wollen. Sie bat im Stillen auch Fuhrmann ihr Unrecht ab, daß sie auch nur einen Augenblick mit ihm unzufrieden gewesen war. Heute hatte er sie nicht von den Landsbergern beschimpfen lassen. – Wie die Männer jetzt unwillig und verdrossen dastanden! Sie sah es und freute sich fast.

Was sie dann aber doch traurig machte, war das viele Geld, das sie nun wieder zahlen sollte. Was hatte sie nicht schon alles hergeben müssen, bald an sauer ersparten Talern, bald auch an Naturalien. Die Anwälte waren schließlich auch mit dieser Entschädigung zufrieden. Es kam aber so unglaublich viel zusammen, wenn sie alles berechnete. Und immer mehr verlangte man von ihr, es riß nicht ab. Daß der Landsberger nun gar noch weniger zahlen sollte, wie sie, wurmte sie jetzt auch. Davon hatte sie bisher nichts gewußt. Das verstand sie nicht und meinte, es dürfte auch nicht sein. Es war ihr daher recht, daß Fuhrmann darauf zu sprechen kam. Sie nickte ihm beifällig zu. Aber niemand achtete auf sie.

Nun wollte sie zusehen, das versprach sie Fuhrmann, wie sie das Geld rechtzeitig beibrachte. Schwer genug würde es halten.

Damit trennten sie sich und Anna Magdalena ging wieder nach Bra-ke.

## XXVIII.

Hofrat Theopold arbeitete an seiner Revisionsschrift. Es hatte verlautet, das geistliche Gericht dachte gar nicht daran, die Akten nochmals an eine Juristenfakultät zu verschicken, sondern hätte beschlo-ssen, das Endurteil in diesem Eheprozeß durch das lippische General-konsistorium selbst sprechen zu lassen. Dies Gerücht hatte Theopold in Harnisch gebracht. Die Andeutung allein genügte ihm, er war wild und aufsässig. Mit dem heiligen Zorn einer in den Grundfesten ihres Ge-rechtigkeitsgefühls beleidigten Seele schrieb er und schrieb.

Die Galle lief ihm über und stellenweise las sich seine Arbeit wie ein übles Pamphlet. Er achtete nicht darauf. Er konnte es nicht über sich

gewinnen, hinterher auch nur ein Wort zu mildern. So sehr drängte es ihm, diesen Herren, mit denen er sich in seinem Leben weidlich hatte herumschlagen müssen, einmal noch vor Augen zu halten, wie er über sie dachte.

So schickte er seine umfangreiche Schrift der Niedermeierin zu. Tag und Nacht hatte er an sie gegessen. Sein alter Körper hatte zuweilen geächzt.

Man war mitten in der Erntezeit. Es war gewiß nicht böser Wille, wenn Anna Magdalena erst nachmittags zu dem angesetzten Termin erschien. Sie war aufgehalten worden und hatte der Zeit nicht geachtet.

Mit bösem Gewissen kam sie in die Gerichtsstube und bettelte fleißig um ein gutes Wort. Aber Gottschalk war unwillig und nahm ihr den Eid nicht ab, sondern beschied sie auf acht Tage später. Leise schlich sie wieder fort.

Sie nahm sich vor, diesmal pünktlich zur Stelle zu sein. Aber als sie in frühster Morgenstunde aufbrechen wollte, entlud sich ein so heftiges Gewitter, daß sie sich nicht hinauswagte. Ängstlich verfolgte sie die Wolken und war kaum von dem Fenster fortzubringen. Das Haus dröhnte unter den schweren Donnerschlägen, daß sie meinte, das Herz müßte ihr stille stehen. In Wolkenbrüchen prasselte der Regen gegen die Wände. Kaum wurde es ein wenig hell, so schlug Anna Magdalena ihren Rock über den Kopf und stürmte auf dem oft gewanderten Wege nach Detmold. Auf Pfützen und Schmutz achtete sie nicht.

Wieder kam sie zu spät. Aber diesmal hatte Gottschalk Nachsicht mit ihr und wollte ihr am nächsten Morgen früh um acht Uhr den Eid abnehmen.

Die Schrift ihres Advokaten ließ er sich einhändigen.

Vergebens hatte des Landsbergers Prokurator verlangt, daß wegen wiederholten Nichterscheinens der Beklagten ihre Revision für verfallen erklärt würde. Gottschalk wies ihn mit seinem Einwand ab. So sehr war er seiner Sache sicher, daß er sich durch Nebensächlichkeiten nicht beirren lassen wollte.

Anna Magdalena war nicht erst heimgegangen, sondern hatte in der Stadt übernachtet. Rechtzeitig kam sie zu der angesetzten Stunde in das Gerichtszimmer. Ihr Prokurator war verreist, sie war diesmal allein und die Leere und Stille um sie ward ihr unheimlich.

Gottschalk entblößte sein Haupt und befahl dem Schreiber, der Beklagten die Warnung vor dem Meineide vorzulesen. Dann erhob Anna Magdalena die Schwurfinger und sprach den Eid nach.

Sie hatte großes Herzklopfen und sagte die Worte schnell her, ohne ihren Zusammenhang aufzunehmen. Dann aber war sie gleich wieder geschäftig, als man die festgesetzte Summe von ihr verlangte. Das erschien ihr als die Hauptsache. Sie zählte dreißig Goldgulden bar auf.

Nun wollte sie wieder gehen und stand schon an der Türe, aber Gottschalk rief sie zurück. Verlegen wandte sie sich um und sah nach dem Pedellen.

„Ihr seid noch nicht entlassen, Niedermeiersche.“

Anna Magdalena wagte nicht, von der Türe fortzugehen. Hatte sie etwas versehen? Sie überlegte schnell, glaubte aber alles getan zu haben, was Fuhrmann ihr geraten hatte. Was also noch? Sie war seit einiger Zeit so schreckhaft geworden.

Gottschalk hob drohend ihre Revisionschrift in die Höhe und schlug sie klatschend auf den Tisch.

„Wie könnt Ihr Euch erdreisten, Weib,“ fuhr er sie lärmend an, „solch vermaledeites Machwerk dem wohlloblichen Gericht zu überreichen?“

Anna Magdalena wurde totenblaß. Gerade heute mußte Fuhrmann sie hier allein lassen. Was sollte sie nun beginnen? Wie kam sie nur hinaus?

„Hab’s so bekommen, gnädigster Herr,“ sagte sie furchtsam.

„Von wem?“

„Vom Herrn Advokaten . . .“

„Das ist der Theopold aus Brake?“

„Ja, gnädigster Herr.“

„Wahrlich, einen schlimmeren Sachwalter hättet Ihr Euch nicht erkießen können. Wisset Ihr nicht, daß er ein jedem Unpassionierten dieses Orts bekannter, unruhiger Kopf ist? Wisset Ihr nicht, daß dieser Kerl eine Profession bei seinen müßigen Tagen davon macht, wie er hiesige gräfliche Obergerichte und ihre Judicata hecheln möge? – Wisset Ihr das nicht? . . . Wisset Ihr nicht, daß ihm wegen seiner ottergiftigen Feder das Handwerk längst gelegt ist? – Und zu dem Manne haltet Ihr?“

Anna Magdalena wußte nichts zu sagen.

„Ist es nicht schon ohne, daß die ganze Welt dieses Ends über Eure eigene frevelmütige Halsstarrigkeit und Widersetzlichkeit gegen Eure

ordentliche, ja was noch mehr, gegen die hohe Landesobrigkeit bestürzt ist? . . . Und nun lasset Ihr Euch noch von einem solch bösarigen Advokaten fomentieren?“

„Weiß wirklich nicht, gnädigster Herr, was in der Schrift verfasst ist. Kann selbst nicht lesen, weniger schreiben.“

„Da hat euch also dieser vermaledeite Hetzer wider Euer Wissen und, wie Ihr itzt saget, auch wider Euren Willen die greulichste und schmähhichste Lasterkarte, so jemals mag gefunden worden sein, zur Bahn gebracht? . . . Spricht von Ochsen und Schweinen, wenn er vornehmen Eheklägern und seine achtbare Familie meint, und beschmutzet ihre ehrliche Hantierung! Perstringieret nicht allein die gnädigste Herrschaft, als auch dero hohe Bediente und die Konsistorialen gar herbe mit einem Haufen voll Injurien, Schmähungen und Anzüglichkeiten! Und ist alles eine schier unglaubliche Menge unjustifizierlichen Verfahrens und Vergewaltigungen! Verhehlet die Wahrheit und setzet dafür wer weiß was für Ränke und Schliche. – Und dessen wollet Ihr nicht Wissens sein?“

„Ist wirklich nicht von meinem Wissen, gnädigster, lieber Herr,“ beeilte sich Anna Magdalena zu beteuern.

„Dummes Zeug! dummes Zeug!“ Gottschalk trommelte mit allen Fingern auf der Tischplatte umher und tat aufgebracht und überlegen.

Anna Magdalena war verzweifelt. Daß man ihr niemals glaubte! Es schrie förmlich in ihr auf von namenlosem Weh. Hilflos blickte sie den Richter an. Was sollte sie tun, ihre Unschuld zu beweisen? Was konnte sie ihm noch sagen?

„Wann habt Ihr dies Sudelwerk bekommen?“ fragte Gottschalk sie wieder.

„Ehegestern, gnädigster Herr.“

„Und da spricht Ihr auch mit Theopold?“

„Nein, gnädigster Herr, maßen er mir die Schrift durch einen Knecht schickte.“

„Wann spricht Ihr ihn das letzte Mal?“

„Kann eine Woche und zwei her sein.“

„Und seitdem nicht?“

„War hille Erntezeit, gnädigster Herr. Hatte alle Hände voll zu tun.“

Gottschalk betrachtete sie forschend und hätte sie gern auf eine Lüge festgelegt. Sie hielt aber seinem Blick stand, so sehr sie auch vor Er-

regung bebte. Nach einer Weile stummen Nachsinnens ließ er sich wieder vernehmen:

„Die Konsitorialen hätten gewiß Fuge und Recht, nunmehr ohne einziges Nachsehen die Revision aus dieser Ursache allein für verfallen zu erklären. Man will aber noch einmal, itzo aber zum letzten Male Nachsicht mit Eurer Unvernunft üben und injungieret Euch, eine andere und von allen Kalumnien und Anzüglichkeiten gesäuberte Schrift innerhalb acht Tagen bei hiesigem Gericht einzuschicken. Kommt Ihr dann wieder mit dergleichen schmähhlichen Schriften angezogen, dann wird dies Gericht Euch hinkünftig nicht weiter hören, vielmehr Euch zu Eurer Schuldigkeit desto nachdrücklicher anweisen. Ihr habet das verstanden?“

„Ja, gnädigster Herr.“

„Darnach Ihr Euch zu richten!“

Gottschalk ließ das abgelehnte Schriftstück der Niedermeierin durch den Pedellen aushändigen. Sie nahm es hin, froh noch einmal so guten Kaufs davon gekommen zu sein. Gottschalks Augen hielten sie aber noch fest. Es kam plötzlich etwas weiches in diese Augen. Er kam selbst zu ihr und stellte sich dicht vor sie hin. Sie wich ängstlich vor ihm zurück. Eine Weile schwieg er und sie wußte nicht, ob sie zu ihm aufblicken sollte. Sie wollte ihn gewiß nicht wieder erzürnen, wenn er sie nur erst gegehen ließ. Was wollte er noch von ihr? Da hörte sie ihn sprechen:

„Meiersche, wie könnet Ihr so verstockten Gemütes die vielfältig verspürte Gnade Eurer Obrigkeit verwindschlagen? Ist es Euch denn nimmermehr leid? Müsset ja ein Herz wie Stein haben! – Meiersche, noch ist es Zeit! . . . Noch könnet Ihr frei wählen und niemand wird Euch darum schelten. – Im Zwang ist die Ehe ein leidig Hauskreuz.“

Anna Magdalena verstand, was man von ihr wollte. Eiskalt wurde ihr und traurig senkte sie den Kopf. Stumm, aber entschieden, verneinte sie und ihre Brauen verzogen sich merklich.

„Dann Euer Sach!“ schalt sie Gottschalk erbost und kehrte sich ab.

Bekommen ging Anna Magdalena von dannen.

Ohne Aufenthalt eilte sie nach Brake und klagte dem Hofrat Theopold ihre Not. Sie war so erregt und verängstigt, daß sie sogar mit Bitterkeit über ihre Enttäuschung sprach. Sie hatte sich mit ihrer ganzen Seele ihrem Advokaten anvertraut. Er mußte doch wissen, was man

wollte und wünschte. Je eifriger sie aber wurde, desto herzlicher lachte Theopold, daß ihm zuletzt die Augen tränten.

„Da hat man wohl weidlich wider mich geflucht und gewettert? . . . Meiersche, was?“ fragte er. „Gab wohl ein dräuendes Ungewitter? . . . Mal raus mit den Vokabeln!“

Anna Magdalena nickte zustimmend.

„Das soll wohl sein.“ Sie erzählte, was sie noch wußte, konnte es aber doch nicht vollständig zusammenbringen.

„Kann mir's denken, wie es über mich hergegangen,“ sagte er und sah der Niedermeierin belustigt in die Augen. „Wir Theopolds haben gar leicht ein so jaches Blut! Jesus Sirach aber prediget: ‚Sei nicht zänkisch für Gericht und halte die Richter in Ehren‘.“

Anna Magdalena bat und bettelte und weinte schließlich in hellen Tränen.

Da wurde der Hofrat böse.

„Das versteht Ihr nicht . . . gar nicht! . . . Das geht Euch auch gar nichts an! . . . Ist mein' Sach! . . . Verdammtes Weibergeplärr . . .“

Das weißumlockte Gesicht wie mit Blut übergossen, sprang der Hofrat auf und durchquerte sein Zimmer. Seine wilde Kampfesnatur begann sich zu recken. Jetzt weichmütig werden und nachgeben? – Er? – – Theopold? . . . Es war ja zu lächerlich! – Er entstammte einem gottesfürchtigen Geschlecht, das in manchen Gliedern in inniger Zuversicht der Welt das Heil des Evangeliums gepredigt hatte. Aber ihnen allen saß das Herz auf dem rechten Fleck und drängte nach Kampf, wenn irgendwo ein ungerechter Haushalter die Gnadengaben seines Gottes veruntreute. Man atmete doch? – und da sollte man nicht leben? – – Noch gab es Rechtsmittel genug, sie waren längst nicht erschöpft, und wo nur ein Wille war, fand sich auch schon ein Weg. Die Schächer am gründen Tisch fürchtete er nicht, nachdem er erkannt hatte, was sie in diesem Eheprozeß bezweckten.

Anna Magdalena saß steif da und wagte nichts zu sagen. Wenn nun auch er sie verließ, er, den sie lieb gewonnen hatte, wie einen Freund, er, der sie bisher so väterlich beschirmt hatte?

Wie wenig kannte sie ihn!

Ihn rührte jetzt ihre trostlose Bekümmernis. So blieb er vor ihr stehen und sagte:

„Soll man Dinge verhehlen, Meiersche, da sie kundig und erweislich sind? Was haben hieran die Herren Konsistorialen sich zu stoßen? Sie

konnten Euch und den Landsberger wohl zusammen geben, wenn Ihr im Unrecht wart. Was hatten sie aber nötig, Euren Handel zu ihrem Rechtsstreit zu machen, daß nach der Hand kein Mensch mehr weiß, ob Ihr noch mit dem Landsberger, oder mit den Herren Konsistorialen zu tun habet? Und wenn man mit Recht dem widerstreitet, dann haben sie itzo so delikate Ohren, daß sie die Wahrheit nicht zu hören vermögen? – Merket Ihr nicht, wie ungereimt das ist? Kam die Frage einmal auf das Tapet, ob der Landsberger möchte zum Eide zugelassen werden, dann mußte auch seine Person in Betracht gezogen werden, wengleich es auch vorher nicht geschah. Ist da nun viel Rühmens von zu machen? Warum, frage ich, können die Herren es nicht vertragen, daß des Landsbergers Hantierung, nämlich seine Roßtäuscherei, angezogen wird? Hat er deswegen was zu sprechen, gut, so komme er nur an, so soll ihm noch besser remonstriert werden, was er für ein Gesinde ist. . . . Und seine Familie! . . . Was hat er für eine Familie? Stillgeschwiegen mit Familie, damit der Henker nit dahinter herkomme. – Und solches sind Kalumnien? und um solcher willen soll die Schrift stracks verworfen werden? . . . Warum können die Herren Konsistorialen die Schrift nicht vertragen? – Meiersche, kommt nur alleine her wegen ihrer Parteilichkeit und wegen der hohen Rekommodation der Landesherrschaft und des wohlgebornen Herrn Landdrosten! Man will sich die Gratifikation nicht entgehen lassen! . . . Da liegt's! . . . Darum machet man diese fukaten Vorstellungen. – Sehet Ihr das alles nicht?“

„Wenn es aber zu meinem Besten ist . . . lieber, lieber Herr . . .“

Wie verzweifelt rang Anna Magdalena die Hände.

„Was versteht Ihr von Eurem Besten? Vermeinet Ihr, daß sich die Herren Konsistorialen damit besänftigen lassen, wenn meine Schrift in den Dingen, darin sie etwas herbe lautet, korrigiert und gemildert wird? Beileibe nicht! Sie soll nur ganz nach ihrem Willen eingerichtet werden, um Euch desto leichter über den Tölpel zu werfen! Just so aber, wie ich sie Euch verfasset, soll sie auch dem künftigen unparteiischen Urteilsfasser eingehändigt werde, daß er der Herren unerhörte Parteilichkeit recht zu durchschauen vermag.“

Wieder bat und bettelte Anna Magdalena, die Herren nicht zum äußersten zu reizen. In ihren Augen malte sich das Elend einer grenzenlosen Verzagtheit. Sie sank in sich zusammen und starrte vor sich hin.

Theopold hatte kaum hingehört, was ihm gesagt war. In Nachdenken versunken, hatte er sich an seinem Schreibtisch niedergelassen und

überlas seinen Schriftsatz. Dann hielt er Zwiesprache mit sich, als wäre er allein: „Die Herren Konsistorialen haben sich wohl daran gestoßen, daß ihre Parteilichkeit gar zu scharf berührt ward . . .“ Er brummte ärgerlich vor sich hin. „Gut, was derhalben gesagt war, soll, wenngleich zum ungestandenen Fall, ausgeworfen sein.“

Er durchstrich ein paar Sätze und las und blätterte weiter. Dann aber stieß er auf einen Abschnitt, der nach seiner Auffassung ein so durchaus wahrheitsgetreues Bild der verdächtigen Prozeßführung wiedergab, daß er seine Unterdrückung nicht über das Herz bringen konnte. Er überlegte hin und her, schließlich schüttelte er unwillig den Kopf. „Das muß stehen bleiben,“ rief er voll Ingrimms aus, „und wenn den Herren die Galle überlaufen sollte! . . . Soll dies armselige Weib zugeben, daß ausgerechnet am Generalkonsistorium ihr Recht gesprochen werde? Die Wahrheit ist hier geschrieben, und was da geschrieben steht, kann auch behauptet werden! Damit Gott befohlen!“

Heftig schlug er das Blatt um und kam zu dem Teil seiner Arbeit, der sich ausführlich mit den Landsbergern beschäftigte. Er fand seine gute Laune wieder und lachte herzlich, während er las. „Circe, die neckische Göttin, hat euch in Ochsen und Schweine verwandelt, wie ihr es verdient, ihr Gesinde, ihr niederträchtiges Pack! . . . Muß euch also mit ihrem Zauberstabe berühren, daß ihr wieder menschlich werdet? . . . Mag’s hingehen! . . . Auch was ihretwegen euch zu herbe schien, meine geehrten Herren, soll mitigieret werden, soviel immer der Sachen Notdurft leiden will. Sagen wir hier also ‚das Landsbergische Gesinde‘ und hier ‚der unverschämte alte Landsberger‘. Besser seid ihr Hallunken dadurch nicht worden und schöner, wie die Gefährten des erfindungsreichen Odysseus, seht ihr, weiß Gott! auch nicht aus . . . Aber die Borsten sind wenigstens fort und vielleicht auch der Gestank.“

So strich und verbesserte er noch eine gute Weile und war zuletzt heiter und befriedigt.

„Das übrige müssen die Herren schon verdauen und sollte es auch Bauchgrimmen versetzen! – Meiersche, nun flennet nicht weiter! Damit verderbet Ihr Eure schönen Augen. . . . Wie steht’s übrigens um die Ernte?“

Anna Magdalena kam auf andere Gedanken und wurde mittheilsam. Sie hatte gesehen, daß der Hofrat schrieb und war beruhigt. Still hatte sie gewartet. Er würde nun schon das Richtige treffen, wie es die Herren verlangten.

Zum Abschied verabredete der Hofrat mit ihr, daß er seine Schrift nochmals abschreiben lassen und sie dann dem Gericht einschicken würde. Sie selbst konnte sich den Weg nach Detmold sparen.

Sie ging in schweren Sorgen heim. Und doch konnte sie dem alten Manne nicht gram sein. Sein herzugewinnendes Lachen hatte etwas sieghaftes. Trotzdem sie hören mußte, daß er es den Richtern nicht recht gemacht hatte, fühlte sie in seiner Nähe eine Sicherheit, die sie sonst nur in ihren Wirtschaftsräumen empfand.

Je näher sie ihrem Dorfe kam, je zuversichtlicher wurde ihr wieder zumute. Die Sonne stand nicht mehr hoch am Himmel. Feierabend atmete die Natur und ringsum zirpten zahllose Grillen. Anna Magdalena hatte ihr Kirchdorf Cappel durchschritten und kam an der alten breitästigen Linde vorüber, unter deren Schatten bisweilen der lippische Landtag sich zusammenfand. Sie schritt den Berg in die Höhe und verlor sich in der Kühle seines Gehölzes. Sie staunte und freute sich über die reichliche Mast, die sie vorfand. Das gab einen guten Verdienst an den Schweinen. Als sie aus dem Walde heraustrat, lag Brüntrup vor ihr. Zwischen dem Grün der Eichen tauchte ihr Wohnhaus mit seinem gewaltigen Schobendach und seinem freundlichen Fachwerk vor ihr auf. Sie sah ihr Gesinde auf dem Hofe fleißig umherwirtschaften. Da wurde es ihr warm und fromm zu Sinn. Sie hätte aus gequältem Herzen aufschreien mögen, doch ihr Mund blieb stumm. Aber zum Himmel schaute sie empor und legte unwillkürlich eine Hand auf ihr Herz.

Es konnte vielleicht noch alles gut werden.

Wenn sie nur erst aus dieser Ungewißheit wäre!

## XXIX.

Gottschalk hatten den Generalsuperintendenten und Dreier zu einer Sitzung versammelt und las ihnen Theopolds verbesserten Schriftsatz vor.

Die Herren machten erstaunte Gesichter. Daß Theopold auf ihre Wünsche nur zum geringsten Teil eingegangen war, sah diesem widerborstigen Menschen schon ähnlich. Dennoch hatten sie die Schrift im Interesse seiner Klientin anders erwartet.

Jetzt hieß es die Taktik ändern.

Der Generalsuperintendent schlug vor, die Revision für verfallen zu erklären und die streitenden Parteien, wenn es nicht anders zu erreichen war, im Wege des Zwangsverfahrens miteinander zu verehelichen. Das war dann seines Amtes.

„Sollen wir das bestimmen?“ warf Gottschalk bedenklich ein.

Der Generalsuperintendent blickte überrascht auf.

„Vermeine schon zu verstehen, was der Herr Kollega befürchtet,“ sagte Dreier nachdenklich.

„Es stehet klärlich zutage,“ faßte Gottschalk seinen Gedankengang zusammen, „daß auch die anmaßlich korrigierte Revisionsschrift also nicht eingerichtet und von stacheligen Redensarten gesäubert ward, wie es hiesiger Ordnung und gemeinen Rechten gemäß ist.“

„Ist sonder Zweifel die vorige Schmähschrift,“ bestätigte Dreier. „Nichts anders!“

„Wird auch ein Blöder beipflichten müssen,“ fügte der Generalsuperintendent hinzu.

„Handgreiflich sind die Ludifikationen,“ fuhr Gottschalk fort, „womit man gegenteilig ohne Betrachtung der vielfältig vorausgegangenen Warnungen dieses Gericht und dero Bescheide gleichsam gespottet hat. – Dennoch – dennoch will es mir scheinen, daß es viel angemessen wäre, dermalen die rechtlichen Prozeduren so einzurichten, um das geistliche Gericht allen Verdachts zu entlegen.“

Dreier, der mit Verständnis Gottschalks Worten gefolgt war, nickte zuletzt hastig. Wenn ihnen beiden auch ihr Weg vorgeschrieben war, wollten sie ihr juristisches Gewissen doch soweit rechtfertigen, daß ihnen der Ausgang nicht vorgeworfen werden konnte. Sie waren klug genug, ihre Abhängigkeit soweit zu verschleiern, um bei den Parteien wenigstens den Eindruck zu hinterlassen, daß sie geschoben seien. Darin verstanden sie sich auf ein Haar.

„Möchte den Herren demnach in Vorschlag bringen,“ schloß Gottschalk, „von einer unparteiischen Juristenfakultät noch ein Erkenntnis einzuholen, ob so bewandten Umständen nach die Revision für verfallen zu erklären sei oder nicht.“

Gottschalk musterte seine beiden Kollegen überlegen und erwartete ihre vollständige Zustimmung. Aber der Generalsuperintendent konnte es nicht über sich gewinnen, die neue Wendung gutzuheißen. Er hatte seine besonderen Gedanken. Der Handel war ihm längst zuwider.

„Abermals ein Erkenntnis?“ äußerte er mit Befremden. „Würden wir dadurch nicht einen sichern Vorteil aus den Händen lassen? . . . Würde des Handels Endschaft nicht in neuerliche unsichere Ferne entrücket? . . . Von Termin zu Termin haben wir uns durch die Eigensinnigkeit dieses Weibes nasführen lassen, ob das Recht der Revision gleich von Beginn an verwirkt war. Es möchte den Landsbergern wohl anstehen, uns schwer verschuldeter Parteilichkeit zu zeihen.“

„Sonder Zweifel wahr,“ entgegnete ihm zuvorkommend Gottschalk. „Dessen ungeachtet mögen Euer Hochwürden nicht vergessen: wir müssen in dieser heikeln Materie, es versteht sich, ohne Verletzung unserer Autorität, dennoch getreulich fürsorgen, daß auch das Gegenteil nicht über widerrechtliche und parteiische Prozeduren klagbar wird. – Nun urteilt selbst, was soll ein unparteiischer Richter anders tun? . . . Scheinet mir mein Vorschlag doch akzeptabel. Damit wir desto behutsamer gehen möchten, werden wir aus den Akten eine kurzen Tatbestand mit den nötigen Anlagen extrahieren, um darüber – nur darüber – eine Rechtsbelehrung des geistlichen Gerichts, ein also genanntes Responsum, einzuholen. Trifft dies Erkenntnis dennoch wider Erwarten nicht mit unserer Auffassung überein, – dann . . . nun eben dann erfahren die Parteien davon nichts. Dann bleibt es eine Rechtsbelehrung, die den Akten nicht zuwächst.“

„Und welcher Universität soll dies Erkenntnis anvertrauet werden?“ fragte der Generalsuperintendent noch immer bedenklich.

Gottschalk schwieg einen Augenblick, als müßte er erst nachdenken, und beugte sich über die Tischplatte. Dann antwortete er wie nebensächlich:

„Hatte an die Juristenfakultät in Rinteln gedacht.“

„Salutiere den hochgeehrten Herrn Kollega aus voller Seele,“ rief Dreier. „Erscheinet mir nicht weniger fein diplomatisch wie klug. Da der Herr Kollega selbst zuvor ein erleuchtetes Membrum dieser gelehrten Vereinigung gewesen, haben auch wir die Gewähr, daß die Herren Professoren uns verstehen werden.“

Der Generalsuperintendent legte sich in seinen Sessel zurück und überließ abwartend den beiden Juristen die weitere Auseinandersetzung. Er konnte ein Gefühl des Mißbehagens nicht loswerden, so sehr man ihm auch den Vorteil dieser Rechtfertigung klar zu machen suchte.

Gottschalk aber war zufrieden. Er zog einen Papierbogen aus der Tasche, faltete ihn bedächtig auseinander und legte ihn vor sich hin.

„Habe bereits einen kurzen Entwurf des Tatbestandes verzeichnet,“ sagte er. „Wir können ihn unserer Diskussion etwan zugrunde legen.“

Gottschalk begann seine kurz zusammengedrängte Ausarbeitung vorzulesen, zuerst schnell und leise, gleichsam flüchtig, später langsamer und mit scharfer Betonung.

„Johann Bernd Landsberger, eines wohlhabenden Meiers Sohn aus Brüntrup in hiesiger Grafschaft,“ so fing das Schriftstück an, „hat über Annen Magdalenen Niedermeiersche daselbst sich bei hiesigem Konsistorium beklagt, daß sie ihm die Ehe versprochen, nachgehends aber solche zu konsumieren sich geweigert habe.“ Es war dann weiter gesagt, wie die Frau allmählich halsstarrig geworden sei und „auf Suggestion ihrer Befreundeten, welche diese Heirat auf jede Weise zu hindern sich bemühet, unter andern auch diese Exzeptionen gegen die Landsberger gebraucht, daß er 1. mit einer andern sich schon ehelich verlobet, 2. daß er ehrenrühriger Weise von ihr gegen des Obermeiers Sohn geredet, welches alles doch nach Ausweisung der Akten falsch und ohne Grund befunden.“ Die entsprechenden Protokolle sollten als Beweisstücke besonders beigelegt werden.

Kurz war dann auf die beiden Urteile von Gießen und Erfurt verwiesen.

„Möchte durchaus genügen,“ unterbrach Gottschalk seine Vorlesung, „nur die Erfurter Sentenz anzuhängen . . .“

„Wäre auch durchaus meine Meinung,“ pflichtete ihm Dreier bei, „ist sie doch den Rechten und dem Verfahren gemäß.“

Gottschalk nickte und wandte sich wieder seinem Schriftstück zu. Ein wenig ausführlicher hatte er das Revisionsverfahren erläutert, um der Fakultät nahe zu legen, wie nachsichtig man die Beklagte behandelt hätte. Und zum Schluß hieß es dann: „Ob man nun wohl gehoffet, es würde die Niedermeiersche diesem allen der Gebühr nachgekommen sein, so hat sie doch hierauf so wenig reflektiert, daß, obschon Schweine und Ochsen, mit welchen Anpreisungen der Landsberger in der verworfenen Schrift vorlieb nehmen mußte, aus der letzten Schrift ausgelassen, so hat sie doch eine mit allerhand schmähhlichen und anzüglichen Worten angefüllte Schrift, wodurch nebst andern das Konsistorium das seinige auch empfinden muß, nicht allein nachgehends exhibieret, sondern ist darneben so viel neues eingestreuet, daß, wann dem Landsberger, wie in allewege billig, seine Gegennotdurft einzubringen verstattet werden sollte, der Gerichtsbescheid ganz eludieret,

die Revisionsordnung ganz durchlöchert und dieser Prozeß auf gar lange Zeit prolongieret werden müßte, dahero in Ansehung dessen bei hiesigem Konsistorium diese Frage ventiliret worden: Ob nicht nunmehr die letzteren ergangenen Bescheide, um die Revisionsordnung sowohl, als des Gerichts Autorität zu konserverieren, ohne ferneres Zurücksehen zu exequirieren?’

Gottschalk schob geschäftig den beiden Herren seinen Entwurf zu und fingerte aufgeregt auf dem Tische umher.

„Hierüber würde man gestalten Sachen nach der Juristenfakultät ihr Sentiment erwarten,“ sagte er.

„Vortrefflich, Herr Kollega, ganz vortrefflich,“ beeilte sich Dreier ihm wiederum beizupflichten. „Und wenn ich recht verstehe, gedenket Ihr des Theopolds greuliche Lästerschrift diesem Schriftsatz nicht anzuhängen?“

„Als sonderliche Anlage zur Perlustierung des Tatbestandes nicht!“ antwortete Gottschalk. „Es soll keineswegs über den Inhalt dieser Schrift befunden werden, sondern ob ihre Exhibition im ganzen hiesiger Ordnung und gemeinen Rechten nach eingerichtet sei. – Wie nichtig es damit bestellt ist, erweist sich durch unsern Tatbestand und möchten wir also durch eine besondere Anlage der löblichen Fakultät nicht beschwerlich fallen.“

„Mir aus dem Herzen gesprochen,“ sagte Dreier.

Der Generalsuperintendent machte Miene, einen Einwand vorzubringen, Gottschalk ließ ihn aber nicht zu Worte kommen.

„Excusieret, hochwürdigster Herr,“ sagte er, „vermeine zu wissen, was Ihr bedenket. Lasset mich zuvor schließen. Um dem Verdachte zu entgehen, als separierte man, was an der Meierschen Seiten dagegen gehandelt, und registrierte nur, was der Landsberger eingab, so können von meinethwegen die gesamten Akten in getrennter Verschnürung mitgeschickt werden. Glaube allerdings schwerlich, daß die Herren Lust bezeigen werden, sich völlig zu informieren, maßen ihnen nur eine Frage gestellt wird. Soll ihnen aber beileibe nicht verwehrt werden.“

„Vortrefflich – ganz vortrefflich,“ sagte Dreier.

Gottschalk aber legte die Hand auf seinen Arm.

„Fehlet dennoch ein wichtiger Teil,“ meinte er nachdenklich.

„Herr Kollega –?“

Gottschalk dämpfte unwillkürlich seine Stimme.

„Wir dürfen den Herren unsere eigenen Sentiments nicht vorenthalten. Das erfordert der Sachen dringende Notdurft . . . dringendste Notdurft!“

„Verstehe . . . verstehe –“, sagte Dreier gedehnt.

„Nur wenige Worte zur Aufklärung, dennoch aber dergestalt, damit der Herr Referent nicht irregeleitet werde.“

„Verstehe . . . verstehe –“

Gemeinsam überlegte man diesen Abschnitt, der kaum noch mit Rechtsgründen etwas zu tun hatte, sondern die politische Seite dieses Ehehandels scharf und unzweideutig beleuchtete. Man prüfte lange und verweilte bei manchem Wort.

Als die Herren die Arbeit vollendet hatten, waren ihre Gesichter gerötet. Gottschalk ging mit starken Schritten umher und schien noch immer nicht ganz zufrieden. Dann blieb er vor seinen Kollegen stehen, die ihn erwartungsvoll anschauten.

„Wäre wohl diensam,“ sagte er, „wenn wir die Schrift selbst mündigten . . .“

Dreier übernahm es bereitwillig, die Abschrift herzustellen. Nachdem sie dann von Gottschalk und den Generalsuperintendenten unterschrieben war, wurde das Paket nach Rinteln abgesandt.

### XXX.

Woche um Woche verging.

Längst hätten die Parteien vorgeladen werden müssen, um die Verschickung der Akten nach Rechtsbrauch vorzunehmen. Daß es nicht geschah, kam Theopold sehr verdächtig vor. Gewiß war da wieder etwas nicht richtig. Es war diesmal aber nichts zu erfahren. Auch dem Untersonal war bei Androhung schwerster Strafe befohlen, gegen jedermann Stillschweigen zu beobachten.

Theopold verlor seinen Prozeß nicht aus den Augen und erwog alle Möglichkeiten.

Eines Tages fuhr er auf dem Niedermeierhof vor. Es war das erste Mal, daß er Anna Magdalena besuchte.

Sie eilte aus dem Hause und war im höchsten Grade überrascht.

„Sieh, Herr Hofrat, welch' unvermutete Freude,“ rief sie ihm entgegen.

„Sieh, Meiersche,“ begrüßte er sie lachend. Etwas schwerfällig kletterte er aus dem Wagenkasten. Dann reckte er sich und stemmte die Fäuste in das Kreuz. „Man wird steif und alt, Meiersche. Der Weg war verdammt hart. – Wollte mir mal Euren Hof ansehen, und was Ihr ansonsten treibet.“

„Will eben nur dem Knecht Bescheid sagen, gnädigster Herr, wollet mich entschuldigen . . .“

Damit eilte sie aufgeregt in den Pferdestall und ordnete an, das fremde Gespann einstweilen unterzustellen.

Theopold war ihr nachgegangen, langsam und bedächtig. Prüfend schaute er sich um. „Welch ein stattlicher Hof,“ sagte er sich, „und wie sauber alles. Kann mir’s beim Teufel denken, daß man man ihn gern billig haben möchte!“ Es wurde ihm schwer um das Herz, als er bedachte, weshalb er gekommen war.

Dann betrat er mit Anna Magdalena die Diele des Wohnhauses. Sie war kühl und dämmerig. Theopold drängte weiter. Er ging in den Ställen umher und ließ sich geduldig die Geschichte eines jeden Stückes Vieh erzählen. Er prüfte die reichlich ausgefallene Ernte und zeigte überall Verständnis. Den haushälterischen Geist, der diese Wirtschaft beseelte, empfand er schon nach wenigen Schritten. Wie die Niedermeierin doch hier in ihren vier Wänden so ganz anders sich gab! Er erkannte sie kaum wieder und mußte sie wiederholt ansehen. Dann lachte er über ihren Eifer. Da fehlte jede Spur von Schüchternheit, alles war Überlegung und Wille, viel ererbte Einsicht, aber daneben auch viel eigener praktischer Blick.

Auf dem Hofe begegnete ihnen Wegener, den die Neugier aus dem Hause getrieben hatte. Anna Magdalena machte die Männer miteinander bekannt.

„Wohl einer von den ganz Getreuen?“ fragte Theopold und reichte dem alten Manne die Hand.

Anna Magdalena nickte dazu und sah Wegener dankbar an.

„Das soll wohl sein, gnädigster Herr,“ sagte Wegener. „Hab’ ihre Eltern noch gekannt, waren brave und ehrliche Leute. Noch vom alten Schlage, gestalten sie itzo gar rar sind.“ Gern hätte er etwas erfahren, aber er mochte nicht gleich fragen. So blieb er zurück, als die beiden weiterschritten. Er freute sich aber, da ihm die leutselige Art des Hofrats zusagte.

„Möchte hier wohl vor dem Hause ein wenig sitzen gehen,“ sagte Theopold und wies auf die Bank, die auch der Meierin Lieblingsplatz war. Sie sprang hinzu und nahm einen Korb und eine Hacke fort, die man dort hingestellt hatte. Müde ließ sich Theopold niederfallen und lehnte den Rücken gegen die sonnenwarme Lehmwand. Vorsorglich bedeckte er mit einem Rocke die Knie. „Die Knochen wollen nicht mehr recht, wenn sie erst einmal das Zipperlein spüren. Aber hier ist es son- nig. Die Sonne, Meiersche, ist doch das wichtigste Lebenselixier, der treueste Arzt für mancherlei Gebrechen.“

Anna Magdalena bot ihm einen Trunk an, er aber lehnte ab.

Zutraulich umkreisten ihn einige Hennen und sahen neugierig und gluckend zu ihm auf und erwarteten ein paar Krumen. Aber der Hahn stand fern, herrisch und hochmütig und ließ den Fremden nicht aus den Augen.

„Kommt, Meiersche, setzt Euch zu mir und lasset uns ein wenig plaudern.“

Sie tat, wie ihr geheißten war.

„Hat Euer seliger Mann den Hof verbessert?“ fragte sie Theopold.

„Nicht sonderlich. Wir haben zusammengehalten, was meine Eltern geschaffen. Sie haben sich plagen und schinden müssen in den teuren Kriegszeiten und sind ihres Lebens wohl oftmalen nicht froh geworden. Hab' das auch als Kind gemerkt. Der Herr aber hat sich doch ihrer Not erbarmet und ihren Fleiß gesegnet. Mir aber hat er ein unerträglich Kreuz aufgehalsset, maßen ich kaum noch weiß, wie ich die schweren Unkosten aufbringen soll. – Diese Sorgen! . . . diese fürchterlichen Sorgen! . . . und der Herrgott allein weiß, was mir noch alles bevorsteht. Ist ja kein Ende abzusehen.“

Theopold ließ sie ruhig aussprechen. Dann nahm er ihre Hand und sagte ein wenig rauh, da es ihm naheging:

„Meiersche . . . möchte mit Euch ein ernstes Wort reden.“

Anna Magdalena erschrak über den Ton, mit dem zu ihr gesprochen war. Ihr Herz begann zu schlagen und furchtsam sah sie auf. So hatte Theopolds unerwartete Ankunft doch eine Zweck, der sie betraf? – Was nun schon wieder?

„Meiersche . . . mal ganz ruhig! Wie Ihr wieder zittert! Es geht nicht um Kopf und Kragen! Ihr erkennt ja selbst die große Schwierigkeit, in solchem Zustand und bei den täglich aufgehenden Unkosten, den Hof zu erhalten. Ihr sehet, wie man Euch einen Weg wie den andern be-

drängt, wie Euch von der Landesherrschaft so dickfalls mit Ungnade gedräuet wird. Da hättet Ihr absonderliche Hilfe, Trost und Beistand vonnöten, daß Ihr nicht von jedermann verlassen erscheinet. In diesem Betracht solltet Ihr Euch anitzo resolvieren, das Gut jemand von Euren nächsten Blutsfreunden und Erben aufzutragen, und solltet Euch auf die Leibzucht in Ruhe begeben.“

Anna Magdalena sagte kein Wort.

Sie biß die Zähne zusammen. Aber um ihr Kinn begann es zu zucken und dann schlug sie die Hände vor das Gesicht und schluchzte . . . schluchzte, als wäre mit einemmale alles in ihr zerbrochen.

Auch dem Hofrat wurden die Augen feucht. Diesen Jammer hatte er wohl vorausgesehen. Es wäre sonderbar gewesen, wenn er ausgeblieben wäre. Er nahm das elende Weib in seine Arme und ließ sie sich ausweinen. Sie sollte wissen, daß er sie nicht verließ.

„Meiersche, es geschieht das keineswegs für die Zeit Eures Lebens. Es soll alles nur zum Schein sein. Es ist dem Gesinde ja nur um Euren stattlichen Hof zu tun, nicht um Eure Person. – – Wie ist also nun die Rechtslage? Wenn der Landsberger auch auf eine vermeintliche eheliche Zusage pochet, so darf er doch nicht sagen und vorgeben, daß ihm Eure Güter zugesagt sind. Also könnet Ihr, so viel die Güter betrifft, allerdings damit nach wie vor schalten und gebieten. Siehet er dann, daß der vielumstrittene Hof Euch gar nicht mehr zustehet, sondern Eurem rechtlichen Erben, wird er auch von Eurer Person lassen und ihr seid aus aller Not. – Wird sich also darum handeln, wer Euer nächster Erbe ist.“

Anna Magdalena saß wieder steif da. Was ihr der Hofrat auseinandergesetzt hatte, konnte ihr wohl einleuchten. Wie sollte sie sich aber darin finden? Das war alles so neu, so unfaßbar. Was sollte sie jetzt noch auf der Welt?

Schonend wiederholte der Hofrat seine Frage. Es wurde ihr unsagbar schwer zu antworten.

„Meiner Schwester Kind in Wöhren,“ sagte sie gequält und konnte vor Schlucken kaum reden.

„Und lebt noch des Kindleins Vater?“

„Ja.“

„Sieh, Meiersche, das trifft sich prächtig. Auf den Hof gehört in dieser schweren Zeit ein Mann. Ihr werdet dann nebst Euerm Schwager die Haushaltung kontinuieren und nichts wird verändert sein. Und ist

erst unter Eurem Prozeß ein dicker Strich gemacht, so nehmet Ihr den Hof als eigenen wieder zurück und alles bleibt, wie es gewesen. Ihr werdet es mir noch einmal danken, wenn Euren Advokaten längst der Rasen deckt. Denket an meine Worte, Meiersche! Willt Euch darum alsbald einen Notar schicken, der Euren Auftrag den Rechten gemäß vollziehen soll. Könnte es schon instehenden Montag sein?“

Anna Magdalena nickte langsam. Ihr war alles gleichgültig geworden.

„Immittelst besprecht Euch mit Eurem Schwager und zitiert auch andere Blutsfreunde und Nachbarn als Zeugen, daß sie Euch dermal einst, wenn es vonnöten, desto stärker in Euren Rechten vertreten.“

Es gab noch mancherlei über die Höhe der Leibzucht und die Form der Abtretung festzusetzen, ehe der Hofrat von Anna Magdalena Abschied nahm. Als er seinen Wagen vorfahren ließ, hatte er sie doch so weit überzeugt, daß sie ruhiger geworden war.

Als er fortfuhr, sah sie ihm lange nach.

Sie kam sich wie heimatlos vor.

Am nächsten Morgen trat sie nach ihrer Gewohnheit, sowie sie aufgestanden war, an das Fenster und schaute über den Hof, ob alles in Ordnung war. Wie war es nur möglich, daß ihr heute alles, was sie seit Jahren geliebt und um das sie sich gesorgt hatte, so fremd und nüchtern erschien? Es war ihr zumute, als starb sie an einer schweren Krankheit langsam und unrettbar und mußte Stunde um Stunde ihre Schmerzen ertragen.

Es nebelte stark. Naß und milchig war die Ferne. Wie Tränen tropfte es von Strauch und Baum. Doch die Luft ging frisch. Es konnte vielleicht noch ein schöner Tag werden.

Traurig ging Anna Magdalena ihren Weg nach Wöhren. Es fror sie, sie mußte sich ihr Tuch fester um den Leib binden. Sie wußte kaum, wie sie vorwärts kam.

Die beiden Schwestern lagen sich schluchzend in den Armen.

„Müine Süster! müine arme, leuve Süster!“ sagte Frau Hövener und tröstete mit innigstem Mitgefühl an der Niedermeierin herum. Anna Magdalena konnte sich nicht beruhigen.

Ihr kleines Patenkind, das nach ihr auch Anna Magdalena hieß und dem sie ihren schönen Hof zugedacht hatte, kam lärmend in das Zimmer gesprungen und kletterte ihrer Tante plaudernd auf den Schoß.

Anna Magdalena Magdalena drückte das lebhaftes Kind an sich und strich ihm über das Flachshaar.

„Gott verschone dich vor Kreuz und Elend! Gott behüte dich vor der Bosheit der Menschen!“ sagte sie. Ihre heißen Tränen fielen auf das unschuldige Köpfchen.

Die Kleine begriff nicht, weshalb Tante immerfort weinte. Sie sollte fröhlich sein, wie sie es selbst war. Sie wollte dann auch mit ihr spielen und ihr das liebe Federvieh zeigen. Auch Kaninchen hätte ihr Vater ihr geschenkt, sie sollte nur einmal ansehen, wie sie drollig umhersprangen und an den Kohlblättern knabberten.

Ihr Schwager Henrich Hövener – er war der Stiefsohn des verstorbenen Tönies Hövener, seine Mutter war Trineke vom Siegesmeierhof im Ossenberg – redete Anna Magdalena gut zu und versicherte ihr, daß alles null und nichtig sei, wenn erst ihr Prozeß beendet wäre. Was ihr aber der Hofrat Theopold geraten hätte, könnte wohl zu ihrem Besten sein. Man kannte ihn ringsherum und besonders unter den Bauern als 'n fixen Mann.

An dem festgesetzten Tage im Laufe des Vormittags versammelten sich Anna Magdalenas Verwandte in ihrem Hause, ihr Schwager Hövener, dann Johann Sprute aus Mosebeck, der alte Wördehans, der ein Halbspänner in Hagendonop war, und Henrich Meier aus Kleinenmarpe. Auch ihren Nachbar Tönies Herman zu Brüntrup hatte sie gebeten, der Handlung beizuwohnen.

Gegen Mittag fuhr ein Wagen vor, dem noch drei Männer entstiegen, der kaiserliche Notar Matthias Gerhard Peinhorst aus Detmold und zwei von ihm zugezogene Zeugen, Dietrich Hülseman und Johann Richter, beide Bürger von Detmold. Hövener nahm sie in Empfang und führte sie auf Wunsch seiner Schwägerin in die kleine Stube am Feuer.

Man richtete sich ein und nahm Platz. Steif und anscheinend teilnahmslos saß Anna Magdalena unter den Männern. Der Kummer der letzten Tage hatte sie auffallend gewandelt. Ihre trüben Augen, die kaum noch weinen konnten, schauten verloren nach innen und suchten dort verblaßte Erinnerungen.

Für den Notar hatte man einen besonderen Tisch in die Nähe des Fensters gerückt. Dort ließ er sich umständlich nieder und entnahm einer großen Mappe zwei Bogen Büttenpapier, die er glättete und vor sich hinlegte. Dann zog er weiter hervor, was er für sein feierliches Werk nötig hatte, Tinte und Gänsekiel, Wachs und Wachsstock, ein

großes Siegel und ein kleines Pettschaft, rote Seidenschnur und Nadeln. Alles kam an seinen bestimmten Platz. Die Vorbereitungen nahmen einige Zeit in Anspruch.

Endlich begann er zu schreiben. Es dauerte eine Weile, ehe er die sämtlichen Titel des römischen Kaisers Leopolds, seines Namens des Ersten, aufgezählt hatte. Sie beanspruchten mehr als eine Seite. Sie gehörten aber an den Anfang jeder notariellen Aufnahme. Auch zog er seine Uhr hervor und verzeichnete sorgfältig die Stunde der Handlung. Dann sah er Anna Magdalena lange prüfend an, etwa wie ein Arzt einen Kranken untersucht.

„Des Instrumentes Notdurft erheischet,“ sagte er mit ernster Miene, „daß ich inskribiere, ob Donatrix guten Verstandes und vollständiger Vernunft sei, sintemalen ein Blöder, sei es Mannes- oder Weibesperson, nicht für aktionsfähig erachtet wird.“

Er musterte die Männer, die gleichmütig vor sich hinschauten, der Reihe nach. Als niemand ein Wort dawider erhob, schrieb er seine Beobachtung nieder. Dann fragte er die Niedermeierin nach ihrem verstorbenen Ehemann, wie lange sie mit ihm in der Ehe gelebt und ob sie Kinder gehabt hätten. Zuletzt fragte er sie, aus welchem Grunde sie eine Schenkung unter Lebenden vorzunehmen wünschte. In schlichten Worten erzählte sie:

„Hab' leider in meinem elenden Witwenstande so viel Verfolgung gehabt, gestalten ich vermerke und sehe, daß ich mein Erbe zu unterhalten mich nicht bestand befinde. Möchte wohl meinen Verwandten zum Nachteil in ganz fremde Hände geraten, daß sie gar hernächst davon verstoßen würden.“

Anna Magdalena schwieg und sah wieder steif vor sich hin.

„Vermög Euch zustehenden Rechtens,“ fragte sie der Notar weiter, „seid Ihr dahero entschlossen, darab zu disponieren und dies Euer Erb' einem Eurer Verwandten bei lebendigem Leibe aufzutragen, dieser Gestalt, daß er dieses Erb', wie Ihr und Eure Vorfahren getan, annehmen, besitzen, bauen und davon die Abgraben prästieren, Schuld und Unschuld über sich nehmen soll. – Also soll's sein, Meiersche?“

Anna Magdalena gab schweigend ihre Zustimmung.

„Und wer soll künftig Euer Erbnehmer sein?“

„Hab' mich mit meinen sämtlichen Verwandten beredet und will meinen Hof meiner lieben Schwester Tochter und meiner Paten Anna Magdalena geben.“

„Es ist das Eures itzt anwesenden Schwagers Heinrich Höveners zu Wöhren einzige Tochter?“

Anna Magdalena nickte. „Wie es Gott schicket und die Freunde sich dessen vereinigen werden, mag sie dermaleinst eine ehrliebende Person darauf nehmen.“

„Und Ihr selbst wollet Euch auf der Leibzucht, nach Landes sittlichem Gebrauch zur Ruhe begeben und darauf die übrige Zeit Eures Lebens mit Gottes Hülfe zubringen?“

Wieder nickte Anna Magdalena stumm vor sich hin.

Des Notars Gänsekiel knarrte über das Papier, und murmelnd sprach er die Worte nach: ‚Setzet demnach hiemit und Kraft dieses gedachte ihre Paten Annen Magdalenen Höveners in die seithero Gewehr und Possession dieses ihres Erbes mit allen Zubehörungen an Haus, Hof, Ländereien, Garten, Holz, Teichen, Wiesen, Weide und Hude mit allem vorhandenen Vieh an Pferden, Kühen, Rindern, Schweinen, Hausgerätschaft, Wagen, Pflügen, Eggeden usw‘

„Wir kommen nun, Meiersche, zu Eurem ausdrücklichen Vorbehalt. Was designieret Ihr als Leibzucht?“

„Das Leibzuchthaus.“

„Soll der Gebühr nach zur Wohnung aptieret werden. – Und weiter?“

„Ein Stück im Garten, so gleich den anderen ohne mein Zutun begleitet werde.“

„Ferner?“

„Zu sechs Sack Korn das Land.“

„Künftige Besitzerin soll solches, versteht sich, jährlich Landes Mäner nach zu beackern schuldig und gehalten sein, davon auch das Korn in und von dem Felde zubringen.“

Anna Magdalena war damit einverstanden und fügte noch hinzu: „Jährlich auch ein gut verfertigtes Fuder Heu nach Belieben zu nehmen.“

„Das wäre für die Zukunft,“ sagte der Notar, „und was bestimmt Ihr für den Abzug?“

Nachdenklich zählte Anna Magdalena auf:

„Drei Kühe, drei Rinder und sechs Schweine beim Troge, eine Stute und ein Füllen, jährlich drei Spanferkel von den Haufen zu nehmen, auch so viel Federvieh, als mir nützlich und dienlich.“

„Bleibt annoch letztlich das Abstandsgeld.“

„Sollen mir dafür 100 Taler entrichtet werden.“

Der Notar hatte schnell nachgeschrieben und machte jetzt eine Pause, um alles noch einmal überzulesen. Er war zufrieden und legte die Blätter wieder vor sich hin.

„Das wäre in Ordnung,“ sagte er. „Wir kämen demnach zu der künftigen Besitzerin, oder bevorab, da das Kindlein noch klein und in unmündigen Jahren, zu ihrem rechtlichen Vormund. Ihr, itzt anwesender Henrich Hövener aus Wöhren, habet vernommen, was von der Donatrix ganz freiwillig, ungezwungen und ungedrungen erklärt und vorbracht worden ist. Seid Ihr nunmehr namens Eurer Tochter mit dieser Schenkung und Übergabe einverstanden?“

Hövener war mit allem, was seine Schwägerin unter diesen seltsamen Umständen bestimmt hatte, zufrieden.

„So wollet Ihr, der künftigen Besitzerin Vater, namens dieser Eurer Tochter von nun an Euch dieses Erbes mit angelegen sein lassen und nach bequemer Gelegenheit die ganze Administration annehmen, maßen auch Ihr Donatrix ihm in allem die Hand bieten und Mitaufsicht haben, bis nach Gottes Schickung von der konstituierten Besitzerin und deren künftigem Ehemann der Hof wirklich bezogen und bestellt werden möchte?“

Hövener versuchte, so gut es ihm in dieser Umgebung möglich war, seiner Schwägerin zu danken. Die Worte wollten nicht herauskommen. Es würgte auch ihn und der Handel war gar nicht nach seinem Sinn.

„Will unverdrossen gegen die Meiersche zu jederzeit herzlich gern sein,“ erklärte er zuletzt und reichte ihr seine breite Hand hin.

„Nachdem nun,“ fuhr der Notar fort, „derobehuf und zum Zeugnis der Wahrheit in Gegenwart der requirierten Zeugen und ihrer Freunde die Übergab zu Protokoll genommen, beschließe ich kraft meines Amtes dieses gegenwärtige Instrument, damit am Amte deshalb gebührende Anzeige geschehen könne, mit meinem Tauf- und Zunamen eigenhändig und korroboriere und bestätige es mit meinem Notariatsiegel und gewöhnlichem Petschaft.“

Der Notar erhob sich und steckte die linke Hand nach seiner Gewohnheit in die Hosentasche. Mit der rechten ergriff er die Bogen und begann der Niedermeierin und den Zeugen das Protokoll noch einmal langsam und feierlich vorzulesen.

„Hab' hier in meiner Hand ein Instrument . . .“ wollte er schließen.

Wördehans jedoch, der die Feinheiten der juristischen Ausdrucksmöglichkeiten, besonders in der Schriftsprache noch nicht begriffen hatte, wandte sich an seinen Nachbar Sprute und fragte ihn: "Wat meunt heu jümmer met den Insterment?"

„Wat heu inner Hand hät,“ raunte ihm dieser zu.

„In wecker Hand?“

Der Notar, dem das Geflüster nicht entgangen war, sah von seinem Blatte auf und erwartete eine Einrede. Als jedoch alles schwieg, räusperte er sich und begann nochmals:

„Hab' hier in meiner Hand ein Instrument über eine Schenkung unter Lebenden zwischen Annen Magdalein Meiersche auf dem Niedern Meierhof zu Brüntrup und Annen Magdalein, Henrichen Höveners zu Wöhren Tochter. Ist Donatrix willens, nachdem alles vorbedeuteter Maßen geschehen, beständig dabei zu bleiben?“

Anna Magdalena nickte kurz dazu.

„So ist es also verabredet,“ schloß der Notar und setzte sich.

Mit der roten Seidenschnur wurden nun die beiden Bogen zusammengeheftet und auf den auslaufenden Enden der Schnur ein kleines Wachssiegel mit dem Wappen des Notars befestigt. Das große Notariatsiegel wurde schwarz in das Papier eingedrückt.

Die endlich fertig gestellte Urkunde überreichte Peinhorst der Niedermeierin. Sie nahm sie dankend an und lud die Männer zu einem Imbiß ein.

Es war ein schweigsames Essen.

Die Kunde von dieser überraschenden Übergabe war in Brüntrup bald bekannt geworden, dafür sorgte schon Tönies Herman. Mancher schüttelte anfangs den Kopf. Als man aber hörte, welchen Zweck sie haben sollte, lachte man unbändig und verhöhnte den geprellten Bräutigam.

Die beiden Landsberger gerieten in helle Wut. Ohne Aufenthalt rannten sie nach Detmold und beklagten sich bei den geistlichen Richtern. Und nicht vergeblich. Es war ein unerhörter Betrug des Konsistoriums. Sofort befahl man dem Hövener, sich des Guts zu äußern. Doch kümmerte er sich nicht darum und verrichtete mit seiner Schwägerin in gewohnter Weise die Haushaltung.

Man ließ es schließlich dabei bewenden, da die Auflassung am Amt, die erforderlich war, jederzeit obrigkeitlich gesperrt werden konnte.

## XXXI.

Unsere freundlich Dienste zuvor.  
Wohledler, Wohlehrwürdiger, Hochgelehrte, insonders  
Hochgeehrte Herren!

Hierbei überschicken wir denselben das begehrte Responsum. Wir haben aber der Herren Entscheidungsgründe in dem dem Responsum vorgesetzten Tatbestand mit Fleiß ausgelassen, damit es etwa, wann das Responsum gegen das Gegenteil produziert werden sollte, nicht das Ansehen gewinnen möchte, als hätten wir uns durch die von ihnen angeführten Gründe verleiten lassen. Empfehlen im übrigen dieselben Gottes gnädigem Schutz und verbleiben

unserer hochgeehrten Herren dienstwillige  
Decanus, Senior und übrige Doctores  
der Juristenfakultät Rinteln.

Gottschalk las seinen Kollegen dieses Handschreiben der Fakultät vor und konnte dabei ein feines Lächeln nicht unterdrücken. Dann erbrach man das beigelegte Paket und entnahm ihm das wichtige Erkenntnis. Es hatte folgenden Wortlaut:

Als dieselbe uns Endsbenannten vorgesetzten Tatbestand samt einigen aus den Akten Bernd Landsbergers Eheklägers gegen Annen Magdalenen Niedermeierschen zu Brüntorf gezogenen Beilagen nebst vorgemelten vollständigen Akten zugesandt und über die daraus gezogene Frage unser rechtliches Bedenken begehret, demnach haben wir den Tatbestand samt seinen Beilagen, wie auch ein anders zu unserer Information dienliches Stück aus den Akten, insonderheit die sogenannte Revisionsschrift mit gebührendem Fleiß durchlesen, collegialiter wohl erwogen und berichten auf die vorgelegte Frage hiermit für Recht: daß bei so gestalten Sachen die letzteren Bescheide nunmehr für parifizieret und darauf die Sache für verfallen zu erklären und die letztere Erfurter Sentenz zu exequieren sei. Von Rechts wegen!

Die Stunde der Entscheidung war gekommen.

In solchen Augenblicken drängt sich zuweilen unwillkürlich der Wunsch hervor, noch in den Vorbereitungen zu stecken. Da gab es manchen anregenden Aufenthalt, um dessen willen man gern Stunden vertändelte. Man konnte sich nicht genug tun im Herbeischaffen und Sondern von Materialien. Immer gab es noch irgendwo eine Lücke, die

erst ausgefüllt werden mußte. Jetzt aber wehrt man sich förmlich gedrängt zu werden und wird schließlich doch zum willenslosen Sklaven der Notwendigkeit.

Keiner von den Männern ergriff das Wort. Fast schien es, als scheuten sie sich, die Vollstreckung dieses Urteils in letzter Stunde zu übernehmen. Und doch beschäftigte sich jeder mit den unmittelbaren Folgen. Sie vermieden es, einander anzusehen.

Man mußte zu einem Schluß kommen. Als wollte man ihn noch aufhalten, griff Gottschalk nochmals nach der Erkenntnis der Rintelner Professoren. Vielleicht hatte er noch etwas übersehen? . . . Es hatte alles seine Richtigkeit.

Er sann vor sich hin. Dann hüstelte er kurz und begann zu reden. Seinen Kollegen war es recht, daß ihrer unbequemen Unentschlossenheit ein Ende gemacht wurde.

„Vermeine, es bedarf nunmehr keines Wortes weiter. Es ist dem Richter nicht zu verdenken, so haben wir eben vernommen, daß er seine Autorität und die Revisionsordnung manutiniert. Dessen waren wir vorab genugsam persuadieren, itzo sehen wir die formelle Bestätigung durch eine löbliche Juristenfakultät. – Was jüngst sich auf dem Niedermeierhof zugetragen, wie man ein Meiergut ohne Konsens Illustrissimi als des gnädigsten Landes– und Gutsherrn zu höchstem Präjudiz auf andere transferiert, man begreift es nicht mehr. Als mir diese absurden und widerrechtlichen Prozeduren vermeldet, habe ich bestürzt meinen Kopf betastet, ob ich wohl noch meine Sinne beisammen . . . Ihr Herren, ich frage, wo bleibt da die Autorität? . . . wo der Respekt vor der Obrigkeit? – Das geistliche Gericht und dessen hohe und vornehme Glieder, maßen wir hier sitzen, sind zu einem Gespött für Kinder und Narren geworden!“

Dreier konnte sich nicht enthalten, eine beipflichtende Handbewegung zu machen. Gottschalk geriet in Eifer und fingerte auf der Tischplatte umher.

„Sollen wir dem zu hoher Ärgernis noch länger zuschauen?“ fuhr er fort und wurde lauter und lauter. „Etwas zusehen, daß die begonnene Rebellion um sich frißt? – Mag's defendieren, wer Lust verspüret, meine arg mißhandelte Geduld ist am Ende! . . . am Ende! . . . Vernichten will ich dies eigensinnige, dies vermaledeite Weib . . . vernichten, so es noch vorhaupts parieret. Noch gibt es eine Regierung im Lande . . . und Gesetze . . . und Exekutionen . . .“

Dröhnend hatten seine Worte zuletzt im Raume widergehallt. Seine Stimme, die über Gebühr angestrengt war, brach sich unversehens. Er verschluckte sich und mußte sich wiederholt räuspern. Darüber packte ihn ein förmlicher Wutanfall, so daß er aufsprang und unrastig im Zimmer einherstürmte.

Der Generalsuperintendent suchte ihn von seinem Platze aus zu beruhigen.

„Bedenket,“ sagte er, „die Meiersche ist doch nur ein einfältig Weib. Man schwätzt ihr Narreteien ein. Sie weiß gewiß nicht, was sie getan. Aber die sie irre geleitet und an ihrer Verstocktheit schüren, ihre boshaften Konsulenten und Störenfriede, die sollte man endlich peinlich fassen und strafen.“

„Sie hat es dennoch verwirkt!“ unterbrach ihn Gottschalk ungehalten und beobachtete den Geistlichen mißtrauisch.

„Kommen so nit weiter,“ mischte sich jetzt Dreier in das Gespräch. Gottschalks, nach seiner Meinung unnötige Aufwallung war an ihm spurlos abgeglitten. Er hatte sie wohl wahrgenommen, aber der Lärm hatte ihn nicht gestört, den weiteren Verlauf der noch notwendigen Maßregeln mit aller juristischen Schärfe zu erwägen. Mit ernster Aufmerksamkeit hatte er das Erkenntnis nochmals durchgelesen. Dann hatte er die Blätter still von sich gelegt. „Ob der Theopold oder die Meiersche –,“ er sagte es wegwerfend und wies jede Aussprache durch ein Achselzucken von sich, „– was ficht es uns an? Sonder allem Zweifel sind wir, die Richter, gewiesen, die Erfurter Sentenz in kürzester Bälde zu exequieren. Schon für den nächsten Gerichtstag auf instehendem Montag, müssen die Parteien gebührend vor hiesigem geistlichen Konsistorium zitiert werden, um anzuhören, was mit ihnen geredet werden soll. Man wird dann den Landsberger den auferlegten Eid schwören lassen. Auf dem Wege Rechtens wird das Gericht steif inhärieren und die Vollziehung der Ehe alsobalden in die Wege leiten. Da Ehebeklagte mit Liebe zur Kopulation sich nicht verstehen will, müssen Zwangsmittel dazu gebraucht werden. Ist hierin ein Genügen geschehen, so hat es seine gewiesenen Wege.“

Gottschalk war längst wieder an den Tisch getreten und schien mit seinen Augen jedes Wort des andern aufzusaugen.

„Hat seine gewiesenen Wege!“ bekräftigte auch er, während er überzeugt nach dem Generalsuperintendenten hinübersah.

Dreier erhob sich ebenfalls und nahm nochmals das Wort.

„Möchte daneben dero erleuchtete Einsicht noch auf einen Punkt aufmerksam machen. Das ermelte Responsum läßt es sonder Zweifel, daß die Herren Professoren auch die Akten im ganzen studieret und insonderlich sich an der Laster- und Lügenschrift des Advokaten Theopold delectiert haben. Werden wahrlich, zur Schande unserer Rechtspflege müssen wir es eingestehen, kein groß Gaudium an gehabt haben, gestalten in hiesigem Lande das Recht scheinbarlich arg malträtiert wird. Findet man doch allerorten an der Gegenseite Schimpferieren und Lügengriffe an Stelle der Logik. Gesetzt nun den Fall, die Materie plädiere dennoch für der Ehebeklagten Unschuld, es liegt zu hellem Tage, das Responsum hätte uns darüber aufgeklärt.“

Der Generalsuperintendent, der grübelnd vor sich hinstarrte, schüttelte ablehnend seinen Kopf. Dreier bemerkte es wohl, ließ sich aber nicht beirren. Er fuhr fort:

„Unsere Frage war, erachte es wohl, einfach. Einfach war auch die Antwort und ergab sich mit wenigem aus unserm Tatbestand und den anhängenden Beilagen. Unter sotanen Umständen war das Studium der Akten von Fuß zu Fuß, das peinliche Separieren der Wahrheit von der Unwahrheit ein übriges. Geschah es trotzdem, so gereicht es freilich dem Eifer und der Gewissenhaftigkeit der Herren Professoren zu hohen Ehren. Sie haben die Akten studiert mit Akkuratesse . . . mit Scharfsinn. Dessen ungeachtet haben sie ihre Gedanken nicht von Wort zu Wort anhero wiederholt. Es war das aber auch keineswegs erforderlich. – Hier stehet aber ausdrücklich geschrieben,“ – Dreier griff nach dem betreffenden Blatt und las daraus vor: „die Herren haben ‚insonderheit die so genannte Revisionschrift mit gebührendem Fleiß durchlesen‘. – Die ‚so g e n a n t e‘ Revisionschrift ! . . . Ich frage, was heißt das: die ‚so genannte‘? – Vermeine, es soll den Konsistorialen, die in Ehesachen definitive zu sprechen befugt sind, plausibel und ohne einzige Einräumung vorgestellt werden, daß die Herren Professoren der Rintelner Universität gegenseitiges Geschwätz und Geschmiere keiner speziellen Antwort würdig achten, maßen solches sich selbst refutieret . . . Hierin bestehet der Cardo! . . . Folget alsdann, daß sotanes Responsum nunmehr vollgiltig das anverlangte Erkenntnis einer Revisionsinstanz ersetzt und dem gleichwertig zu achten ist. Ehebeklagte hat demnach auch keinen Grund, sich zu beklagen, daß mit ihr ungütig verfahren, wenn gestalten Sachen nach das eingeholte Urteil zur Exekution ge-

bracht werde. Ist solches ihr zuwiderfallen, muß sie auch damit zufrieden sein, denn es geschiehet von Rechts wegen!“

„Von Rechts wegen!“ betonte Gottschalk nochmals.

„So mag’s denn laufen, wie die Herren meinen.“ Damit beschwichtigte auch der Generalsuperintendent sein Gewissen.

Noch zur selben Stunde wurde der Pedell beauftragt, die Parteien für den nächsten Gerichtstag vorzuladen.

Oft genug schon war Schlüter den Weg nach Brüntrup gegangen, ob die glühende Sonne seinen Schädel traf, ob der Regen ihn durchweichte oder ein eisiger Wintersturm durch sein Wams pfiß. Es war sein Amt, für das er abgefutert wurde. Der Niedermeierin widriges Schicksal hatte ihn anfangs gedauert. Jetzt ärgerte auch ihn ihre Halsstarrigkeit, die doch nichts änderte. Daß ihr Handel zurzeit aussichtslos war, wußte er. Man sprach offen genug darüber. So machten ihn diese Botengänge unwirsch.

Heute war er galliger als sonst. Unfreundlich las er der Niedermeierin die Ladung vor.

Anna Magdalena dachte sich nichts arges und sagte, daß sie kommen werde. Nach ihrer Gewohnheit fragte sie Schlüter, ob er wüßte, was vorläge. Er gab aber keine Antwort und hielt sich auch nicht auf. Kopfschüttelnd sah sie ihm nach, aber sie war bei ihrer Arbeit und so vergaß sie den Vorgang.

Der alte Landsberger empfing Schlüter schon an der Türe. Er hatte gesehen, daß er nach dem Niedermeierhof abgebogen war. Das machte ihn neugierig. So erwartete er den Pedellen, tat aber gleichgültig, als ginge ihn der Prozeß wenig an.

„Gut, gut,“ meinte er, „will’s meinem Jungen sagen.“

Kaum hatte jedoch Schlüter seinen Hof verlassen, eilte auch er nach Detmold. Nach wenigen hundert Schritten schon hatte er den Boten eingeholt und humpelte wortlos an ihm vorüber.

„Kann’s nicht erwarten, der Schnösel,“ grollte Schlüter hinter ihm her. „Soll mich doch wundern, wie lange es dauern wird, bis er auch den neuen Hof verwirtschaftet.“

Landsberger war bald aus seinem Gesichtskreise entschwunden.

In Detmold ging der Alte sofort zu Dreier, der ihm zu dem glücklichen Ausgange seines Prozesses beglückwünschte. Dreier verschwieg ihm nichts, denn ihn verpflichtete kein Amtsgeheimnis, da er die Vertretung seines Sohnes hatte.

Es ist nunmehr gänzlich beschlossen,“ sagte er ihm, „die Erfurtische Sentenz mit Hintansetzung begehrtter zugelassener Revision durch die priesterliche Einsegnung zu vollziehen.

Das war dem alten Landsberger Wasser auf seine Mühle.

In den nächsten Tagen tat die Familie überall, als rüstete sie zu der Hochzeit. Man kaufte sich, daß es jeder merken konnte, neue Kleider und besprach eingehend den Brautschatz. Überhaupt, man sprach viel. Es sollte ein großes Fest werden, ein Fest, wie man es in Brüntrup noch nie erlebt hatte. Der junge Landsberger prahlte damit in allen Krügen und lud in seiner Betrunkenheit ein, wen er auf der Gasse traf.

Er wurde nun der Niedermeier! – Er!

Das sollte erst ein Leben geben, wenn er auf dem Hofe zu befehlen hätte! Er hätte stets eine offene Hand gehabt . . .

„Und Jochem Pritzen . . .?“ Man hänselte ihn oft mit diesem Namen.

Er verschwur sich bei aller Seligkeit, diesen Kerl sofort vom Hofe zu jagen.

Und wenn einer zuweilen einen Zweifel aussprach, ob seine Zukünftige auch gutwillig ihr Jawort geben werde, da zum Heiraten landgebräuchlich zwei Personen gehörten, dann stellte er sich vor diesem Nörgler breitbeinig hin und schrie ihm lachend ins Gesicht:

„Was Teufel, Jawort . . . wieso Jawort? . . . Man wird das Aas so lang‘ ins Loch stecken, bis sie sich hierin willig ergeben. Ist ihr‘ Sach, wenn sie inne krepirt!“

„Wär‘ dir so unpaß nicht? – was?“

Der alte Wegener hatte von dem Lärm, der in Brüntrup und auch darüber hinaus umging, gehört. Er gab die Worte der Meierin wieder. Das Herz stockte ihr und sie wurde totenblaß.

„Wegener, ist’s wahr? . . . er hat sich offenbarlich gerühmet?“

„Und gleichsam zur Hochzeit fein gerüstet . . . ja Meuerske.“

„Och, neie, müin leuver Herrgott! . . . wat ‘n Krüz un ‘n Elend!“

„Meuerste, Jui mütt butz teo’n Avkaten,“ riet ihr Wegener, der auch ängstlich geworden war.

Anna Magdalena machte sich sofort auf den Weg.

Hofrat Theopold war gerade im Begriff, im Dienste seines Herrn, des Grafen Kasimir zur Lippe - Brake, eine Reise nach Minden anzutreten, die ihn voraussichtlich etliche Wochen fernhalten sollte. Der Wagen stand schon vor der Türe.

Theopold wußte schon alles und hatte bereits einen Knecht beauftragt, der Niedermeierin weitere Verhaltensmaßregeln zu überbringen. Jetzt, da sie ihn selbst aufsuchte, verbot er ihr mit strengen Worten, in seiner Abwesenheit nach Detmold zu gehen und sich dort dem Gericht zu stellen. Sie sollte vorschützen, was sie wollte. Er drohte ihr aber, seine Hand von ihr zu ziehen, wenn sie sich ohne seine Einwilligung zu einem Zugeständnis bereit fand.

Unwirsch und geschäftig kramte er in seinem Zimmer umher und schien etwas zu suchen, was er nicht sogleich fand. Unversehens stieß er an einen Stuhl, so daß ein Stoß Bücher polternd auf die Erde fiel und eine Staubwolke um sich verbreitete.

„Daß Ihr auch gerade heut' kommen müßt –“ sagte er ungeduldig.

In ihrer Bestürzung fragte Anna Magdalena, ob die Sache nicht auf einen andern Fuß gebracht werden könnte.

Theopold verstand sie nicht sogleich. Er erhob sich und sah sie erstaunt an. Dann erwiderte er grob:

„Mag wohl schon konkludiert sein, daß der Landsberger in Eure Güter gesetzt werde.“

Anna Magdalena wagte nichts mehr zu sagen.

Theopold suchte weiter. Ärgerlich stellte er sich vor sie hin.

„Wär schon am besten,“ sagte er, „Ihr schertet Euch vom Hof und überließet Eurem Schwager die Haushaltung.“

Wieder wandte er sich von ihr ab und suchte. Dann kam er noch einmal auf sie zu und verbot auch ihren Blutsfreunden, das sollte sie ihnen sagen, ohne ausdrücklichen Befehl ihres Herrn sich dem geistlichen Gericht zu stellen.

Ohne ausdrücklichen Befehl ihres Herrn?

Die Grafschaft Lippe, so wenig Ackerkrume auch ihre rotgelben Grenzpfähle umspannten, ernährte doch noch ein paar Paragialherren, jüngere Abkömmlinge des regierenden Hauses mit eigener Hoheit. Die höheren Souveränitätsrechte verblieben allerdings dem regierenden Grafen in Detmold als dem Haupt der hochgeborenen Familie. In Einzelheiten aber mußte er sich schon schlecht und recht mit seinen Vettern Liebden abfinden. So gebot in dem Paragialamt Brake damals Graf Kasimir zur Lippe und just zu seinen speziellen Untertanen gehörten der Niedermeierin Verwandte, ihr Schwager Hövener in Wöhren und Wördehans in Hagedonop. Die Erlasse des Konsistoriums ergingen freilich an die Untertanen des Paragialamtes Brake im Namen des re-

gierenden Grafen und des Grafen Kasimir. Aber ohne ausdrückliche Erlaubnis des Letzteren durfte niemand aus seinem Hoheitsgebiet wagen, sich einer Zitation der gemeinsamen Behörde zu stellen. Das hätte unfehlbar zu verwickelten diplomatischen Aussprachen zwischen den beiden Höfen Anlaß gegeben.

Als Theopold im Wagen saß und wohlverpackt sich zurecht gerückt hatte, reichte er Anna Magdalena nochmals die Hand hinaus und lachte sie freundlich an.

„Marleineken, Marleineken,“ drohte er scherzend, „daß Ihr mir immittelst den Landsberger nicht heiratet! . . . Also hüh! Gehabt Euch wohl! – Bin bald wieder da! . . . Übrigens soll Euch der Teufel lotweis frikassieren, wenn Ihr Euch etwan von den Detmolder Sirenen umgarnen lasset . . .“

Der Wagen war bereits im Rollen. Bis zur nächsten Straßenecke sah ihm Anna Magdalena bekümmert nach. Dann ging sie still heim und Ahnungen begannen sie zu ängstigen. Die Aufgabe, die man ihr jetzt zuwies, war ihr so seltsam und neu, daß sie zu keinem Entschluß kommen konnte. Es war wie eine Windsbraut über sie gegangen. Und wie der Hofrat sie angeherrscht hatte!

Dennoch tat sie gehorsam, was ihr angeraten war.

Am nächsten Gerichtstage zeigte Fuhrmann an, daß seine Prinzipalin zwar zugesagt hätte zu kommen, aber wegen einer ihr am Abend vorher plötzlich zugestoßenen Schwachheit und wegen Abwesenheit ihres Advokaten daran gehindert sei.

„In Erwägung nun,“ fügte er hinzu, „sie überdem ihre Notdurft, so weit ihre Person betrifft, abgestattet und es konsequenter an Landsbergischer Seiten beruhet, mit etwa vermeintlicher Gegenhandlung einzukommen, bitte ich, meine Prinzipalin exkusieret zu halten.“

Gottschalk sah den Generalsuperintendenten an und beide verzogen das Gesicht. Man mutete ihnen doch ein starkes Stück zu, dieser plumpen Entschuldigung zu glauben. Gottschalk wurde erregt.

„Dummes Zeug! dummes Zeug!“ rief er aus. Dann wandte er sich an den jungen Landsberger und fragte ihn: „Ist es andem, daß die Meiersche plötzlich krank worden?“

„Da weiß ich nichts von,“ sagte dieser. „Weiß vielmehr, daß die Meiersche nicht allein ehegestern, sondern auch gestern nachmittags gesund und über Land gegangen ist.“

„Wird also vonnöten sein,“ entschied Gottschalk, „der Sachen wahre Beschaffenheit zu vernehmen.“

„Er befahl dem Pedellen, so schnell es ihm möglich sei, nach Brüntrup zu eilen und festzustellen, wie es mit dem Gesundheitszustand der Niedermeierin beschaffen sei.

„Und saget ihr,“ fügte er drohend hinzu, „sie müßte persönlich und zwar stündlich da sein, sonst sollte sie mit Soldaten gelanget werden!“

Nachmittags traf Schlüter in Brüntrup ein und fand Anna Magdalena auf der Diele.

Sie erschrak, als sie den Gerichtsboten unvermutet vor sich stehen sah, suchte sich aber schnell zu fassen.

„Ihr seid vandage ungehorsamlich ausblieben, Meiersche,“ sagte Schlüter. „Ihr seid nicht krank worden, maßen es der Landsberger schon bezeuget, gehet auch itzo, wie ich sehe, wohl und gesund bei Eurer Hausarbeit.“

Steif, mit schlaffen Armen stand sie vor ihm und sagte kein Wort. Wie ineinander gemeißelt lagen die Lippen. Es sah wie Trotz aus und war doch nur bange, bleiche Furcht.

„Ist Euch befohlen, persönlich und zwar stündlich da zu sein.“

Anna Magdalena sagte kein Wort.

Schlüter wurde über ihre Schweigsamkeit unwirsch und fuhr sie an.

„Es ist Euch gedrohet, daß Ihr sollet mit Soldaten gelanget werden, wenn Ihr nicht gutwillig kommet . . . So redet also!“

„Weiß nicht, was ich tun und lassen soll,“ quälte sie es sich endlich ab. „Mein Advokat ist verreiset. Habe ja einen Prokurator bei Gericht, der könnte meinethalben wohl erscheinen.“

Wieder preßte sie die Lippen aufeinander und sah unsicher und beklommen vor sich hin.

„Meiersche – –“ Um Schlüters Herz wurde es für einen Pulsschlag warm. Er wollte Anna Magdalena begreiflich machen, daß sie mit sehenden Augen ihren Handel nur verschlimmerte, wenn sie noch weiter in ihrem Trotz verharrete. Er besann sich aber und sagte schließlich, schon zur Türe gewandt, mit verdrossener Stimme: „Ist Euer Sach! . . . Ich hab' mein Dienst!“

Damit ließ er die Niedermeierin in ihren Sorgen stehen und stapfte mit gleichmäßigen und müden Schritten wieder nach Detmold zurück.

In ihm grollte und wettete es. Wenn sie es nicht besser haben wollte, gut, so mochte sie zusehen, wie sie aus diesem Prozeß heil herauskam.

Die Gerichtssitzung war bis zum Abend ausgesetzt worden. Als die Richter und Parteien wieder beisammen waren, erzählte Schlüter, daß er die Niedermeierin gesund und wohl bei ihrer Hausarbeit angetroffen habe.

Der junge Landsberger lachte höhnisch auf.

„Also wiederum gelogen!“ entfuhr es Gottschalk.

Nach der Gerichtsordnung wurde Anna Magdalena noch ein drittes Mal unter Androhung einer Strafe von 100 Goldgulden und mit Vorbehalt der schon verwirkten Strafe vorgeladen. Aber diesmal wurde noch hinzugefügt: „widrigenfalls und auf weiteres halsstarriges Ausbleiben zu gewärtigen, daß wider Euch anderwärtige geziemende Zwangsmittel zur Hand genommen werden sollen.“

Als Schlüter mit dieser Vorladung nach Brüntrup kam, suchte er die Niedermeierin vergebens in ihrem Hause. Endlich stieß er auf eine Magd, die ihm sagte, daß die Hausfrau fortgegangen sei.

Wohin? Fragte sie Schlüter.

Das wußte sie nicht genau. Sie hätte wohl gehört, daß die Meiersche zu Wördehans wollte.

Wo der wohnte?

Bei Donop her.

Ob der Hövener nicht da wäre?

Nein, der wäre nicht da.

Schlüter ging auf den Hof hinaus und sah den Pferdestall offen. Als er dort eintreten wollte, kam ihm Jochem Pritzen mit einem Eimer entgegen.

„Sieh, Schlüter . . .“

„Es de Meugerske inne?“

„Neie.“

„Weußt nich, wo se hen es?“

„Neie.“

„Büi Wördehans?“

Er bekam keine Antwort mehr. Jochem Pritzen war bereits an den Brunnen getreten, um Wasser aufzuziehen, und kümmerte sich um den Gerichtsboten nicht weiter. Der stand einen Augenblick unschlüssig und ging dann zum Leibzuchthause hinüber. Dort hörte er aber, daß auch

der alte Wegener über Land gegangen sei. Seine Frau aber wußte überhaupt nicht, daß die Meierin ihr Haus verlassen hätte.

Als Schlüter schon auf der Landstraße war, sah ihm der alte Wegener verschmitzt durch die Dachluke nach.

„. . . Äole, dat es mol geot gohn.“

Verdrossen schritt Schlüter seines Weges fürbaß. Das gab nun sicher neue Weitläufigkeiten.

Schon am nächsten Morgen befahl ihm Gottschalk, dem Wördehans in Hagendonop ein Strafmandat zu überbringen.

Der alte Wördehans saß vor der Türe seines Hauses und ließ sich die warme Oktobersonne behäbig auf den Bauch scheinen. Die Hände hatte er auf die Bank aufgestützt, so schaute er blinzeln dem Boten entgegen. Dieser übergab ihm das amtliche Schreiben. Wördehans nahm es in die Hand und betrachtete aufmerksam das aufgedruckte Siegel. Dann gab er es Schlüter zurück.

„Neie . . . lesen kann ek nich,“ sagte er breit und bedächtig. „Dat het man müi nich wüiset.“

So mußte ihm Schlüter umständlich den schriftlichen Befehl klar machen.

„Man hat in Erfahrung gebracht,“ so las er ihm zum Teil vor, „daß die Niedermeiersche zu Brüntrup, Eure Schwägerinne, die in der von dem Landsberger wider sie am geistlichen Konsistorium angestellten Eheklage schon einige Male zitiert und darauf nicht erschienen, sich heimlich bei Euch aufhalten soll . . .“

„Jo . . . neie . . . heumelken nich,“ gab Wördehans kopfschüttelnd zur Antwort.

„Ist dennoch beu Euch zu finden gewesen . . .?“

„Neie . . . jo, de Meuerske es wal büi müi wesen, es ‘er öbber niu nich meier.“

„Es ist Euch, Wördehans zu Donop, namens der hochgeborenen Grafen und Herren, Herrn Simon Henrichen und Kasimiren Gevettern, Grafen und Edlen Herren zur Lippe, nun hiemit und bei 100 Goldgulden verboten, die Niedermeiersche zu Brüntrup weiter bei Euch zu bewirten oder zu beherbergen, sondern sie hinwieder nach ihrem Hof zu verweisen.“

„Jo . . . dat soll wal sein.“

Schlüter hatte es eilig, noch vor Abend wieder in Detmold zu sein. So übergab er Wördehans noch eine Abschrift der letzten Vorladung,

um sie der Meierin, wann sie bei ihm vorspräche oder er sie träfe, pünktlich abzuliefern. Der alte Mann nahm das Papier und legte es neben sich auf die Bank. Als er später in das Haus ging, ließ er es liegen. Dann fiel es auf die Erde und war in den nächsten Tagen verschwunden.

Kaum war Schlüter in Detmold wieder eingetroffen, mußte er denselben Weg nochmals machen. Das geistliche Gericht hatte inzwischen beschlossen, jetzt auch die Blutsfreunde der Beklagten vorzuladen, um sie auf das strengste zu verwarnen, sich ihrer Verwandten anzunehmen.

Merkwürdig, Schlüter fand niemand zu Hause. Hövener war zu einer Hochzeit nach Istrup geladen, Sprute war tags zuvor mit den Schweinen auf den Markt nach Salzuflen gezogen und auch der alte Wördehans war außer Hause.

Die Vorladung mußte ein zweites Mal ergehen. Schlüter kam zu Hövener und fragte ihn, warum er auf die erste Vorladung ausgeblieben sei. Jetzt sei die erste Strafe verwirkt und die zweite um das sechsfache erhöht.

Hövener stand einen Augenblick unschlüssig.

„Darf nicht erscheinen,“ sagte er, „es wäre dann, daß es von Brake aus mir anbefohlen. Bin schuldig, meiner Obrigkeit zu gehorsamen. Herr Theopold hat mir verboten, am Konsistorium zu erscheinen.“

„Ist wahr, daß die Meiersche Euch den Hof vermacht?“

„Selbiges ist schon wahr.“

„Und ihr wollet den Hof auch beziehen?“

„Will es nicht ehender tun, bis ich zuvor einigen schriftlichen Schein in Händen habe.“

„Ist die Meiersche bei Euch?“

„Nein.“

„Wo wäre sie itzo zu finden?“

Hövener machte ein erstauntes Gesicht, als sei es ihm neu, daß seine Schwägerin nicht zu Hause wäre.

„Ihr wollet also am geistlichen Konsistorium nicht erscheinen?“

Hövener zuckte unschlüssig mit den Achseln.

Schlüter ließ ihn mit kurzem Gruß stehen und machte sich auf den Weg nach Hagendonop zu Wördehans.

Auch dort fand er keine bessere Aufnahme.

„De Landsberger un de Herens in Deppelt sütt ‘er wal vor upkumen,“ beschied ihn Wördehans in seiner bedächtigen Art, „wüil se dat arme Wuif van ‘n Hove drüivet. – Es dat minsklik? . . . Nei . . . nei . . . up ‘n Hoff sall de Kerel nich kumen . . . nei, de Kerel nich, dat sall heu sick nich inbillen. – De Hoff es teo recht verschrieben . . . dorbü blifft et! – De Meuerske well den Kerel nich früiggen! . . . neie . . . Wie se dat äok in Deppelt, Schlüder? – Jo? . . . dann lott se teofrie. – Peer un Rüens bringt man wal seo teohäope. Öbber de Minsken? . . . Es de Minske ‘n Schwün?“

Schlüter ging in den Krug, um ein wenig zu Mittag zu essen. Aber es wollte ihm nicht recht schmecken. Der alte Wördehans hatte ihn warm gemacht, und diese Bauern hatten ihren Kopf für sich. Er hatte ihm nichts ausreden können. Hin und her bedachte er jetzt Wördehans Worte.

Er wollte doch nochmals zu ihm gehen, um ihm in Güte zuzureden.

Auf dem Hofe traf er den jungen Wördehans und fragte ihn nach seinem Vater. Er wurde nach dem Kirchhof gewiesen.

Dort ging der alte Wördehans zwischen den Gräbern einher und wärmte sich in der Sonne. Langsam und schleppend setzte er die Füße, während er sich auf einen Stock stützte. Schlüter trat an ihn heran und fragte ihn nochmals, ob er der Vorladung folgen werde, da er andernfalls in willkürliche Strafe verfallen würde.

„Neie . . . och neie . . .“, sagte er abwehrend, „dat wert seo schlimm nich süin. – Es müi van Broke nich buifahlen teo kumen.“

„Hat Euch der Hofrat Theopold verboten?“

Der alte Wördehans überhörte diese Frage und sagte dafür:

„De Kerel sall den Hoff nich krüigen. De Meuerske hät ‘n dat Fruigen nich eunmol teoseggt . . . Eck will den leuben Gott wal dorümme been, dat heu den Landesbergern un den Herens in Deppelt ehren Läohn gifft. – Nei, Schlüder, nei . . . seo geucht et nich . . .“

Aus dem durchfurchten Gesicht, in dem zwei graue Augen in die Sonne blinzelten, sprach ein sicherer Entschluß. Mit der verarbeiteten braunen Hand fuhr er sich über den Mund. Er hatte genug gesagt und schlurftte zwischen den Gräbern weiter. Was auf den Steinen und Kreuzen stand, ging ihn nichts an, er konnte es auch nicht lesen. Die meisten aber, die hier lagen, hatte er gekannt. Bald würde man auch ihn mitten unter ihnen verscharren.

Schlüter war zum Tore zurückgegangen und sah sich dort noch einmal nach dem alten Wördehans um. Dann wandte er sich dem Wege nach Detmold zu.

Nur Sprute in Mosebeck war der gerichtlichen Vorladung gefolgt, da er herrschaftlicher Untertan der Regierung zu Detmold war. Aber auch er wußte nicht anzugeben, wo die Niedermeierin zurzeit sich aufhielt.

## XXXII.

Wo war Anna Magdalena eigentlich?

Als Schlüter ihr die Drohung überbracht hatte, daß man sie mit Soldaten langen würde, war sie bebend vor Bestürzung noch an demselben Abend nach Brake gelaufen. Es war, als ob das böse Gewissen hinter ihr herhetzte. Sie sah sich nicht um, eilte und eilte nur vorwärts.

Die Dunkelheit überfiel sie.

Erschöpft kam sie in Brake an. Aber ihr Herz preßte sich vor Angst zusammen, als sie vernahm, daß der Hofrat wohl noch einige Tage fortbleiben würde. Sie faßte sich nach den Schläfen, keines Wortes mächtig.

Sollte sie wieder heimgehen?

Sie wagte es nicht. Sie hatte eine so wahnsinnige Angst. Sie bildete sich ein, an ihrem Tore ständen schon die Soldaten, die sie erwarteten. Dann würde man sie vor ihrem Gesinde in Ketten werfen, wie ihren seligen Schwager Wallbaum, und sie trotz ihres Bettelns und Flehens nach Detmold schleppen.

Ein Grausen überkam sie.

Unschlüssig starrte sie die alte Wärterin, die ihr die Türe geöffnet hatte, an. Die war neugierig und lauerte und wiederholte abermals, daß man nicht wissen könnte, wann ihr Dienstherr heimkehren würde. Sie hätte gern Näheres erfahren, Anna Magdalena merkte es aber nicht.

Da kam ihr ein Gedanke.

Sie fragte nach dem Quartier des Hofrats in Minden. Die Wärterin mußte ihr den Namen mehrmals hersagen, ehe sie ihn in ihrer Erregung begriff. Als sie ihn sich endlich gemerkt hatte, entschloß sie sich, zur

Stunde trotz einbrechender Nachtzeit die zwölf Meilen Weges nach Minden sich durchzufragen.

Selten traf sie ein Fuhrwerk unterwegs und dann ließ eine mitleidige Seele sie wohl auch eine kurze Zeit aufsteigen. Die längste Straße aber mußte sie zu Fuß gehen. So kam sie an die Weser und dort brachte sie ein Schiffer, der gerade denselben Weg hatte, nach Minden.

Theopold war nicht wenig erstaunt, als sie bei ihm eintrat. Er traute seinen Augen kaum.

„Sieh, Meiersche . . . seid Ihr's lebendig oder gar der Teufel in lieb-reizender Gestalt einer brünstigen Jungfrau? . . . Redet erst, ehe Ihr mich armen Sünder heimsuchet.“

In fliegender Eile erzählte ihm Anna Magdalena ihre neuerliche Not.

„Und da seit Ihr zu Fuß hergegangen?“

Sie sah ihn treuherzig an.

„Hab' niemand, der mir hilft . . . Was soll ich armes Weib beginnen?“

„Alle Wetter! . . . Und da reiset Ihr einem einsamen Manne nach und fallet ihm unversehens in sein keusches Quartier? . . . Marleineken, Marleineken, Ihr seid gefährlich.“

Wie sonnig klang sein Lachen. Anna Magdalena konnte aus diesem Manne nicht klug werden, der alles so leicht nahm, als seien es Seifenblasen. Sie hätte ihm wahrhaftig zürnen können, so elend war ihr zu Mute.

Wie wenig kannte sie ihn.

„Sie sollen Euch nicht unter die Füße treten, Meiersche,“ beruhigte er sie auch diesmal. „Gehet geruhig wieder heim. Was wollet Ihr hier? . . . Von hier aus lasset sich nicht sonderliches tun. Aber wofern Ihr Furcht heget, auf euren Hof zu kommen, dieweilen er von Soldaten umstellt sein könnte, so verstecket Euch nach Belieben in Brake. Mein alter Hausdrachen soll Euch einen Unterschlupf und ein weiches Bett bis auf weiteres herrichten. Mein Trineken ist ein gar tugendhaftes Weib, Meiersche . . . wollte Gott, ihre Zunge wäre es auch. – Also sehet Euch für! . . . Weiß nit, wie man's ändern soll. Ist das Ehegespons tot und die längst flügge Brut aus dem Nest, wird unsereins wieder ein krummer Junggeselle. Das ist dann so wie Amen in der Kirche. – Also gehabt Euch unterzwischen wohl!“

Mit einem Scherzwort wurde Anna Magdalena entlassen. Unterwegs war sie ratlos, wo sie nun bleiben sollte. War sie zu dem Ent-

schluß gekommen, so hatte sie wieder Bedenken. Sie schwankte hin und her. Worüber dachte sie eigentlich nach? War es denn Wirklichkeit? Hatte sie kein Heim mehr? – Mein Gott! kein Heim mehr? keinen eigenen Raum, in dem sie ihren von Sorgen und Gedanken zermürbten Kopf niederlegen konnte? – Ja, was war denn das nun alles? Was sollte daraus werden? Das mußte doch auch einmal ein Ende haben? Sollte sie wie eine Landstreicherin auf der Straße liegen? an die Häuser klopfen und um Unterschlupf betteln? – sie, die Niedermeierin von Brünt-rup?

Schließlich ging sie in ihrer Angst doch nach Brake und hielt sich da verborgen.

Lange brauchte sie auf die Rückkehr des Hofrats nicht zu warten. Wenige Tage nach ihrer Ankunft kehrte er heim.

Er hörte, daß die Meierin in seinem Hause war, wollte sie aber nicht sprechen. Notdürftig legte er seine Sachen ab, dann ging er den kurzen Verbindungsweg nach Lemgo, der alten Hansestadt, und suchte dort den kaiserlichen Notar Herman Hoffmeister auf. Mit ihm hatte er eine lange Unterredung. Er war entschlossen, wenn es zum äußersten kam, wegen der in dem Revisionsverfahren vorgekommenen Unregelmäßigkeiten, die ihn am meisten ärgerten, bei dem kaiserlichen Reichskammergericht in Speier Berufung einzulegen. Zuvor aber sollte am geistlichen Gericht selbst in aller Feierlichkeit wider die in dem Prozeß zutage getretenen Parteilichkeiten protestiert werden. Das war Notars Sache.

Am nächsten Tage kam Hoffmeister zu früher Stunde – es war zwischen 8 und 9 Uhr – nach Brake und ging mit Anna Magdalena in des Gastwirts Henrich Pörtner Haus ‚im grünen Jäger‘. Dort schloß er sich mit ihr und einem Schreiber in der vordersten Stube Eingangs zur rechten Hand ein. Zugezogen waren noch als notwendige Zeugen Hans Jürgen Hahn und Friedrich Scheffer, beide wohnhaft zu Brake. Also hatte es der Hofrat gewollt.

Für Anna Magdalena war es wieder eine seltsame Stunde, die sie kaum faßte. Steif saß sie da und gab sich redlichste Mühe, dem Vorgang zu folgen. Große gelbe Pergamentblätter glättete der Schreiber auf dem Tisch und strich immer wieder über sie hin. Dann diktierte ihm der Notar langsam und feierlich einen ausführlichen Protest, den Theopold aufgesetzt hatte.

Auf und nieder ging er während des Vorlesens. Zuweilen blieb er am Fenster stehen und schaute verlorenen Blickes hinaus. Dann ging er

wieder auf und und nieder, die Arme auf dem Rücken verschlungen. Eintönig, aber stets mit einer gewissen Würde, las er weiter und weiter. Die beiden Zeugen gähnten abwechselnd. Aber Anna Magdalena saß steif und starrte vor sich hin.

Endlich war der letzte Punkt gemalt. Der Schreiber legte den Gänsekiel beiseite und rieb sich die steifgewordenen Finger.

Hoffmeister las das Instrument nochmals vor, dann legte er es zusammen.

Der Hofrat hatte mit ihm vereinbart, daß er selbst den Protest den Konsistorialen einhändigen sollte. Ein Wagen hielt schon seit einiger Zeit vor dem Gasthause.

Hoffmeister fragte im Schloß nach. Als er dort hörte, daß keine Sitzung angesetzt war, entschloß er sich, Gottschalk in seinem Hause aufzusuchen. Gewohnt, als Notar nichts ohne Zeugen zu tun, bat er zwei ihm bekannte Detmolder Bürger, Johann Koch und Hans Herman Rosenbohm, mit ihm zu gehen.

Gottschalk empfing ihn herablassend und geschäftlich kurz.

„Bin von wegen meines geschworenen Notariatsamts requiriert,“ sagte der Notar, „den Herren Konsistorialen ein Instrumentum zu insinuieren und darüber gewohnter Form nach zu dokumentieren. Wollet demnach hochgünstig verstaten, wohlehenfester Herr Kommissarius, die Insinuation bei Euch werkstellig zu machen.“

Gottschalk reckte sich auf, als er weiter vernahm, in wessen Auftrage Hoffmeister kam. Seine Stirnadern schwellen drohend an. Seine Hände begannen aufgeregter zu arbeiten. Er war geneigt, dem Notar eine deftige Antwort zu geben. Dieser merkte es wohl und bereitete sich vor, dem Anfall zu begegnen. Die Anwesenheit der Zeugen brachte Gottschalk aber auf andere Gedanken.

„Will zuförderst den Herrn Generalsuperintendenten ersuchen lassen,“ sagte er heiser. „Nehmet einstweilen euren Abtritt. Werde Euch durch den Pedellen fordern.“

Kaum dankte er für ihren Gruß. Dann stampfte er mit dem Fuße auf, als die Männer zur Türe hinaus waren, und schritt erregt einher. Man trotzte nicht nur, man drehte verwegen den Spieß? Erst die ungeheuerliche Verschenkung des Hofes an einen beliebigen Verwandten und nun gar noch ein Protest?

Nach dem Mittagessen ließ Gottschalk den Notar rufen. Er kam mit seinen Zeugen und überreichte in höflichster Form seine Protestschrift.

Gottschalk nahm sie an und las sie dem Generalsuperintendenten vor. Immer lauter wurde seine Stimme. Sie bebte schließlich in verhaltener Wut. Er hätte das Schriftstück zerreißen und dem Notar vor die Füße werfen mögen. Und wirklich zerknüllte er es in seinen erregten Händen.

Mühsam rang er nach einer Antwort.

„Man läßt die Provokation an das hochpreisliche kaiserliche Kammergericht in untertänigstem Respekt dahin gestellt sein,“ sagte er, „aber in Konsistorialsachen hat sie keine Statt. Das merket Euch! Ungeachtet dieser unerhörten Provokation wird in dieser Sache ferner prozediert werden wie Rechtens! – Wie könnet Ihr Euch übrigens erdreisten, als kaiserlicher Notar Euch gegen Euren Herrn gebrauchen zu lassen? Wie könnet Ihr es vor Eurem Eide verantworten, solche Schmähschrift Eurer Landesherrschaft zu insinuieren? Wie könnet Ihr es Euch unterstehen, das Gericht mit dergleichen falschen Aufzügen zu suspektieren? – Wie? – – Sehet doch gar zu, daß Ihr nicht in Ungnaden und Strafe verfallt! . . . Da habt Ihr Euren . . . Euren . . . Protest zurück! Hab’ Euch nichts weiter zu sagen!“

Gottschalk verließ zornig das Zimmer. Der Generalsuperintendent folgte ihm. Betreten schaute ihnen der Notar nach. Seine beiden Zeugen aber waren froh, daß sie wieder gehen konnten. Auf diesen Auftritt waren sie nicht vorbereitet gewesen.

Erst auf der Straße kamen sie zu sich. Mit erregten Handbewegungen redeten sie aufeinander ein. Der Herr Notar sollte sie künftig mit ähnlich Aufträgen unbehelligt lassen. Mit großen Herren sei schlecht Kirschen essen. Sie hätten ihre Hantierung. Was kümmerte sie die Meiersche zu Brüntrup? Dann trennten sie sich und jeder nahm einen andern Weg.

Die Sache aber sprach sich übel herum.

Gottschalk setzte alles in Bewegung, der Ehebeklagten habhaft zu werden. Man fand sie nirgends. Man ahnte nur, daß Theopold sie in seinem Hause beherbergte. Dort hielt sie sich auch die meiste Zeit auf, ging nur zuweilen zu ihren Verwandten. Wenn es aber dunkel wurde, schlich sie nach Brüntrup, lugte über den Hof, ob nicht irgendwo ein Soldat ihr auflauerte, und versteckte sich für einige Stunden im Leibzuchthause bei Wegener. Dann ließ sie Jochem Pritzen kommen und fragte ihn über die Wirtschaft aus. Es war alles in Ordnung. Hövener war den ganzen Tag über auf dem Hofe gewesen. Beruhigt konnte sie in

der Nacht nach Brake zurückkehren. Oft begleitete sie Jochem Pritzen den ganzen Weg.

### XXXIII.

Es war ein Sonntag.

Die Leute kamen nach Cappel zur Kirche, wie sie es gewohnt waren. Gern stellte man sich ein wenig frühzeitig ein. Man trat dann in Gruppen zusammen, hier drei, dort fünf, und hatte eben vor dem Geläute noch allerhand über Wirtschaft und Verwandte zu beschwatzen. Da sah man an diesem Morgen, daß an der Kirchentür ein großes Schriftstück mit einem amtlichen Siegel am Schluß angeschlagen war. Ein großer weißer, Bogen, eng beschrieben, mit Unterschriften! . . . Was mochte er zu bedeuten haben? Schon lange hatte hier keine Bekanntmachung gehangen. Das mußte doch etwas sehr wichtiges sein! . . . Man trat näher, sah sich das Papier an und jeder gab seine Meinung her. Wenn man es nur lesen könnte! Da rief einer seinen Jungen herbei, der gerade die Schule besuchte, und stieß ihn vor, er sollte vorlesen. Der Junge begann zu buchstabieren und blieb immer wieder stecken, besonders, wenn ein alamodisches Fremdwort ihm in den unrechten Hals kam. Sein Vater wurde schließlich ungeduldig und versetzte ihm eins über die Schnauze. Andere schimpften und spuckten aus. Wieder versuchte sich einer und entzifferte Bruchstücke. Man hörte die längst bekannt gewordenen Namen ‚Landsberger‘ und ‚Niedermeiersche‘. Nun war die Neugier erst recht wach. Da ging zum Glück der Küster vorüber, der nächst dem Pastor im Kirchspiel die Gelehrsamkeit vertrat. Man gab ihm gute Worte, und da es noch etwas Zeit bis zum Geläut war, las er den Umstehenden vor:

Wir zum Gräflich Lippischen geistlichem Konsistorium verordnete Generalkommissare tun kund, fügen hiemit zu wissen männiglich, wasgestalt zwischen Johan Bernd Landsberger an einem und Annen Magdalenen Wittiben Niedermeierschen zu Brüntrup am andern Teil eine vor hiesigem geistlichen Konsistorium zur Rechtfertigung erwachsenen Matrimonialsache bei währendem Prozeß nunmehr dahin gediehen, daß nach letzterer von einer Juristen Fakultät von Amts wegen einge-

holter Rechtsbelehrung ein Dekret darauf abgefasst und publiziert werden soll. Gleich wie nun bei Vollstreckung dessen beide Teile namhafter Straf persönlich zu erscheinen zitiert, der Landsberger auch darauf sich gehorsamst eingestellt, so hat doch die Niedermeiersche ungeachtet ihr zum zweiten Male von dem Gerichtsboten die Zitation vorgelesen und insinuiert worden, sich ausdrücklich vernehmen lassen, daß sie nicht erscheinen wolle, sie hat auch ihren einmal zum Sinn gefaßten Ungehorsam dahin ausbrechen lassen, daß sie zum Betrug des Gerichts und ihres Gegenteils durch Vorschub einiger ihrer Schwäger und

anderer zu dieser Sache übelgesinnten Ratgeber ihr Gut an andere zu veralienieren sich nicht allein unterstanden, sondern auch als sie zum dritten Male bei einer ansehnlichen Straf gezitiert worden, auf eine fast niemals in einem vornehmen Gerichte erhörte Weise durch Notar und Zeugen weniger nicht zu protestieren, als mit einem Haufen unwahrer, falscher Aufzüge, deren Ungrund so stracks aus den Akten zu Augen zu demonstrieren, denselben zu beschuldigen und uns selbst zu suspektieren sich ganz unverantwortlicher Weise angemäset, wie sie dann auch hiesiges Gericht schändlich zu eludieren und zu Verschleifung des Rechtens unter hochstrafbarer Konspiration einiger ihrer Schwäger sich hier und dort heimlich hält und versteckt, daß man von ihren Schlupfwinkeln, worinnen sie sich bisher aufgehalten und bis dato aufhält, nichts gewisses in Erfahrung bringen können. Wenn aber dies alles denen Rechten gerade zuwider und ein solcher Frevel, wann derselbe ohne Ahndung hingehen sollte und nicht ein Ernst dagegen gezeigt würde, höchstschädliche Konsequenzen gebären und nach sich ziehen könnte, sie, Niedermeiersche, auch samt ihren Adhärenenten hierunter nichts anders intendiert, als daß sie die Autorität des Gerichts so viel an ihm ist hierdurch invalidieren und den Effekt so vieler bei diesem Gericht angewendeter Bemühungen und Kosten zu frustrieren gedenket, so haben wir tragenden Amts halber auf Anrufung des Klägers nicht umhin gekonnt, die zu Recht erlaubten Mittel gegen Euch, Niedermeiersche, zu ergreifen und an Hand zu nehmen. Zitieren, heischen und laden demnach wir hiemit aus Pflicht unsers Amts und in Kraft dieses offenen angeschlagenen Edikts Euch, oftgemelte Niedermeiersche, auf nächstscheinenden Montag, ist der 22te dieses vor hiesigen geistlichen Konsistorium zu recht früher Gerichtszeit zu erscheinen und alsdann die Publikation der Sentenz in mehrberührter Ehesachen anzuhö-

ren und Eure rechtliche Notdurft, so Euch das gefällig, dargegen einzu-  
bringen.

Würdet Ihr alsdann nicht erscheinen, sondern in Eurem mehr als mani-  
festierten Ungehorsam verharren, so soll nichts destoweniger in Eurem  
Ungehorsam verfahren und er, Landsberger, in Eure Güter bis und so  
lang Ihr Euren Ungehorsam purgieret habt, immittieret und darin ober-  
lich geschützt werden. Wornach Ihr Euch zu richten. Geben Detmold  
unterm Aufdruck des Sekretsiegels des Konsistoriums unser und des  
Sekretärs Unterschrift den 15. November 1680.

Das gab ein rohes Lachen unter den jungen Burschen, als der Küster  
zu Ende war.

„De Meuerske teo Brüntorf es fleuten gohn!“

Es wurde bemerkt, daß Höveners aus Wöhren, die anfangs auch un-  
ter der Menge standen, sich vorzeitig und still wegstahlen. Da stieß ei-  
ner seinen Nachbar an und raunte ihm zu:

„Es de Süster . . .“

Man sah ihnen neugierig nach. Stand wohl auch ein Weib da, dem die  
Tränen in die Augen kamen.

„Wo de Frubbe wall schlophen kan?“ sprach sie in Teilnahme vor sich  
hin.

Feierlich begannen die Glocken durch den Sonntagsmorgen zu läu-  
ten, sie schwellen an und verklangen in zitterndem Nachhall. Es war die  
Zeit, die Andacht zu beginnen. Der Küster war schon vorangegangen,  
die Gemeinde folgte ihm und verteilte sich in den Gestühlen, die Män-  
ner hier, die Frauen drüben.

Man sang die vorgeschriebenen Strophen herunter. Dann kletterte  
der Pastor auf die Kanzel und las seinen Sonntagstext vor von den ver-  
trauten Zentnern und dem frommen und unnützen Knechte. Die Ge-  
meinde war heute auffallend unruhig, als erwarte sie etwas besonde-  
res. Da fiel das Wort ‚Obrigkeit‘. Die Auslegung dieses Begriffs hatte mit  
dem eigentlichen Text der Predigt nichts gemein. Man merkte wohl,  
jetzt kam ein Abschnitt, der auf hohe Anordnung eingefügt werden  
mußte. Neugierig spitzte man die Ohren, was nun kommen würde. Man  
hörte zunächst nur die bekannte Predigt. Die Obrigkeit sei eine heilige  
Einrichtung, sei von Gott selbst verordnet. Wer sich wider die Obrigkeit  
setze, der widerstrebe auch Gottes Ordnung. Bis zum letzten Odem sei  
man der Obrigkeit Gehorsam schuldig, so verlange es die heilige Schrift  
und das Wort Gottes. Wer aber Böses tue, der fürchte sie; denn sie trü-

ge das Schwert nicht umsonst und sei eine Rächerin zur Strafe über dem, der Böses tue. Wohl dir, lieber Christ, wenn du in Demut deine dir vorgesetzte Behörde walten läßt und nimmermehr murrest wider ihr Gebot. Murre nicht, so du nicht begreifen kannst; denn du bist blind, sie aber ist sehend. Ihre Verordnungen sind göttliche Weisheit und ihre Gesetze von Gott eingegeben. Folge ihnen in Gehorsam, auf daß du in Frieden lebest alle deine Tage. Du weißt ja nicht, wie die Gewaltigen in täglichem Gebet ringen um die Erkenntnis und den Herrn aller Kreatur anflehen um Erleuchtung. Dir zum Besten, lieber Christ! So gib ihnen, was du Gott und ihnen schuldig bist, dein Vertrauen, dein gläubig Herz, deinen gehorsamen Sinn. Aus tiefster Brust beklagte der Pastor zuletzt, daß gerade in seiner ihm anvertrauten Gemeinde eins seiner lieben Schäflein den sündhaften Weg des Ungehorsams und des Trotzes gegen die Obrigkeit wandle. Er forderte deshalb die Gemeinde auf, unablässig für diese verlorene Seele zu beten und sie durch christlichen Zuspruch wieder auf den Weg der Reinigung und des Friedens zu leiten. Das sei ein gottgefälliges Werk. Denn des Gerechten Gebet vermag viel, wenn es ernstlich ist.

Ehren Georg Rungius sprach sehr erbaulich.

Ein Weib weinte still vor sich hin und das war Anna Magdalenas Schwester.

Während sie heimging, eilte ihr Mann nach Brake, weil er dort seine Schwägerin vermutete, fand aber nur den Hofrat vor. Ihm erzählte er, was er gesehen und gehört hatte. Theopold wollte es nicht glauben. Da aber Hövener ihm doch etwas genaues nicht sagen konnte, nahm er einen Wagen und fuhr sofort nach Cappel, um die Bekanntmachung selbst zu lesen.

Er ging zum Pastor und fragte ihn, wann die Verfügung an die Kirchentüre geschlagen sei.

Es sei am 17. November durch den Pedellen des geistlichen Gerichts geschehen.

„Ihr irret Euch gewiß nicht? fragte Theopold.

„Wie sollte ich? – Es war der Mittwoch, bin dessen Wissens, maßen ich selbst dem Anschlage beigewohnt,“ gab der Pastor zur Antwort.

„Seltsam! Die Zitation war nach ihrer Datierung schon zwei Tage vorher edieret.“

Der Pastor zuckte zum Zeichen seiner Unkenntnis mit den Achseln.

„Wochentags über kommt hier wohl wenig Volk vorbei?“ fragte Theopold weiter.

„Wenig Volk,“ bestätigte der Pastor.

„Die Zitation lautet bereits auf morgen, wie ich sehe.“

„Gewiß, auf morgen.“

„So scheint nicht ohne Absicht der Termin dermaßen enge eingespant, daß er kaum zu der Niedermeierschen Wissenschaft gelangen konnte. Das ist abermal wider den Gerichtsgebrauch, da sonst in den Zitationen zum wenigsten sächsische oder sechswöchige Frist pfleget indulgieret zu werden.“

Theopold nahm von den wichtigsten Stellen Abschrift und fuhr heim. Kaum daß er sich eine Stunde Rast gönnte. Sofort arbeitete er einen neuen Protest aus, in dem die Niedermeierin verzichtete, vor dem geistlichen Gericht sich mit dem Landsberger weiter einzulassen und ihre Zuflucht zu dem Reichskammergericht nahm. Bis in die Nacht hinein überlegte und änderte er an seinem Schriftsatz, bis er zufrieden war.

Kaum konnte er den Morgen erwarten. Schon in aller Frühe eilte er nach Lemgo hinüber zu dem Notar Hoffmeister und ersuchte ihn, den Protest kraft seines Amtes zu beglaubigen und dem Gericht einzureichen. Als der Mann davon hörte, wehrte er mit beiden Händen ab. Etwas unangenehmeres konnte ihm kaum zugemutet werden. Er drehte und wandt sich, er machte Ausflüchte und wollte schließlich mit der Sache nichts zu tun haben.

Theopold musterte ihn erstaunt. – Eine Absage?

„Hab wohl nicht recht vernommen? Ihr könntet Euch in diesem kritischen Moment versagen?“ In heiligem Zorn begann er auf den Unschlüssigen einzureden. „Sehet Ihr denn nicht, wie man dies arme, zum Erbarmen gequälte Weib in solcher angeschlagenen Zitation über alle Maßen schimpflich traktiert und mit unerfindlichen Auflagen graviert? Muß da nicht jeder rechtlich denkende Mensch zu ihrer Ehrenrettung die Faust recken? Vermeinet sie denn aus Frevel und purem Ungehorsam sich dem Richter zu entziehen? Können Ihr das glauben? – – Mit nichten, Herr Notarius, ihr Recht suchet sie! . . . und nur ihr Recht!“

„Die Gerechtsamkeit dieser Frau in allen Ehren, Herr Kollega! Doch Ihr wisset, wie man mit mir verfahren,“ gab ihm Hoffmeister ausweichend zur Antwort. „Man wird auch diesen Protest und in noch größerem Zorn verwerfen. Mag mich dem nicht wiederum aussetzen.“

„Dennoch schreien die neuerlichen Parteilichkeiten nach einem förmlichen Protest!“ fuhr Theopold unbeirrt fort. „Diese Nullitäten stinken zum Himmel! Erstens überschnellet man das einfältige Weib mit einem unerhört engen Termin, ist schon contra morem et stylum. Dann merket die teuflische Falle! Zum ersten Male erfährt man aus der angeschlagenen Zitation, daß das Gericht eigenbeliebig ohne Zusziehen der Parteien eine ganz verdächtige Aktenversendung zu Werk gerichtet und deren vermeintliche Sentenz annoch zu vollziehen gedenket. Man will die Meiersche jetzo, hat man sie erst einmal in Händen, so lange im Kerker mancipieren, bis sie in die Ehe willigt. Muß sie da nicht einer solch verdächtigen und nichtigen Publikation zeitig sich entziehen und vorher verwahren? Sie verlangt nichts mehr, als in ihrem bisher wohlgeführten Hauswesen ungehindert zu sein und ihre Gerechtsamkeit zu erwarten. Man begreift wahrlich nicht, was die Herren Konsistorialen als geistliche Richter bewegen mag, sich auch in diese weltlichen Seelen einzumengen? Ist denn des Gutes wegen am Konsistorium ein Streit? Sind denn dem Landsberger die Güter oder ist die Meiersche die Braut, darnach er freiet? – Welch eine Welt verdrehter Begriffe! Und da wollet Ihr kraft Eures kaiserlichen Amtes nicht eingreifen?“

„Soll alles an seinem Platz gestellt sein, werter Herr Kollega, und dennoch . . .“

Theopold wollte nichts mehr hören. Zornbebend riß er die Tür auf und stürmte hinaus.

War denn der Teufel in diese Bande gefahren?

Er klopfte an eine andere Tür, er klopfte an dem Tage noch an verschiedene Türen . . . alles umsonst! Keiner der lippischen Notare wollte sich aus Furcht vor Ungnade in dieser Ehesache gebrauchen lassen. Es hatte sich längst herumgesprochen.

Müde und verbittert kam Theopold heim. Es war wohl die schwerste Enttäuschung seines an Erfahrungen reichen Lebens, dieser unglaubliche Mangel an Mannesmut.

Er warf sich in einen Sessel. Seine Gedanken hafteten wild durcheinander.

Seine alte Wärterin trat leise ein, und als sie ihren Herrn in schweren Sorgen vor sich hinstarrend sah, kam sie näher und redete ihn schüchtern an. Sie wollte ihn zum Essen rufen, sie hatte ihm heute eine seiner Lieblingsspeisen zugerichtet. Sie würde ihn sicherlich wieder in friedlichere Stimmung bringen.

Theopold sah auf und sah sie eine Weile wie geistesabwesend an. Dann legte er los:

„Fehlt noch gar, daß dies verdöste Weibsbild hier die Nase einsteckt! . . . Was will sie? . . . He? – Mach sie, daß sie hinauskommt! . . . Raus! . . . Raus!“

Die alte Frau kannte seine Wutanfälle, die sich austoben mußten. Es war schon am besten, ihm in solcher Stimmung aus dem Wege zu gehen. So folgte sie schweigend seiner Aufforderung.

Das war Theopold aber noch nicht genug. Mit beiden Händen ergriff er einen bauchigen Wälzer, es war des Carpov Jurisprudencia ecclesiastica seu consistorialis, in Schweinsleder schön gebunden und viel benutzt, und warf ihn hinter ihr her, daß er dröhnend gegen die Tür polterte und an ihr wuchtig herabsauste. Dabei wirbelten die zahllosen Buchzeichen, Schweißtropfen mühseliger Arbeit, wie eine Wolke über den Boden. Dem Carpov folgte in ungeschwächter Wut des Maevius gelehrter Kommentar zum Lübecker Recht und schließlich als leichteres Geschütz, weil etwas schwereres nicht gerade zur Hand lag, noch die „Gräflisch lippische Kanzleiordnung vom Jahre 1664“. War das eine elende Buchbinderstümperei, wenn sie bei dieser Gelegenheit aus dem Einband fiel.

Ha! das gab Luft! . . . Luft!

Theopold kam wieder zu sich, stand auf und reckte sich. Er dachte freier, wurde menschlicher. Sein Vertrauen stellte sich wieder ein.

Es war aber keine Zeit zu verlieren. Das Konsistorium durfte nicht in dem Glauben bleiben, daß die Ehebeklagte aus Trotz den anberaumten Termin versäumte. Versagten die feilen Knechte – gut! So musste es auch ohne notarielle Bekleidungsstücke gehen! Der einfache Widerspruch, wenn er nur gelesen wurde, konnte auch genügen, so redete sich Theopold ein. Er verpackte kurz entschlossen seinen Protest und schickte ihn dem Prokurator Fuhrmann mit der dringenden Bitte, ihn sofort dem Gericht zu überreichen.

Dann riß er die Tür auf und schrie durch das Haus:

„Trineke, mein Engel, ob ich nun endlich meinen Fraß kriege!“

Er hatte wahrhaftig einen Mordshunger.

Fuhrmann las sich die Schrift sorgfältig durch . . . einmal . . . zweimal und dann noch einzelne Wendungen. Er überlegte und prüfte lange. Dann trug auch er Scheu, bei der gegenwärtigen Stimmung der Richter sich unnützlich die Finger zu verbrennen. Der Karren war einmal

verfahren. So sagte er dem Boten, es wäre schon das richtigste, wenn er das Schriftstück gleich selbst dem Sekretär zur weitem Besorgung übergäbe.

Der Bote tat, wie ihm geheißen, und ging zum Sekretär.

Was er wolle, wurde er gefragt.

Er hätte ein Schreiben des Herrn Hofrat Theopold dem geistlichen Konsistorium zu übergeben.

Die amtlichen Mundwinkel verzogen sich, als stände ein angebranntes Mittagessen auf dem Tische. Aber der Sekretär ließ sich das Schriftstück reichen und las es umständlich durch. Dann klappte er die Blätter sorgfältig zusammen und gab sie dem Boten zurück.

Er sollte zu Herrn Dr. Gottschalk gehen, sagte er ihm, der hätte zu bestimmen.

Der Bote tat abermals, wie ihm geheißen war, und ging in Gottschalks Wohnung. Er dauerte längere Zeit, ehe er vorgelassen wurde. Er erzählte dann, daß er von Herrn Hofrat Theopold geschickt sei. . . . Gottschalks Brauen wurden kraus. Hochmütig sah er sich den Menschen an. Dennoch nahm er ihm das Schriftstück ab und begann zu lesen. Kaum aber hatte er die erste Seite oberflächlich überflolgen, warf er das Machwerk dem Boten vor die Füße und jagte ihn mit groben Worten hinaus.

„Wirf die Schrift gar ins Feuer!“ drohte er hinter ihm her. „Bald soll dir noch anders widerfahren!“

## XXXIV.

Anna Magdalena hatte von dem, was um sie vorging, kaum etwas erfahren. Sie hielt sich bei Sprute in Mosebeck auf. In Brüntrup war sie einige Tage nicht gewesen.

Eines Abends erschien sie wieder in ihrem Leibzuchthause. Sie fand den alten Wegener in schweren Gedanken. Wiederholt ging er an das Fenster und schaute forschend über den Nachthimmel. Es dunkelte tief und weiche Schneeflocken schaukelten herab. Der Winter kam früh in diesem Jahre und fing streng an.

Die alte Wegenersche arbeite hinter ihrem Spinnrocken und ließ das Rad fleißig schnurren. Ihr gegenüber saß Anna Magdalena, die Hände

im Schoß. Keiner sprach ein Wort. Im Ofen knisterte ein reichliches Feuer.

Der alte Wegener kam schleppend vom Fenster zurück, setzte sich auf die Ofenbank und brütete vor sich hin. Sein Oberkörper fiel tief herab.

„Seu närrsk es heu niu jümmer,“ klagte seine Frau mit einem Seitenblick auf ihren Mann.

Anna Magdalena sah besorgt zu ihm hinüber. Der alte Wegener war wie geistesabwesend und hatte die Hände gefaltet.

Man hörte wieder das eintönige Surren des Rades.

Plötzlich richtete sich Wegener auf und sah mit großen Augen im Zimmer umher. Dann sprach er wie zu sich selbst, ohne die andern anzublicken.

„Gott bewahre uns vor dem erschrecklichen Jammer!“

„Wegener,“ wehrte Anna Magdalena verängstigt ab und fuhr sich über die Augen. Ihre Hände wurden feucht, daß sie sie unwillkürlich am Kleide abrieb. „Gönnet mir das büschen Ruhe bei Euch . . .“

„Seu lott se doch teofrie, Mann,“ sagte die alte Wegenersche geizt, „wat häste niu jümmer?“

„Meiersche – höret auf mich – ich weiß – ich weiß,“ sagte der alte Mann eindringlich. „Das war dasmalen gerade so, dasmalen, als der große Krieg begann. Juste so fing das Unglück an . . . juste so.“

Seine Frau suchte die Niedermeierin abzulenken und wollte mit ihr von gleichgültigen Dingen reden. „De Lisbet es vandage bui mi west . . .“

Ihr Mann merkte nichts. Er war nun im Zuge und wurde lebhaft.

„Meiersche,“ erzählte er halblaut, während seine Augen flackerten, „in ‘r Nacht für Sonnabend, tags darauf fand man das Papier an ‘r Kirch-türen zu Cappel, konnt’ ich nicht schlafen. Mit grisen Haaren ist man leicht bangsam. Stund also auf und trat ans Fenster, um nach ‘m Wetter zu schauen. Etliche Stunden war’s vor Tage und noch nirgends keine Dämmerung. Lang spähte ich in die düstere Nacht. Die Wolken schoben sich unrastig durcheinander wie schwarze Gedanken und zwischen ihnen schimmerte bisweilen mattes Gestirn. Da sah ich wie von ungefähr gen Reelkirchen und sah am Himmel einen ungemein großen Stern und hinter ihm her zog ein langer, bleicher Strahl über ‘n Himmel hin. Und war anzuschauen wie ein Riesenfinger, bedrohlich und schreckhaft. Mir wollte der Atem nicht kommen, kam nicht los von dem Stern. Und dann

schoben sich Wolken vorbei und dann wieder der Stern und hinter ihm her der bleiche, ausschließende Strahl . . . Meiersche, das war juste so, als der große Krieg begann. Den Stern sah ich schon einmal!“

„Luikenseuer!“ fuhr die alte Wegenersche unwirsch dazwischen.

Ihr Mann schüttelte langsam den Kopf und dann fuhr er fort:

„Und tags darauf erzählte mir ein Hausierer, so von jenseits der Grenze kam, daß er ein merkwürdig Gesichte gehabt. Hätten sich ihm am klaren Himmer drei Reiter gezeiget, davon der eine, so vorn ritte, ein weißes, der mittlere ein graues und der hinterste ein schwarzes Pferd ritte. Der auf 'm weißen Pferde, so sagte er, hätte einen Degen in 'r einen und in 'r andern Hand einen Karabas gehalten und hätte wonach gewiesen, worauf der, so auf dem schwarzen Pferde ritte, vor dem, so auf 'm weißen saß, in die Knie gefallen. Diesemnach hätte sich der Himmel verdunkelt. Mittlerweilen aber dieses Gesichte sich gezeiget, sei der Himmel sehr schön und helleuchtend gewesen. – Stern und Reiter . . . Jammer und Elend . . .“

Der alte Wegener flüsterte nur noch vor sich hin. Sein Oberkörper fiel wieder vornüber.

„Luikenseuer, segg eck!“ Seine Frau kreischte die Worte förmlich heraus.

Anna Magdalena saß steif und bekommen und überdachte ihre eigene Not.

Sie blieb am nächsten Tage auf dem Hofe. Hövener kam zu früher Stunde und freute sich, sie wiederzusehen. Es waren wohl acht Tage vergangen, seit sie durchh Anschlag an die Kirche zu Cappel die letzte Vorladung erhalten hatte. Auf dem Hofe hatte sich nichts geändert. Hövener riet daher seiner Schwägerin, unbesorgt sich ihrer Wirtschaft anzunehmen und dazubleiben. Das Konsistorium würde sich inzwischen wohl davon überzeugt haben, daß sie den Kerl trotz aller Drohungen nicht heiraten wolle, und würde sie nun auch in Ruhe lassen. An den Hof könnte man nach ihrer Vereinbarung nicht handtasten.

So kam Anna Magdalena wieder in ihre Kammer. Das Herz ging ihr auf, es war, als ob eine Eisrinde sich von ihm löste. Wie sie alles einheimelte! Sie freute sich wie ein Kind, das seine Mutter zur Ruhe bringt, nach langer Zeit in ihrem eigenen Bett schlafen zu können. Wie würde der abend köstlich werden! Wie lange hatte sie diese stille Ruhe entbehren müssen? Und morgen früh sollte man sie nicht zu zeitig wecken, das wollte sie doch der Liesbet einschärfen.

Gegen Mittag ging Hövener heim.

Anna Magdalena aß wieder gemeinsam mit ihrem Gesinde und es schmeckte ihr prächtig. Dann arbeitete sie auf der Diele.

Gerade wollte sie in den Kuhstall hinübergehen, da sah sie durch die Tür des vierflügeligen Einfahrtstores, welche offen stand, wie einige Männer auf den Hof kamen und geradewegs auf das Haus zuzogen. Flüchtig erkannte sie unter ihnen den alten Landsberger an seinem schleifenden Gang. Sie wurde totenblaß und begann zu zittern. In ihrer Angst rannte sie in die Schlafkammer und horchte hinaus. Was wollte man jetzt von ihr? Wollte man sie nach Detmold schleppen? . . . in das Gefängnis? . . . Wenn nur Hövener nicht fortgegangen wäre! Vielleicht war er noch einzuholen . . . er konnte noch nicht weit sein. Sie wollte nach dem Fenster laufen, es aufreißen und nach ihrem Gesinde rufen . . .

Ihre fliegenden Finger konnten die Krampe nicht schnell genug zurückdrücken.

Hinter ihr öffnete sich die Türe, zunächst nur ein Spalt. Der Amtsschreiber von Horn Dietrich Schwiermann, schaute suchend in der Kammer umher. Als er die Niedermeierin am Fenster stehen sah, stutzte er und trat näher. Hinter ihm her drängten sich neugierig mit großen Augen der Sekretär des Konsistoriums, der junge Landsberger, sein Vater und schließlich noch Simon Meier.

„Sieh, Meiersche,“ sagte der Sekretär hervortretend, mit einem Anfluge von Schadenfreude, „da haben wir Euch endlich. Haben lange suchen müssen. Itzt werdet Ihr uns wohl Red' und Antwort stehen.“

„Was wollet Ihr von mir?“ schrie Anna Magdalena in ihrer Todesnot die Männer an. „Geht zum Hövener . . . der war eben hier . . . muß noch auf 'r Straßen sein . . . der weiß Bescheid . . . ist sein Hof . . .“

„Das alterieret uns nicht,“ sagte Schwiermann in überlegener Ruhe. „Wir haben gemessenen Befehl an Euch, die Niedermeiersche zu Brünt-rup.“

„Das seit Ihr . . . gerichtsbekannt,“ fügte der Sekretär wichtig hinzu.

Der junge Landsberger und sein Schwager grinsten zu dieser Bemerkung und stießen sich an.

Der Amtsschreiber zog ein amtliches Schriftstück hervor und entfaltetete es.

„Die gräflichen lippischen zum geistlichen Konsistorium verordneten Herren Generalkommissare,“ setzte er auseinander, indem er sich an

die vorgeschriebenen Worte hielt, „tun hiermit öffentlich und für jederman kund und zu wissen, daß, wie auf Johann Bernd Landsbergers als itzt anwesenden Klägers Anrufen Ihr, Annen Magdalenen Niedermeierschen zu Brüntorf, nicht allein zum dritten Mal, sonder zum Überfluß auch noch durch öffentliche Bekanntmachung vor dem geistlichen Gericht in Recht zu erscheinen zitiert und geladen worden, Ihr Beklagte aber allermal nicht erschienen und nach wie vor in einem offenkundigen Ungehorsam zurück- und außenblieben seid. Dahero hat itzgemelter Kläger sich über Euren Ungehorsam verschiedentlich zum höchsten beschwert und Euch für ungehorsam zu erkennen und bei währendem Eurem Ungehorsam ihn in Eure, der Beklagten, Güter an- und einzusetzen gebeten.“

Schwiermann sah einen Augenblick auf, um sich durch den Augenschein davon zu überzeugen, ob seine Worte auch verstanden waren. Die Männer, die ihn begleitet hatten, nickten ihm zum Zeichen ihres Einverständnisses zu. Er sah auch zu Anna Magdalena Magdalena hinüber. Die rührte sich nicht und schaute zu Boden. So fuhr er fort:

„Weil dann die Herren Generalkommissare eine so mutwillige Verachtung des Gerichts ebensowenig zu tolerieren, als einen solchen offenkundigen Verschleifung des Klägers Rechten angenommenen Ungehorsam länger nachzusehen gemeinet, sondern ihnen dagegen alle zu Recht erlaubten Mittel zu ergreifen gebühren will, demnach erkennen sie durch dieses Beiurteil“ – Schwiermann hatte die letzten Worte mit stark erhobener Stimme gesprochen und hob jetzt das Schriftstück vor den Augen der Niedermeierin in die Höhe – „daß ihm Kläger von obgemelter Beklagten Ungehorsam wegen die Possession und Besetzung ihres Gutes zu Brüntorf eingeworfen, also, daß er dasselbe Gut verwahren und behalten und dabei, wie sich's gebührt, gehandhabt werden soll. – Zu dem Ende bin ich, der Amtsschreiber zu Horn, Dietrich Schwiermann, nebst dem Sekretär des Konsistoriums, David Hermann Capelle, namens des Konsistoriums kommittiert worden, sothane in Recht erkannte Immission in Gegenwart der itzt anwesenden Zeugen allerförderlichst in beständiger Form Rechtens der Gebühr und Herkommen gemäß zu effectuieren und zu vollziehen von Rechts wegen!“

Eine Bewegung ging nach diesen Worten durch die Männer. Aller Blicke wandten sich scheu und verstohlen der Niedermeierin zu, aber die Gedanken der einzelnen hatten miteinander nichts gemeinsames.

Simon Meier, den die Sache am wenigsten anging, spuckte aus und ging, da er sich langweilte, auf die Diele hinaus.

Der junge Landsberger bemerkte es und war im Begriff, ihm zu folgen, als er hinter sich einen Schrei hörte, der ihn umkehren ließ.

In Anna Magdalena war ein Trotz erwacht, wie sie ihn ihr Lebtag nicht gekannt hatte. Die da vor ihr standen, diese Männer, waren keine Menschen mehr, waren Bestien mit gierigen Blicken, ohne Gefühl und Billigkeit. Ihre Hände ballten sich. Am ganzen Körper flatternd, trat sie auf Schwiermann zu.

„Ihr wolle mir meinen Hof nehmen?“ kreischte sie, ihrer Sinne kaum noch mächtig. „Meinen Hof – –“

„So ist befohlen!“ versetzte der Amtsschreiber mit Schärfe.

„Meinen angestammten Hof? . . . mein väterliches Erbe –?“ schrie sie nochmals in wilder Verzweiflung.

„Euer Recht habt Ihr verwirkt durch Euren kontinuierlichen Ungehorsam,“ gab ihr Schwiermann zur Antwort.

„Von meinem Hof will man mich jagen – –?“ sie war ganz hilflos.

Schwiermann zuckte ungeduldig mit den Achseln und wandte sich der Türe zu. Die Männer schlossen sich ihm an.

Mit erhobener Faust stürmte ihnen Anna Magdalena nach, um sich ihnen entgegenzuwerfen. Sie kam nicht dazu. An der Türe schlug sie ihrer Länge nach hart auf den Boden und bließ bewußtlos liegen.

Der alte Landsberger, der zuletzt hinausgegangen war, wandte sich um und kam einen Schritt zurück. Es ging ihm einen Augenblick nahe, als er die Niedermeierin kraftlos zu seinen Füßen liegen sah. – Sein Opfer! . . . Dachte er, wie sich's in dieser Kammer angesponnen? . . . Er machte eine Bewegung, die ohnmächtige Frau aufzurichten, dann unterließ er es. Um seinen Mundwinkeln wurde es hart und geschäftsmäßig.

„Wat de Minske sick dät, dat dät heu sick sülbenst,“ sagte er. Langsam kehrte er sich ab und ging zur Türe. Dort wandte er sich noch einmal um . . .

Schließlich schleifte er hinter den andern her.

Der Amtsschreiber hatte bereits damit begonnen, die Besitzergreifung für Johann Bernd Landsberger vorzunehmen. Er war zu dem großen Einfahrtstor gegangen, hatte es weit aufgemacht und dann langsam wieder geschlossen und dabei vernehmlich gesagt:

„Hierdurch nehme ich nach der Verordnung des geistlichen Gerichts in Geist und Körper Besitz für Johann Bernd Landsberger.“

Er ging zur Türe des Kuhstalls, machte sie auf und zu und sagte wieder:

„Hierdurch nehme ich nach der Verordnung des geistlichen Gerichts in Geist und Körper Besitz für Johann Bernd Landsberger.“

Mit den anderen Türen machte er es genau so.

Sodann blickte er nach dem Kornboden empor und kletterte schwerfällig eine Leiter in die Höhe. Diesmal folgten ihm die andern Männer nicht, sondern begnügten sich damit, ihn von unten zu beobachten. Als der Amtsschreiber oben angelangt war, schwirrte ihm ein Huhn um den Kopf und flog in seiner Angst laut gackernd auf die Diele herab. Ohne Rücksicht auf seine Würde hatte Schwiermann den Kopf erschrocken eingezogen, was Simon Meier veranlaßte, ihm einen seiner derben Späße hinaufzurufen. Das Korn der letzten Ernte war noch ungedroschen aufgeschichtet. Der Amtsschreiber hob ein paar Schaufe in die Höhe und legte sie zurück zum Zeichen, daß er auch von ihnen förmlich Besitz genommen habe. Dann stieg er vorsichtig die Leiter wieder hinab.

Die Männer traten gemeinsam an den Herd, über dem an einem Haken ein dampfender Kessel hing. Schwiermann rührte den Kesselhaken an und sagte seinen Spruch her. Dann nahm er eine Kanne mit Wasser und löschte das Feuer aus, daß es zischend und schwelend verdampfte. Die Männer halfen ihm trockenes Holz wieder auf der Brandrute zurechtzulegen, und dies zündete er mit einiger Mühe an. Wie das Herdfeuer wieder munter knisterte und flackerte, sagte er:

„Hierdurch nehme ich nach der Verordnung des geistlichen Gerichts Besitz von diesem ganzen Hause für Johann Bernd Landsberger.“

Man ging über die Diele zurück nach dem Einfahrtstor. Dort schnitt Schwiermann noch einen Spahn von dem Ständer, der die Schwelle mit dem Torbogen verband und reichte ihn Landsberger in der vorgeschriebenen Weise.

Man kam wieder auf den Hof und betrat den Küchengarten, der am Wohnhause lag. Hier hob der Amtsschreiber einen Erdenkloß vom Boden und zerschnitt ihn mit einem Messer. Mit einer Bewegung schleuderte er die Teile zurück und sagte die nämlichen Worte. Aus dem Karpfenteich schöpfte er mit der hohlen Hand etwas Wasser und spritz-

te es von sich. Von den Eichen auf dem Hofe riß er einen Zweig ab und immer wiederholte er dieselben Worte.

Schwiermann wandte sich dem Hoftore zu, öffnete auch dies und machte es zu und sagte wiederum:

„Hierdurch nehme ich nach der Verordnung des geistlichen Gerichts in Geist und Körper Besitz für Johann Bernd Landsberger.“

Schließlich ging man noch nach dem zunächst liegenden Ackerstücke, das zum Hof gehörte. Auch dort zerschnitt Schwiermann einen Erdenkloß und nahm ihn in die Hand. Und jetzt sagte er:

„Hierdurch nehme ich nach der Verordnung des geistlichen Gerichts in Geist und Körper Besitz von dem ganzen Hof für Johann Bernd Landsberger.“

Der alte Landsberger erinnerte den Amtsschreiber noch daran, daß die Meierin mit dem Obermeier zu Brüntrup gemeinsam eine Mühle in Besitz hätte. Um späteren Irrtümern vorzubeugen, wäre es gewiß ratsam, auch sie ausdrücklich als Eigentum anzutasten. Es geschah, und nochmals mußte Schwiermann seinen Spruch hersagen.

Damit war die äußerliche Besitzergreifung fertig. Sie hatte längere Zeit gewährt. Die Männer kehrten in die Schlafkammer, von der sie ausgegangen waren, zurück.

Anna Magdalena saß auf einer Bank, teilnahmslos und geistesabwesend. Ein schmutziges Tuch hatte man ihr um den Kopf gebunden, da sie sich bei dem Hinfallen die Stirn blutig geschlagen hatte. Ihre Magd Liesbet, die ihre Brotfrau noch auf dem Boden liegend gefunden hatte, war beschäftigt, ihr die heißen Wunden und Beulen mit Wasser zu kühlen.

Der Amtsschreiber befahl der Magd, das übrige Gesinde herbeizurufen.

Darüber verging eine Weile.

Niemand kümmerte sich um die Niedermeierin. Man ging auch absichtlich auf die Diele zurück, um nicht mit ihr sprechen zu müssen. Ihre Anwesenheit war allen unangenehm.

Allmählich stellten sich die Knechte und Mägde ein. Zuerst kam Jochem Pritzen, mürrisch und maulfaul nach seiner Art, und mit ihm gingen die beiden Knechte, die das zweite und dritte Gespann führten. Es kam der Kuhhirte und der Junge, der die Schweine betreute. Mit Liesabet kam die zweite Magd Trineke Scharffer. Liesabet aber ging wieder zu ihrer Herrin und wechselte den Wasserlappen.

Die Kammer war voll Menschen.

Johann Bernd Landsberger musterte unausgesetzt die beiden Mägde. Sie gefielen ihm, sie waren beide noch junge, lebensfrische Dirnen mit vollen Wangen und frischen Leibern. Die Liesabet kannte er wohl. Wenn sie erst wußte, daß er jetzt ihr Herr war, würde sie schon gefügiger werden. – Aber die zweite! . . . Teufel, was die Dirn für breite, mollige Hüften hatte! Und die Stumpfnase stand ihr gar nicht so übel! Müßte doch mit dem Teufel zugehen, wenn man nicht an sie herankommen sollte! Kaum hörte er, was der Amtsschreiber sprach. Immer näher rückte er an Trineke Scharffer heran. Die Dirne war heiß, das fühlte er und das behagte ihm. Einmal sah sie ihn an, als er sie wie von ungefähr anstieß. Das machte sein Blut hitzig und er lachte ihr zu.

Schwiermann hatte gefragt, ob die sämtlichen Dienstleute beisammen wären. Jochem Pritzen sah sich um und bestätigte brummend. Darauf machte Schwiermann den Leuten bekannt:

„In der Ehesache des Johann Bernd Landsberger aus Brüntrup, Amts Horn, als itzt anwesenden Klägers entgegen und wider des Niedermeiers zu Brüntrup selig verlassene Wittibe ebenfalls itzt anwesende Ehebeklagte haben die Herren Konsistorialen des gräflich lippischen geistlichen Gerichts zu Recht beschlossen, auf des also genannten Landsbergers Ansuchen wegen der Niedermeierschen Ungehorsam ihn in der Niedermeierschen Güter durch mich, den Amtsschreiber zu Horn, und durch den Sekretär des Konsistoriums Cappel wirklich immittieren und einsetzen zu lassen. Zu dem Ende haben wir Eheklägern nicht allein Haus, Hof, Mühle und alle Pertinentien des Gutes hiermit eingeräumt, sondern auch allen vorhandenen Vorrat an allerhand Frucht, Weizen, Roggen, Gerste, Habern und Rauhfutter, welches alles noch ungedroschen gelegen, übergeben, ihm auch alles Vieh, an Pferden, Kühen, Rindern, Schweinen, Hühnern, Gänsen und was ansonsten noch vorhanden, zugeschlagen. Desgleichen hat sich auch das Gesinde und Volk ihm, dem Ehekläger, als nunmehr Eurem alleinigen Herrn angeloben zu lassen und zu gewärtigen, so solches nicht tun wolle oder sich ungehorsamlich erzeige, daß es alsdann mit willkürlicher Strafe bedrohet und verjaget werde, maßen Ehekläger Johann Bernd Landsberger durch mich, den Amtsschreiber zu Horn, als ein vollkommener Herr dieses Guts und alles darauf befundenen Vorrats impatroniert worden. Gestalten nun diese Immission in aller Form Rechtens effektuiert und vollzogen worden, liegt es Euch, Johann Bernd Landsberger, als dem neuen

Besitzer nunmehr ob, des Niedermeiers Hof als einen freien Hof auf dem nächsten Gerichtstage zu beweinkaufen.“

Eine unheimliche Stille trat ein.

Als sei ein Blitz in das Haus geschlagen, stand das Dienstvolk schwerfällig und regte sich nicht.

„Eck sin niu de Here!“ schrie da der junge Landsberger und stieß die ihm zunächst stehenden wuchtig beiseite. Prahlend schaute er sich im Kreise um. Dann warf er sich aufbrüllend mit einem wilden Satz in das Bett der Niedermeierin und strampelte mit seinen schmutzigen Stiefeln in den Kissen umher.

Wie ein Verrückter lachte er und lachte und schrie:

„Eck sin niu de Here!“

Die Niedermeierin war aufgestanden, bleich und steif. Nur einen kurzen, schmerzlichen Blick warf sie auf ihr entweihetes Lager. – Es war genug!

Sie stürmte zur Türe hinaus. Simon Meier, der an dem Türpfosten seinen Rücken scheuerte, trat schnell zur Seite und machte einen Kratzfuß hinter ihr her. Dann lachte er auch los. Er hatte nichts zu verlieren.

Anna Magdalena hörte nichts mehr. Sie stürmte über die Diele fort . . . auf den Hof . . . zur Landstraße . . . Ohne sich umzusehen, jagte sie in die Dämmerung, in die Nacht hinein.

Heimatlos!

Wer ihr jetzt ein Stück Brot reichte, tat es um Gottes willen!

Noch immer erfüllte des Landsbergers brutales Geheul den Raum, so daß niemand zu Wort kommen konnte. Man mußte es auf dem Hofe hören.

„Es 'n Scheet!“ stieß Jochem Pritzen endlich drohend aus und ging zu seinen Pferden.

Wer der Niedermeierin auf der Landstraße begegnete, wie sie, den Kopf mit einem blutigen Lappen umbunden, keuchend dahinhastete, blieb wohl erschrocken stehen und sah ihr kopfschüttelnd nach. Ob da wohl ein Verbrechen geschehen war? – Man ging ihr doch lieber aus dem Wege.

Sie aber schaute sich nicht um . . . sie erkannte auch nichts. Sie hatte keine Gedanken mehr.

Nur vorwärts! . . . vorwärts!

Sie fiel über den Arbeitstisch des Hofrats Theopold und brüllte wie ein Stück Vieh.

Theopold ahnte den Zusammenhang und fragte nicht. Er ging an ein Fenster und trommelte gegen die Scheiben. Fast klang es wie die Melodie eines lustigen Marsches. Dabei rollten dem alten Manne die Tränen die Backen hinunter. Er merkte es wohl selbst kaum.

Mit grimmigen Gedanken schrieb er bereits an das Reichskammergericht.

## XXXV.

„Niu sin eck de Here!“

Johann Bernd Landsberger, oder vielmehr sein Vater hatte den herkömmlichen Weinkauf auf dem Amte in Horn bezahlt. Der Junge wirtschaftete seitdem auf dem Niedermeierhof, aber es begann übel. Kurze Zeit nach der Auflassung stellte sich der gräfliche Einnehmer mit dem Bauerrichter ein, um das fällige Zinskorn und die jährlichen Schatzgelder für die herrschaftliche Rentkammer zu erheben. Johann Bernd hatte daran nicht gedacht, hatte sich in den ersten Tagen überhaupt wenig um seine neue Arbeit gekümmert. Er sah, es ging auch ohne sein Zutun. Noch aber war nichts gedroschen, das mußte erst geschehen.

Schlimmer war jedenfalls, daß der neue Besitzer kein Geld auftreiben konnte. Er selbst hatte nichts, wußte aber auch nicht, ob die Niedermeierin Geld für diesen Zweck zurückgelassen hatte. Er klagte den Beamten seine unangenehme Lage und bat zu guter Letzt um Stundung, da der Hof mit seinen reichen Einkünften ja sicher sei. Er wollte gewiß alles bezahlen, man sollte ihm nur Zeit lassen, sich in den neuen Verhältnissen zurecht zu finden. Die Beamten glaubten ihm, wußten auch, wer ihn beschützte, und gingen einstweilen. Aber der Kornschreiber in Detmold schüttelte erstaunt den Kopf, als er den Bericht vernahm. Solange er sein Amt verwaltete, war es nicht vorgekommen, daß der Niedermeierhof mit seinen Abgaben rückständig blieb.

Wo nur die Niedermeierin ihr Geld versteckt hatte?

Er mußte Geld haben! – Das war klar!

Er war doch jetzt der Niedermeier! einer der wohlhabendsten Meier im Lande, und den sollten Geldsorgen drücken? Im Gegenteil! er mußte Geld springen lassen! mußte zeigen, daß er auch etwas übrig hatte! Das hatte er seinen Freunden versprochen! Und sie setzten ihm zu, mehr

als ihm lieb war, und hänselten ihn, wenn er anfangs Ausflüchte machte und sie nicht traktieren wollte.

Johann Bernd schämte sich. Traf er seine Kumpane in den Krügen, so ließ er anschreiben. Das hatte er freilich früher auch reichlich getan. Großspurig war er immer gewesen und hatte geprahlt. Jetzt aber wollte er sich nicht lumpen lassen. Der Hof war doch so seine Tausende wert und mußte ihm Kredit geben, wo er auch anklopfte.

Wo nur die Niedermeierin ihr Geld versteckt hatte?

Der Gedanke ließ ihn nicht los.

Er begann im Hause umherzusehen, erst vorsichtig und verstohlen wie ein ungeschickter Dieb. Doch je mehr er sich umsah, je gieriger und rücksichtsloser wurde er. Er konnte abends kaum einschlafen, so hatte er seinen Kopf voll Pläne. Es kam vor, daß er stundenlang wach lag, dann plötzlich aus dem Bett sprang, um die Wände seiner Schlafkammer im Dunkeln abzuklopfen, bis ihn die Kälte erschauern ließ. In seinen Träumen öffnete ihn ein Kobold mit unerschöpflichen Schätzen, in denen er nimmersatt wühlen konnte.

Das Haus hatte von der Diele bis zum Dach viele Winkel. In manche war nie die Sonne gedrungen, schwere, staubgraue Spinnweben, die sich wie zermürbte Tuchfetzen anfühlten, verbargen sie. Keiner entging Johann Bernds unermüdlichem Spürsinn, in alle steckte er unverdrossen seine Nase, mochte auch sein ungeschickter Schädel sich am Balken wund stoßen. Tagelang suchte er umher und konnte die Mahlzeiten vergessen. Wenn er dann wieder auftauchte, war er bestaubt und schmutzig.

Selbst in den Verschlagen des Dienstvolks kramte er umher.

Als ihn einmal Jochem Pritzen an seiner Lagerstätte überraschte und dabei gewährte, daß sein Bettstroh durcheinander geworfen war, stellte er ihn zornig zur Rede: was er in seiner Kammer zu suchen hätte? – Trotzig fuhr ihn Landsberger an: er sollte gar das Maul halten; er sei jetzt der Herr und hätte das Recht, sein Inventar festzustellen. Wenn es ihm in seinem Dienst nicht paßte, so wären sie ja nicht verheiratet. Jochem Pritzen kehrte ihm gleichmütig den Rücken und blieb. Den Knecht aber vom Hofe zu jagen, wagte Landsberger nicht, da er fleißig und unentwegt seinen Dienst versah und besser Bescheid wußte als er. Er ging ihm jedoch gern aus dem Wege, da er seine Fäuste fürchtete. Jochem Pritzen aber verriegelte seitdem seine Kammer und stieß grobe Drohungen aus.

Kein Schrank, keine Truhe, kein Kasten, keine Kiste war vor Johann Bernd sicher. Steckte der Schlüssel nicht im Schloß oder war er nicht auf der Stelle zu finden, so griff er ohne Besinnen zur Axt und machte sich kein Gewissen daraus, ob es Splitter gab. Und dann wühlte er mit hastigen Fingern in dem fremden Gut, preßte und zerrte und warf alles wüst durcheinander. Was gingen ihn die Lumpen der Meierin an? ihre verdammten Röcke und Hemde? Ins Feuer damit! Morgen sollten sie aufgebrannt werden! Hier gehörte jetzt sein Zeug hinein. Die Packen selbstgewebter Leinwand, an denen Anna Magdalena in stillen Stunden ihre Freude gehabt hatte, flogen auf den Boden in Staub und Unreinlichkeit, und achtlos trat er auf ihnen umher. In einer Truhe fand er alten Hausrat, der von Urväterzeit herkommen mochte, manches äußerlich vielleicht unansehnliche Erbstück, von dem sich Anna Magdalena in frommer Kindesliebe nicht trennen mochte. In seiner maßlosen Wut vernichtete er es mit groben Händen und warf die Reste hierhin und dorthin. Liesabet war entsetzt, wenn sie hinterher die Verwüstung sah.

Geld wollte er . . . Geld . . .

Und „Geld“ . . . „Geld“ . . . schrie er tagsüber in seiner wilden Gier.

Die Niedermeierin mußte alles rechtzeitig bei Seite gebracht haben. Was Johann Bernd sah, war nur ein unscheinbarer Lederbeutel mit einigen Talern, wahrscheinlich Notgroschen für schwere Zeiten. Schon bei ihrem Klange begannen seine Augen zu glänzen. Die Enttäuschung aber über die Geringfügigkeit der Summe machte ihn rasend. Die Strümpfe mit den Spargroschen waren nirgends zu finden.

Die Taler waren am selben Abend schnell verjubelt.

Ein paar Schaustücke, die er mit Bibel und Gesangbuch noch irgendwo gefunden hatte, wurden bei Gelegenheit auch zu Gelde gemacht. Geizte dabei auch der Jude an der Abschätzung, für den Erlös gab es schon ein paar Gläser Brantwein, die er hastig hinunterspülte.

Übler Laune kehrte er an diesem Abend heim und früher, als es sonst seine Gewohnheit war, wollte er sich niederlegen. In seiner Kammer fand er Trineke Scharffer, die ihm die Kissen zurecht gerückt hatte. Er hatte bisher nicht gewußt, daß sie für sein Bett sorgte; Liesabet wollte damit nichts zu tun haben.

„Wat deuste huir?“ fragte er sie grob. „Wat häste dor teo säuken?“

Trineke Scharffer sah ihn frech an und kehrte sich der Türe zu, ohne ihm eine Antwort zu geben.

„Bluiw huir!“ herrschte er sie an.

„Wat wutt Diu, Biuer?“

„Worümme geuste müi jümmer iut ‘er Moite?“

„Eck goh Düi nich iut ‘er Moite.“

„Dat deuste doch!“

Johann Bernd ging nahe auf sie zu und sah ihr in die Augen. Sie hielt ihm stand. An wen erinnerte sie ihn? Doch nicht etwa an Kaups Agnete? Ihm wurde trocken im Halse, der Schnaps brannte ihm auf der Zunge.

„Wo biste teo Hiuse?“ fragte er sie nachdenklich.

„Büi Tintrup her.“

Trineke Scharffer machte abermals Miene hinauszugehen.

Johann Bernd hielt sie am Arm fest. Bei aller Derbheit fühlte sich das dralle Fleisch weich an. Ihm wurde warm zu Mute. Die vollen und feuchten Lippen reizten ihn. Er küßte sie derb auf den Mund. Sie ließ es geschehen, wollte dann aber wieder gehen.

„Blüiw doch huier!“ drängte er, aber seine Worte klangen nicht mehr barsch.

„Eck hääbe nenne Tüit,“ sagte sie, „eck mott arbeuggen.“

„Dat kannste morn deon.“

Trineke Scharffer blieb die Nacht bei ihm und war ihm auch an anderen Tagen gefällig.

Dann jagte er sie eines Tages vom Hofe, weil er ihrer überdrüssig war, und entzog ihr auch den Lohn. Sie lief zum Bauerrichter und klagte ihm, daß sie außerhalb der Zeit und ohne Ursache ihres Dienstes entlassen sei. Der Bauerrichter machte Anzeige bei dem Gogericht und am nächsten Gerichtstage wurde Landsberger zur Rede gestellt.

Er benahm sich bei dem Verhör hochnäsigt und polternd.

„Sie ist mir untreu gewesen,“ sagte er, „und hat mir aus der Haushaltung ein und ander vergeben. Hat auch, wie mir hinterbracht ist, die ganzen Brüntruper bei sich zu Gast gebeten, dies Saumensch!“

Trineke Scharffer begehrte zornig auf.

„Was sagste? – die ganzen Brüntruper? – Du warst bei mir zu Gast, Bauer!“

Johann Bernd lachte aus vollem Halse auf.

„Könnst‘ dir all passen.“

„Sollst mir solches beweisen,“ zeterte sie dagegen. „Sollst mir meinen schuldigen Lohn geben.“

„Bin dir keinen Lohn schuldig blieben.“

„Das lügstu, Bauer!“ schrie sie ihm ins Gesicht.

„So soll's beiderseits auf Beweis stehen!“ entschied der Gograf kurzer Hand und entließ die Parteien.

Trineke Scharffer verdingte sich bald an anderer Stelle und ihre Klage blieb liegen.

Als Johann Bernd heimkehrte, fand er auf der Diele im Gespräch mit Liesabet einen unbequemen Gast, der schon einige Stunden auf ihn gewartet hatte. Der Mann war ein alter Gläubiger, der ihm schon häufig mit Exekution und Pfändung gedroht hatte und jetzt gekommen war, seine nicht unbedeutende Schuld zum letzten Male einzufordern. Der junge Landsberger warf den Kopf zurück, als er seiner ansichtig wurde, und jagte die Magd, die am Herd Töpfe scheuerte, mit einem Schimpfwort hinaus.

Der Gläubiger verlangte sein Geld, dringend und unerbittlich.

Johann Bernd trat unruhig auf der Diele umher und blieb zuletzt an der offenen Türe stehen.

„Kann dir vandage nichts geben . . . hab' kein bar Geld hier funden,“ redete er sich aus.

„Das geht mich nichts an.“

„Mußt ein Einsehen haben.“

„So soll der Bauerrichter pfänden,“ erklärte der andere trocken und tat, als wollte er an Landsberger vorbeigehen.

„Das soll er nicht!“ brauste Johann Bernd auf.

Wieder trat er erregt hin und her. Wenn er den Menschen umbringen könnte! Es war ihm darnach zu Mute. Abgewendet stellte er sich an den Herd und rührte achtlos in den glimmenden Holzstücken.

Der Gläubiger kam einen Schritt näher.

„Verkaufe mir ein Schwein,“ sagte er obenhin.

Johann Bernd musterte ihn heimtückisch. Der Händler tat, als merkte er nichts.

„Hast itzt fette Schweine im Stall, wie ich gesehen,“ setzte er ihm auseinander, „verkauf mir ein Schwein. Deine Schuld will ich vom Kaufpreis abziehen. Sollst mit mir zufrieden sein.“

Johann Bernd gab keine Antwort und starrte weiter in die Glut.

„Kommst diesmal nicht davon ab, Landsberger, glaub' das nicht. Hab' lang' genug mit dir Geduld gehabt. Länger wart' ich nicht. Bist in 'r Lage, zahlen zu können. Mach' keine Ausflüchte. Soll man über dich lachen?“

Nein! das sollte man nicht!

Wieder warf Johann Bernd trotzig den Kopf in den Nacken und ging in den Schweinestall voraus. Der Gläubiger prüfte lange, er kannte seine Ware und ließ sich nichts entgehen. Er wählte sich ein besonders schweres und fettes Tier aus. Der Handel begann, aber der Gläubiger war durchaus nicht zu bewegen, den Marktpreis anzuerkennen. Er bot kaum die Hälfte, und als Johann Bernd Miene machte, das erzwungene Geschäft abubrechen, drohte er sofort wieder mit Exekution und Pfändung. Johann Bernd verlangte einen höheren Preis. Der Gläubiger lachte ihm ins Gesicht. Darüber gerieten sie in einen heftigen Wortwechsel und bewarfen sich gegenseitig mit gemeinen Schimpfworten. Aber Johann Bernd unterlag.

Der Gläubiger streckte ihm die Hand hin. Ohne hinzusehen schlug Johann Bernd ein und spuckte grimmig aus.

Es stellte sich hinterher heraus, daß der Kaufpreis die Schuld gar nicht einmal deckte. Der Mann erbot sich nach einigem Zögern gutmütig, noch ein zweites Schwein für den Rest in Zahlung zu nehmen, und ging auf ein anderes Tier zu, auf das er schon seinen Blick geworfen hatte. Johann Bernd wurde wütend und trat ihm grob in den Weg. Das wollte er unter keinen Umständen zulassen. Es schien, als ob ein Rest von Gewissen sich in ihm regte. Er war eher bereit, den Zinsfuß zu erhöhen.

„Wie du willst, Landsberger,“ sagte der Gläubiger. „Anders war es ein Abmachen.“

Er versprach, noch eine kurze Zeit warten zu wollen, und nahm das erhandelte Schwein mit sich.

Der alte Landsberger kam bald dahinter und schlug gewaltigen Lärm. Ob sein Junge auch schon daran gedacht hätte, die gemeinsamen Familienschulden zu tilgen? Ob die nicht vorgingen? Ihr gnädiger Herr, der Herr Landdrost, dem sie diesen schönen und reichen Hof verdanken, hätte jetzt wohl das erste Anrecht auf Erkenntlichkeit. Sein Vogt hätte neulich schon gefragt, wann endlich die längst fälligen und seit Jahren gestundeten Abgaben abgetragen würden? Und was für seine Nachsicht abfile? Ob das vergessen sei? Johann Bernd wollte aufbegehren, aber wie gewöhnlich bändigte ihn ein Blick seines Vaters, so daß er sich furchtsam verkroch.

„Hastu dem Wegener schon aufgekündigt?“ fragte der alte Landsberger.

Johann Bernd hatte es noch nicht getan.

„Es wird Zeit. Zur Frühjahrssaat kann Simon hier aufziehen. Jagst dann Jochem Pritzen vom Hof und nimmst deinen Schwager als ersten Knecht.“

So gingen sie zusammen in den Pferdestall und der Alte prüfte sorgfältig die einzelnen Tiere. Es waren ein Paar Gäule darunter, die dem Drost wohl gefallen würden und auch sonst recht preiswert schienen. Als Jochem Pritzen eines Tages nicht aufpaßte, weil er über Land hatte gehen müssen, waren sie fort. Wer mit Jochem Pritzen nichts im Guten zu tun hatte, tat besser, ihm aus dem Wege zu gehen. Seit die Landsberger auf dem Hofe wirtschafteten, schimpfte er tagtäglich über das Lumpengesindel. Seine Gäule aber bekam er nicht wieder.

Seitdem sah er sich vor und schloß auch den Pferdestall ab. Den Schlüssel trug er stets bei sich. Johann Bernd fragte ihn herrisch, was das zu bedeuten habe.

„Huier wert nich stohlen!“ bekam er zur Antwort.

In Johann Bernd siedete es zu blinder Wut auf, daß er rot vor Augen sah. Er knirschte mit den Zähnen, aber er wagte nicht, den Knecht auf den Leib zu rücken. Er war allein, sein Vater war nicht in der Nähe.

Der alte Wegener hatte es vermieden, dem neuen Besitzer, seitdem die Niedermeierin den Hof verlassen hatte, zu begegnen. Was aber in der Wirtschaft vorfiel, davon war ihm nichts entgangen, und er merkte es sich genau. Mit Jochem Pritzen kam er häufiger zusammen.

Nun traf ihn Johann Bernd doch einmal unter den Eichen und sagte ihm, daß er künftige Ostern das Leibzuchthaus räumen müßte.

Der alte Wegener schielte zu ihm auf.

„Dat hebb eck mi woll dacht,“ sagte er bedächtig.

Johann Bernd aber machte, daß er weiter kam.

Der alte Landsberger hatte angeordnet, daß der ganze Vorrat an Gerste ausgedroschen werden sollte, um ihn zu verkaufen. Tagelang war das ganze Gesinde beschäftigt, es wurden selbst fremde Leute zur Aushilfe angenommen. Als das erste Fuder fertig war, schickte der alte Landsberger seinen Sohn damit zum Markt. Johann Bernd setzte seine Gerste zu gutem Preise ab und tat sich dafür auch etwas zugute. Als er aber das Geld seinem Vater abliefern sollte, versteckte er einige Taler und sagte, daß das Geschäft schlecht gewesen sei: man habe ihm nirgends soviel geben wollen, wie er gefordert hätte. Der Alte merkte, daß ihn sein Sohn belog, und fuhr das nächste Mal selbst zur Stadt. Von

diesem Erlös gab er nichts ab. Sein Sohn wagte auch nicht, eine Abrechnung zu fordern. Und so machte es der Alte seitdem stets. Er hielt seinen Jungen kurz und gab ihm nur das nötigste. In der Wirtschaft stellte er ihn an, wo er ihn gerade brauchen konnte. Sonst ließ er ihn seiner Wege gehen. Johann Bernd gewöhnte sich daran, hinter dem Rücken seines Alten auch einmal ein Stück Vieh zu eigenem Vorteil zu verkaufen. Er mußte es aber schlau anfangen, sein Vater paßte ihm scharf auf die Finger.

Es stand wirklich schlimm um den Jungen. Er kam aus den Aufregungen nicht heraus. Jetzt ärgerte ihn, daß er Trineke Scharffer übereilt vom Hofe gejagt hatte. Er hatte an ihr doch sein Vergnügen gehabt. Sie war ihm zu Willen gewesen, wo und wann er sie rief. Jetzt mußte er sich wieder herumtreiben und fand doch nichts, was ihn befriedigte. Die Liesabet wollte mit ihm nichts zu schaffen haben, blieb spröde wie am ersten Tage.

Dennoch lauerte er ihr wiederholt auf. Er wollte doch einmal sehen, was an ihr war. 'n ganz schmucken Dirn war sie doch auch, aber züchtig und fromm, ging auch gern zur Kirche. Was kümmerte ihn das? Mochte sie die Augen verdrehen, so viel sie wollte, wenn sie nur Fleisch und Knochen und Blut hatte. Man mußte es mit ihr nur besonders anfangen. Die Dirnen gingen beileibe nicht auf einen Leisten. Das wäre auch langweilig gewesen, ein bißchen kneten erhöhte die Aufregung. Er wollte einmal mit ihr reden, ganz vernünftig und in Ehren, von ihren Eltern und Blutsfreunden, von ihrem Schatz, von der Wirtschaft und was ihm gerade einfiel. Das nahm er sich ernstlich vor. Sie sollte sich erst an ihn gewöhnen und einsehen, daß er gar kein übler Geselle war.

Aber die Gelegenheit kam nicht, er traf sie niemals allein und sie vermied, selbst mit ihm zu reden.

Eines Mittags bemerkte er sie am Herde. Sie hatte sich gerade tief über einen Eimer gebückt und spülte in dem Wasser. Ihr hochgeschürzter Rock hatte sich hinten in die Höhe gehoben.

Johann Bernd sah die festen Waden bis zu den eingeknickten Knien

--

Er sicherte, ob niemand in der Nähe war.

Auf leisen Sohlen schlich er sich näher und ehe Liesabet es sich versah, umklammerte er sie und warf sich auf sie, um sie auf den Boden zu drücken. Fast wäre sie über den Eimer gestolpert. Sie konnte sich noch gerade am Herde festhalten. Dann stemmte sie sich mit aller Kraft da-

gegen und richtete sich auf. Sie schrie und wehrte sich seiner Umar-  
mung und schlug und spuckte ihm ins Gesicht.

„Kumm, Dirn,“ stöhnte er und drängte das widerspenstige Weib ge-  
gen die Kammertür, „kumm – – –“

In dem Kuhstall, dessen Tür offen stand, regte sich etwas. Vielleicht  
klirrte nur eine Kette . . . vielleicht war auch ein Knecht dort . . . Jo-  
hann Bernd spitzte die Ohren und hielt einen Augenblick abwartend  
ein. Unter seinen Armen entglitt ihm die Magd und rannte ins Freie,

Er sah sie nicht wieder.

Auch Liesabet klagte dem Bauerrichter und ging dann zu ihren El-  
tern, um sich gelegentlich einen andern Dienst zu suchen. Auf den Hof  
wollte sie nicht mehr zurück, so lange dieser Kerl die Wirtschaft führte.  
Bei dem Bauerrichter befand sich gerade der Amtsschreiber Schwier-  
mann und hörte sich die Klage an. Als die Magd gegangen war, hob er  
den Finger in die Höhe, als lauschte er einem fernen Geräusch. Eine  
Ungehörigkeit witterte er.

„Suspekt, Bauerrichter, suspekt –,“ sagte er langgezogen.

Dringend widerriet er, die Sache an das Gogericht zu bringen, setzte  
sich vielmehr geschäftig selbst hin und machte eine submisseste Eingabe  
an das Konsistorium zur weiteren gnädigen Entscheidung. Er glaubte  
wunder wie weise gehandelt zu haben und hatte in der Tat das Richtige  
getroffen. Umgehend schickte das geistliche Gericht den Sekretär Ca-  
pelle, um die Magd gemeinsam mit dem Amtsschreiber abhören zu las-  
sen.

So wurde Liesabet vorgeladen und berichtete auf Capelles Auffor-  
derung, wie sie am hellen Tage von Landsberger überfallen sei.

„Bei meiner Frau will ich gern bleiben,“ klagte sie in treuherziger  
Überzeugung, „bei dem Kerl aber nicht.“

„Warum willst du denn bei dem Kerl nicht bleiben?“ fragte sie Capelle  
mit biederem Wohlwollen, das Wort ‚Kerl‘ ein wenig spöttisch betonend.  
Er wollte ihr Mut zu weiteren Geständnissen machen.

„Kann vor ihm nimmermehr Frieden haben.“

„Warum glaubst du, daß du vor ihm keinen Frieden haben kannst?“

Liesabet schämte sich, es zu sagen, und kehrte sich verlegen ab. Das  
helle Not war ihr aufgestiegen. Mit glühenden Backen stand sie da.

„Nun?“ fragte sie die Sekretär abermals, da er an ihrer Verwirrung  
seinen Spaß hatte.

Da sah Liesabet den beiden Männern unerschrocken ins Gesicht.

„Er hat mich so geile angetastet – –“ gab sie ehrlich zur Antwort.

Dröhnend lachten die beiden Männer sie an und konnten sich nicht beruhigen. In ihrer Verlegenheit schwieg sie und senkte wieder verschämt und ratlos die Augen.

Und dann merkte sie nichts.

In Capelles Gesicht wechselte mit einem Schlage der Ausdruck. Das Lachen verschwand, die Brauen krausten sich. Mit drohender Stirn fuhr er die Magd an.

„Das hat dir die Meiersche eingeblasen!“

Liesabet begriff nicht, was der Mann plötzlich von ihr wollte.

„Ja! – ja! – Eure Schliche sollen uns wohl bewußt sein. – Das hat dir die Meiersche eingeblasen!“ wiederholte der Sekretär, jedes Wort schaff betontend.

Liesabet schüttelte abwehrend den Kopf.

„Die Meiersche nicht . . .“

„Ah! – – wer sonst?“

Die beiden Männer gaben sich mit den Augen einen kurzen Wink. Sie wähten die Spur gefunden und warteten gespannt. Aber Liesabet zögerte mit ihrer Antwort, sie war dem Weinen nahe und zitterte wie Espenlaub.

„Ist ungezweifelt von der Meierschen formentiert,“ äußerte sich Schwiermann. „Sehet nur, Herr Sekretarius, wie das Gewissen sie maltätieret.“

Capelle nickte ihm beifällig zu.

„Hab’ die Frau niemalsen gesehen, seit sie vom Hof verjagt ist,“ verteidigte sich Liesabet.

„Was sagste da? . . . vom Hof verjagt? . . . Man hat die Meiersche keineswegs vom Hof verjagt!“ bedeutete ihr der Sekretär streng. „Wer das sagt, der lügt in seinen Hals hinein und machet sich außerdem strafbar. Ei, wer zwang sie dann vom Hof zu gehen? – He? – Wer? . . . so rede doch! . . . Ah, itzt schweig dein loses Maul. Sie hätte eben dort bleiben können. Nun sie aber in ihrer Halsstarrigkeit beharrt, hat sie auch dich bearbeitet, gegen den Landsberger injuriöse auszusagen.“

„Das ist in Ewigkeit nicht also. Die Frau hat mir nichts gesagt.“

„Das lügste!“ schrie Capelle vor Zorn. „Die Meiersche wird ihrer Bestrafung deswegen nicht entlaufen.“

Als Liesabet Miene machte, noch etwas zu erwidern, bedrohten sie beide Männer abwechselnd mit so wilden Gebärden und harten Wor-

ten, daß sie sich in ihrer Bestürzung nicht mehr zu helfen wußte. Angstvoll sah sie von einem zum andern.

„Will dich noch einmal der Reihe nach fragen, ob du dich wohl reinigen kannst,“ hob Capelle nochmals an. „Quaestio prima: wer hat das doch gesehen, daß der Landsberger sich an dir vergriffen?“

Liesabet schüttelte verängstigt den Kopf.

„Weiß von niemand.“

„Articulus primus: niemand, Herr Amtsschreiber. Ihr gebet mir fein Achtung. – Quaestio secunda: wo geschah das doch, den ungestandenen Fall zuzugeben, daß der Landsberger dich angetastet?“

„Auf der Diele am Herde.“

„Quaestio tertia: Du sagtest, du hättest dabei um Hilfe gerufen?“

„Ja.“

„Und wer war's, der dir zu Hilfe kam?“

„Hat mich wohl niemand gehört.“

„Waren die übrigen Knechte und Mägde denn nicht in der Nähe?“

„Weiß nicht, werden wohl auf 'm Hof und in 'n Ställen scharwerkert haben, denn es war Mittagszeit.“

„Und da soll dich niemand gehört haben? – Merkste was? Ei! Du Lottermaul! Da sind soviel Indizien vorhanden, daß es schier unmöglich ist, dir im geringsten zu glauben! . . . Ei, ihr schamlosen Weibsbilder! Alle steckt ihr unter einer Decken und wollet uns Nasen drehen! Möchtet gar gern zu eurem Vorteil wunder was ausklauben und sind doch alles lauter hirnlose Fratzen und keiner Bohnen wert! – Keiner Bohnen wert! – Und die saubere Meiersche gar! Schämet sich nicht, solch Lügenwerk wider ihren Bräutigam auf die Beine zu bringen. Das höret itzt aber auf! – auf, sag' ich dir! – auf! – auf! – der Landsberger stehet, Gott sei Dank! bei männiglich landkundigermaßen in gutem Ruhm. Ist nicht allein von ehrlichen Eltern entsprossen, sondern auch zu aller Gottesfurcht und christlichen Tugend angehalten. Hat seine Jugend dergestalt geführt, daß er sich nicht scheuet, dieses ganzen Landes Zeugnis davon zu nehmen. – Ist nicht andem, Herr Amtsschreiber? Ihr qua magistratus werdet es als seine vorgesetzte Behörde wohl bezeugen können.“

Schwiermann konnte es kaum erwarten, auch wieder zu Worte zu kommen.

„Des Landsbergers Leben und Wandel ist Gott Lob männiglich bekannt,“ bestätigte er eifrig, „und steht bei männiglich in guter Ästimati-

on eines ehrbaren, untadelhaften Lebens und Wandels, daß er deswegen aller Orten wohl gelitten.“

„Da stehst nun als die Butter an der Sonnen mit deinem Schandmaul!“

Liesabet war ganz wirr im Kopfe geworden. Die Worte prasselten auf sie nieder wie ein Gewitterschauer. Sie vernahm den nahen Donner und ängstigte sich.

Der Sekretär aber ließ sie nicht aus den Augen.

„Itzt wirstu auf der Stelle in deinen Dienst zurückgehen und gegen deinen Brotherrn ehrerbietig und gehorsam sein, wie einer frommen Dienstmagd zukommt. Weigerst du dich aber und lasset dich von der Meierschen Mühlen und Straßen bekannten ottergiftigen Bosheit wiederum beschwatzen, so sollstu schon mit Soldaten ins Gefängnis gebracht werden. Da sei davor!“

Wohl zwei Stunden hatten sich die Männer mit der Magd zu schaffen gemacht, um sie dahin zu bringen, ihre Aussage zu widerrufen. Ein geschüchtert ging sie nach Brüntrup zurück und hielt den Mund.

Aber Johann Bernd Landsberger ließ sie seitdem in Ruhe. Man hatte ihn durch seinen Vater verwarnen lassen, weiteres Ärgernis zu geben.

## XXXVI.

Der März war gekommen, aber für die Frühjahrsbestellung war auf dem Niedermeierhof noch wenig getan. Die Gerste war verkauft, Saatkorn hatte der alte Landsberger nicht zurückbehalten. Das übrige Getreide lag noch zum größten Teil ungedroschen auf dem Boden. Die Knechte und Mägde hatten insgesamt zu Ostern gekündigt und zeigten in den letzten Wochen wenig Lust und Interesse mehr für den Hof und ihre gewohnte Arbeit.

Johann Bernd ging unbekümmert seiner Wege.

Es war um die Mitte des Monats, da wurde ihm eines Abends gesagt, daß ein fremder Mann in seiner Stube auf ihn warte. Er sah den Knecht, der ihm die Kunde überbrachte, fragend an. Der kannte den Mann nicht. Mißtrauisch trat ihm Landsberger entgegen. Ein Gläubiger war es nicht, das beruhigte ihn.

Der Fremde nannte sich Johann Philipp Descherhaus und gab an, daß er geschworener Kammerbote des kaiserlichen Reichskammerge-

richs sei und den Auftrag habe, ihm ein Mandat des hochlöblichen kaiserlichen Reichskammergerichts einzuhändigen. Er wies ihm das Original mit dem großen Siegel und übergab ihm eine gleichlautende Abschrift mit einer Anzahl zum Teil umfangreicher Beilagen.

Landsberger nahm das Paket an sich und legte es unbekümmert auf den Tisch.

„Es ist gut,“ sagte er dem Boten. „Mein Herr hat mich zu Recht auf ‘n Hof gesetzt, der wird auch meine Verantwortung schon darauf tun.“

Johann Bernd hatte seit seiner Einsetzung als Besitzer des Hofes nichts mehr von seinem Prozeß gehört. Wo die Meierin sich aufhielt, wußte er nicht, was sie trieb, noch weniger. Er war des Glaubens gewesen, daß nun alles erledigt sei. Wollte sie ihn nicht heiraten, er hatte beim Teufel gewiß nichts dagegen. Der Hof jedenfalls gehörte ihm, er hatte auch den ordnungsgemäßen Weinkauf dafür entrichtet.

Jetzt wurde es ihm doch unbehaglich. Er sah dem Kammerboten nachdenklich nach. Was sollte das nun heißen? Ein kaiserliches Mandat? Was ging den Kaiser sein Ehehandel an? Darüber hatte doch das Konsistorium zu entscheiden? Es war wohl das klügste, sogleich am nächsten Tage mit dem Paket nach Detmold zu gehen, um mit dem Advokaten zu sprechen.

Mit diesem Entschluß legte er sich zu Bett.

Er schlief gern in den Morgen hinein und tat es auch an diesem Tage. Als er erwachte, hatte er sein Vorhaben schon vergessen. Gewohnheitsmäßig langte er einen Schlüssel von der Wand, um den Speicher zu öffnen.

Gähmend kam er auf den Hof und sah, als wären sie aus der Erde gewachsen, die Niedermeierin vor sich stehen und um sie ihre drei Blutsfreunde, den Hövener, den jungen Wördehans und den Sprute. Auch der Küster von Cappel war bei ihnen. Die Männer schauten entschlossen um sich. Johann Bernd fragte sie grob, was sie auf seinem Hofe zu schaffen hätten.

„Wirst bald anders küren,“ antwortete ihm Hövener. „Hat man dir den Kammergerichtsbefehl nicht verlesen?“

„Das hätte der Kammerbote wohl tun können,“ meinte Landsberger.

Darauf trat der Küster an ihn heran und las ihm das kaiserliche Mandat mit lauter Stimme vor. Landsberger hörte, daß sowohl ihm, als auch dem Konsistorium von kaiserlicher Macht bei namhafter Strafe

unter Aufhebung der ungesetzlichen Handlungen befohlen war, die Niedermeierin – ‚Unsere liebe, andächtige Anna Magdalena Niedermeierin‘, war gesagt – zur Stunde in ihren Hof mit aller Zubehör, wie er sich zur Zeit der Übergabe befunden hätte, vollkommen wieder einzusetzen und sie in ihrem Erbe und Besitz zu schützen. Auch sollten die Akten mit Zuziehung und in Gegenwart beider Parteien oder ihrer Gewalthaber zur Revision an eine unparteiische Universität eingeschickt werden. ‚Sodann befehlen wir Euch gedachten Kommissarien‘, hieß es im Anschluß weiter, ‚daß Ihr sie Supplikantin frei und sicher ohne alle Vergewaltigung, Verarrestierung und besorgende Gefahr auf dem ihrigen sich aufhalten und dessen wie recht genießen, auch sonst handeln und walten lasset, desgleichen in Afterverfolgung soäter ihr Rechtssach nicht behindert, dem allem also gehorsamlich nachkommt, als lieb Euch sein mag, die angedrohte Strafe, auch Unsere und des heiligen Reichs Ungnade zu vermeiden. Daran geschieht Unsere ernstliche Meinung.‘ Eine Verantwortung war den Beklagten vor dem Kammergericht vorbehalten.

„Wirst wohl verstanden haben, Landsberger, was da befohlen ist,“ sagte Hövener langsam, als der Küster seine Vorlesung beendet hatte. „So gib dich in Frieden und lang‘ den Schlüssel her.“

„Wird‘ den Teufel tun,“ gab Johann Bernd herausfordernd zur Antwort.

Um seine brutalen Lippen zuckte es übermütig. Er fühlte sich in seinem Recht. Ohne die Männer weiter zu beachten, ging er an ihnen vorüber zum Speicher, wo ein Knecht mit einem Sacke wie alltäglich auf ihn wartete. Er schloß auf und zog diesmal den Schlüssel vorsichtig ab. Dann teilte er das Futterkorn zu. Der Knecht ging.

Als Landsberger den Speicher wieder abschließen wollte, trat Wördehans auf ihn zu und stieß ihn von der Tür. Auch die beiden andern Männer drängten sich dazwischen. Man stieß sich hin und her. Landsberger gebrauchte seine Fäuste. Der Schlüssel aber war ihm bald entrisen.

„Bist ‘n Lotzen!“ schimpfte Wördehans hinterher.

„Scher‘ dich vom Hof! Hast da nichts zu machen!“ rief ihm Sprute zu.

Der Lärm hatte auch das Gesinde herbeigelockt. Es kam näher, Liesabet und Jochem Pritzen und die andern Knechte. Anna Magdalena

sagte ihnen, daß sie wieder in den Hof eingesetzt sei und ihnen Landsberger nichts mehr zu befehlen hätte.

Die Freude des Dienstvolks war groß. Liesabet küßte ihrer Brotfrau wiederholt die Hand und beteuerte ihr immerzu, daß sie nun gern wieder bei ihr bleiben wollte. Bei dem Kerl hätte sie nicht aushalten können. Und Jochem Pritzen kam und ging in den Stall, ohne ein Wort zu sagen. Sein Sattelpferd aber bekam einen Schlag auf die Kruppe, daß es erschreckt mit dem Schweif um sich schlug.

Landsberger sah ein, daß ihm niemand beistehen würde. Bei dem geringsten Widerstand hätte man ihn zu Boden geschlagen und ohne Erbarmen verprügelt. Es war schon besser, diesem Überfall aus dem Wege zu gehen.

Er wollte zum Hause. Hövener und Sprute aber kamen ihm zuvor und sperrten ihm den Eingang.

„Kommst da nicht hinein!“ sagte Hövener entschieden.

Landsberger war ratlos, was er tun sollte. Da kam ihm der Gedanke, daß er heute seinen Advokaten hatte aufsuchen wollen. Der würde schon Rat schaffen, sagte er sich.

„Will's dem Grafen schon widersagen!“ drohte er und schritt auf das Hoftor eiligst zu.

„Das kannst du tun!“ rief ihm Sprute nach.

Von seinem Advokaten erfuhr Landsberger, daß Gottschalk seit einiger Zeit in herrschaftlichen Sachen nach Wien verschick sei. Er sperrte vor Verlegenheit den Mund auf. Dreier aber beruhigte ihn sofort und sagte ihm, daß bis zu Gottschalks Wiederkehr Seine Magnifizienz der Herr Kanzler des Landes in eigener Person, der Geheime Rat und Landgograf Lizentiat Barkhausen, seinen Eheprozeß in die Hand genommen habe und der würde auch trotz des kaiserlichen Mandats, selbstverständlich bei allem höchstgebührenden Respekt vor dem hochlöblichen Kammergericht, dennoch sein Recht zu wahren wissen. Die Vermessenheit der Niedermeierin würde mit aller Strenge bestraft werden. Sein Handel sei demnach in guten Händen, dessen könne er getrost sein. Er solle nur unbesorgt nach Hause gehen.

Das glaubte Landsberger gern, aber auf den Hof wagte er sich einstweilen nicht, da er gewahr wurde, daß die Blutsfreunde der Meierin sich in der Aufsicht ablösten.

Es sollten nur wenige Tage vergehen, da erschien dort Schlüter mit einer neuen Vorladung.

Auf dem Hofe wurde eifrig gedroschen. Zuviel war in den letzten Monaten versäumt worden. In munterm Gleichtakt klappte der Schlag der Dreschflegel. An den Mauern hallte das Teckel–Tackel–Tackel wieder wie der Tanzschritt der Bauernburschen. Die Niedermeierin selbst und ihre Mägde mit Tüchern um den Köpfen schleppten die Schaufe heran, banden sie auseinander und schüttelten sie umher, das ausgedroschene Stroh aber brachten sie beiseite. Auch der alte Wegener half mit. Staub und Spreu umschwirrten wie eine Wolke die Köpfe der Leute.

Schlüter trat näher und gab durch Zeichen zu verstehen, daß er allen etwas mitzuteilen hätte. Wie er aber auch winkte und seinen Stock schwang, die Knechte ließen sich nicht stören. Verstohlen blickte Anna Magdalena hinüber, wandte sich aber schnell ab. In übertriebener Geschäftigkeit suchte sie ihre Verlegenheit zu verbergen. Schlüter gab sich Mühe, mit starker Stimme den Lärm zu überschreien und richtete sich hoch auf. Lauter klapperten die Flegel auf den Steinen. Niemand achtete auf ihn, aber die Knechte grinsten vor sich hin. Ergrimmt trat Schlüter endlich in das aufgeschüttelte Getreide gerade auf Jochem Pritzen zu und hielt seinen Flegel fest. Der Gleichtakt war unterbrochen, man wartete einen Augenblick.

„Ihr sollt mir zuhören,“ eiferte der Pedell nach allen Seiten hin, „hab’ Euch ein Mandat des wohlloblichen geistlichen Gerichts zu verlesen.“

„Wenn wir gleich arbeiten,“ antwortete man ihm, „können wir dich wohl verstehen.“

Der eine Knecht an der Ecke spuckte in die Hände und hob seinen Flegel. Und wieder tönnte es Teckel—Tackel–Tackel, Teckel–Tackel–Tackel und die Leute traten gleichmäßig zurück und kamen gleichmäßig wieder vor.

Schlüter war erbost, bleib aber auf seinem Fleck stehen und verlas den amtlichen Bescheid, wie ihm befohlen war. Der Staub drang ihm in die Kehle.

„Es wird der Niedermeierschen zu Brüntorf,“ so hieß es, „in deren kontinuierendem Ungehorsam namens Illustrissimi unsers gnädigsten Grafen und Herrn bei Straf fünfzig Goldgulden injungieret, Johann Bernd Landsbergern in Administration ihm eingewehrten Gutes keineswegs, es sei mit Werken oder Worten, verhinderlich zu fallen oder

zu gewärtigen, daß mit Exekution solcher Straf und Ergreifung anderweitigen Mittel wider sie verfahren werden.

Gestalt dann auch die auf dem Hofe befindlichen Diensthofen bei willkürlicher Straf angewiesen werden, bis auf weitere Verordnung niemand anders als gedachten Johann Bernd Landsbergers Gebot und Verbot in Verrichtung ihres Dienstes zu folgen.'

Rot vor Anstrengung war Schlüter geworden. Hartnäckig hatte er mit einem Hustenreiz kämpfen müssen. Nachher fragte er die Leute, ob sie dem Bescheide, wie er ihn eben laut und deutlich verlesen hätte, also auch nachkommen wollten.

Jochem Pritzen antwortete ihm bedächtig:

„Ich und alle miteinander haben den Weinkauf von 'r Meierschen empfangen und nicht von 'm Landsberger. Wollen ihr der Meierschen auch allein dienen.“

Jetzt trat auch Anna Magdalena mit einem Strohseil in der Hand vor und sagte zu Schlüter:

„Das Volk hab' ich beweinkauft und nicht der Landsberger. So sollen sie auch tun, was ich ihnen heiße und nicht der Landsberger. Er hat ihnen so lange geboten und verboten, dasselbige will ich nun auch tun.“

Es schien, als ob das Volk aufsässig werden wollte. Es drohte und schimpfte.

„Dieser lausige Müßiggänger!“

„Dieser faule Fresser und Säufer!“

„Soll Schweine tragen!“

„An den Galgen mit diesem Tropf!“

So schwirrte es durcheinander in boshafte Reden und jedes Wort bekräftigte ein derber Flegelschlag. Nur Jochem Pritzen arbeitete wortlos weiter. Er verließ sich auf seine Fäuste.

Anna Magdalena faßte sich ein Herz und ging mit Schlüter zur Seite, wo sie der Lärm weniger störte. Sie führte ihn an eine Stelle, wo der Zaun, der um den Hof lief, zerbrochen war, und zeigte ihm die Trümmer.

„Das war früher nicht,“ sagte sie. „Wie war der Hof wohl versehen und wie ist er von dem untüchtigen Kerl gar zugrunde gerichtet? Wie erbärmlich es allerorten aussiehet! Inmittelst ist das schöne Vieh elendig versäumet und aller Vorrat verbraucht. Er hat mir die Gerste ausgedroschen und verhandelt. Aber Schatzung und Pfächte sind unbezahlt zurückgelassen. Kisten und Kisten sind mir bestohlen. Und was für Un-

wesen dieser Kerl mit 'm Volk anfangen, ist nicht zu sagen, da es ihm fast entgangen. Er tauget wahrlich nicht so viel, daß er den Pferden ein Futter schnitte. Wie mag dieser Kerl nun wohl Besitzer des Hofes werden? Das wollte der gnädige Gott abwenden und mich armes und verlassenes Weib von diesem schweren Kreuz erlösen!“

„Werdet es dem Konsistorium auseinandersetzen müssen,“ bemerkte Schlüter.

„Dem Konsistorium –,“ versetzte Anna Magdalena bitter. „Ist ja nun offenbar, daß des Landsbergers Einsetzung unfügig geschehen. Bin der festen Hoffnung, daß mir am Kammergericht besser Recht werde.“

„Ist Euer Sach!“ sagte Schlüter. „Wollet mir nun die Schlüssel herlangen. Also ist befohlen!“

„Sie sind mein und nicht dem Landsberger!“ sagte sie mit Bestimmtheit.

„Wie Ihr wollet. Will's dem Konsistorium vermelden. Im übrigen habe ich für Euch noch einen besonderen Auftrag. Es sollen wegen Eurer vorsätzlichen Widrigkeit die Akten nochmalen an eine auswärtige Universität verschicket werden. Und müsset ihr deshalb auf folgenden Montag am Konsistorium erscheinen und das Geld, nämlich 15 Taler, zu Behuf der Verschickung der Akten mitbringen.“

Anna Magdalena schüttelte den Kopf.

„Das hab' ich nicht vönnöten,“ antwortete sie, „denn ich mein Recht in Händen habe. Wenn darin noch gehandelt werden muß, soll der Landsberger zuvor einkommen.“

„Ist Euer Sach und gehet mich nichts an. Ich frage Euch nochmals, wollet Ihr kommen oder nicht? Ihr habet wohl vernommen, was der Bescheid vermeldet. Will Euch auch eine Abschrift einhändigen.“

„Ja, dann könnt' ich es wohl tun,“ meinte Anna Magdalena, noch ein wenig bedenklich zögernd. „Warum sollte ich es nicht tun?“

Sie nahm das Papier und ging damit in das Haus.

## XXXVII.

So stand Anna Magdalena an dem angesetzten Termin wieder einmal vor den Schranken des geistlichen Gerichts.

Im Schutz des kaiserlichen Mandats fühlte sie sich sicher und zuversichtlich. Seit sie wieder auf ihrem Hofe wirtschaftete, war es ihr, als sei

ihr das Leben neu geschenkt. Sie war sich in den vergangenen Wochen so namenlos überflüssig vorgekommen. Sie litt unter dem Mitleid ihrer Anverwandten. Jetzt konnte sie wieder stark sein, tüchtig, wie ihre Arbeit es erforderte.

Mit Freudigkeit begrüßte sie ihren Prokurator. Es beruhigte sie, daß sie Gottschalks widriges Gesicht nicht mehr unter den Richtern sah. Diese stechenden und flackernden Augen, die sie stets kopfscheu gemacht hatten.

Geheimrat Barkhausen nahm das Wort.

„Soll zuvörderst konstatiert werden, daß Ehebeklagte Niedermeiersche sowohl die Konsistorialen, als auch die Assessoren und Deputierten zum Generalkonsistorium allhier und bei der kaiserlichen Kammer zu Speier gar freventlich suspektiert. Wird demnach zu gelegener Zeit für ihren Übermut eine willkürliche Strafe reserviert. Ohne Not hat sie ein kaiserliches Mandatum extrahiert und Transmission an auswärtige Gelehrte gesucht, da ihr doch, falls sie so vielfältigen Zitationen zufolge erschienen wäre und um solche Transmission in Gehorsam angehalten hätte, sie nicht würde abgeschlagen sein. Gleichwohl sollen in untertänigstem Respekt vor dem kaiserlichen Befehl die Akten nunmehr in dem Stande, worin sie vor insinuiertem kaiserlichen Mandat gewesen, verschicket werden.“

Fuhrmann durchschaute sofort, was bezweckt war. Er meldete sich zum Wort.

„Es werden der Herr Kanzler hochgünstig pardonieren,“ sagte er, „wenn meine Prinzipalin um gnädigsten Bescheid ersucht, welche Akten transmittiert werden sollen. Soll ihr nichts lieber sein, als daß die Transmission förderlichst bewerkstelliget und dem kaiserlichen Mandat nach eingerichtet und gehalten werde. Sie bittet demnach auch Euer Gestrengen und Wohlehrwürdigen, daß, was immittelst am kaiserlichen Kammergericht gediehen, den Akten möge beigefügt werden.“

Diesem Verlangen widersprach des Landsbergers Prokurator mit aller Entschiedenheit und behauptete, daß der Prozeß am kaiserlichen Kammergericht durch eine falsche Geschichtserzählung erschlichen sei. Wie es sich nun nicht gebühre, angesichts der Aktenversendung neue Handlungen einzugehen, so bat er auch alles davon zu trennen, was mit dem Revisionsverfahren nicht vereinbar sei.

Geheimrat Barkhausen verhinderte eine weitere Auseinandersetzung. Er selbst gab die Erklärung.

„Es sollen von der Aktenversendung das zur Information des Gerichts eingeholte Reponsum der Rintelner Universität, als noch zur Zeit das angeführte kaiserliche Mandat und die an Seiten der Meierschen seit der Revision übergebenen Suppliken und Eingaben separieret bleiben. Hingegen wird das Responsum, wie es den Herren Konsistorialen zur Information gedienet, auch dem künftigen Herrn Urteiffasser zur Information den Akten aufgebunden werden.“

Anna Magdalena hatte steif dagestanden und nicht begriffen, was von dem Gericht beschlossen war. Versonnen hatte sie zum Fenster hinausgestarrt, so daß ihre Augen groß wurden. Eintönig schlug dichter Regen gegen die Scheiben.

Sie merkte auf, als keiner mehr sprach.

Wieder meldete sich ihr Prokurator zum Wort. Da hörte sie ihm zu. Sie bemerkte, daß er verdrießlich war.

„Es wird, maßen ich verstanden,“ sagte Fuhrmann, „von den Herren Konsistorialen die Sache dahin inkaminieret, daß es ja diesem Landsberger an einem seiner Seite gewünschten Urteil nicht fehlen soll. Denn man will nicht die ganzen Akten, wie dies von meiner Prinzipalin desiderieret wird, von Anfang bis zum Beschluß inrotulieren, vielmehr einschließlichsch was die rechte Bewandtnis der Sachen denudieret; was dagegen diesseit allemal eingebracht, von den Akten verwerfen. Ja das kaiserliche Mandatum selbst mit seinen Beilagen soll nicht zugelassen werden. Wie soll da die Meiersche in ihrem höchsten Fug und Recht aufkommen? . . . oder sich gar Hoffnung eines gedeihlichen Urteils machen? . . . Soll etwan dadurch künftig beratender Fakultät bedeutet werden, wie das Urteil wider sie lauten soll? – Ob das eine unparteiische Transmission ist, darüber wird man das hochpreisliche kaiserliche Kammergericht urteilen lassen. – Mit sonderm Bestürzen vernimmt meine Prinzipalin ferner, daß das vermeintlich zur Information von den Herren Konsistorialen eingeholte Responsum, ob schon von den Akten se–parieret, dennoch sollten den Akten aufgebunden werden. Von dieser nichtigen Konsultation hat meine Prinzipalin nichts mit Augen gesehen, noch gehört und weiß nicht, was dies eigentlich für eine Information sei. Ist die vorige Transmission, so die Herren Konsistorialen vorhaupts gepflogen, nichtig und null, daß nunmehr zu einer legalen Transmission geschritten werden soll, so muß auch zuvörderst gänzlich abgetan und kassieret werden, was in Kraft solcher vernichtigten Transmissionen ergangen. Meine Prinzipalin muß demnach, was Euer

Magnifizienz und gestrengen Herren ihr zu Gnaden halten wollen, sich dagegen mit einem solennen Protest verwahren. Gereicht dem allen nach hiermit an Euer Wohledlen und Herrlichkeiten ihre untertänigste und wehmütigste Bitte, sie geruhen gnädigst solcher Gestalt zu verfahren, daß künftiger Urteilsfasser den ganzen Verfolg vor sich habe und durch eine etwan hervorblickende sit venia verbo Parteilichkeit zugunsten des Landsberger sich nicht verführen und ableiten lassen möge.“

In Barkhausens Antlitz regte sich nichts. In gemessener Haltung saß er da und hatte Fuhrmann aufmerksam angehört.

„Was Ihr Euch erdreistet, von Parteilichkeit zu reden,“ entgegnete er jetzt in würdiger Strenge, „es soll bei künftiger Aburteilung Eurer Prinzipalin unvergessen sein! Inmittelst läßt man es bei erfolgtem Beschluß lediglich bewenden! Jedoch damit sich Ehebeklagte umsoweniger zu beschweren hat, soll sie, wann sie die Transmission des Extrahierten kaiserlichen Mandats fernerhin urgieren will, damit insoweit gehörtet werden, daß es zugleich dem von den Akten separierten Responsum beigefügt und den verschlossenen Akten oben aufgebunden werden soll. Deshalb hat sie sich gegen nächsten Sonnabend bei dem Sekretär zu erklären, sonst aber und in Entstehung dessen wird mit der Trans-mission ohne einigen Aufenthalt wie Rechtens verfahren.“

Das Gericht war aus.

Anna Magdalena hatte an der Schärfe des Geheimrats wahrgenommen, daß etwas nicht in Ordnung war. Mit bangen Augen verfolgte sie Fuhrmann. Der winkte ihr, mit ihm hinauszugehen, und setzte ihr auseinander, daß sie von dieser Aktenversendung nichts zu hoffen habe. Verzweifelt rief Anna Magdalena aus, ob man ihr noch immer nicht glaube, da sich doch der Kaiser ihrer Not angenommen hätte. Der Prokurator vertröstete sie auf den nächsten Termin und versprach, ihrem Advokaten alles mitzuteilen. Auch er war verstimmt.

Vergebens wehrte sie sich gegen ihre alte Mutlosigkeit. Niedergeschlagen kam sie auf ihrem Hof an. Auf wen sollte sie sich noch verlassen, wenn man auch des Kaisers Gebot umging?

Hofrat Theopold wartete seit Stunden auf das Ergebnis dieses Tages. In seinem Zimmer war er auf und ab geschritten und hatte bisweilen zum Fenster hinausgeschaut, ob den Weg entlang ein Bote oder die Niedermeierin selbst käme.

„Das Leben ist ein ewiges Warten . . . ein ewiges Warten,“ sagte er sich dann, „und um die Sekunden einer Entscheidung sind wir schnell betrogen.“

Das Wetter war im Laufe des Tages besser geworden. Nachmittags wagte sich sogar die Sonne wieder hervor und schien blank und freundlich. Zusehends verflüchteten sich die trüben Gedanken und die Atemzüge wurden voller und leichter.

Der Hofrat ging in den Garten, holte sich Weidenreiser und ein Messer und begann an seinen Obstbäumen zu arbeiten. Von Stamm zu Stamm schritt er und umkreiste jeden langsam. Jeden Ast, jedes Auge prüfte er. Hier band er einen Zweig fest, dort beschnitt er einen überflüssigen Trieb, um das Fruchtholz zu kräftigen. Er häufelte den Boden und legte ihm Dünger bei.

Stunden vergingen.

Der alte Mann war müde geworden und setzte sich in den Sonnenschein. Seine Wirtschafterin, die auch in den Garten gekommen war, rigolte in seiner Nähe. Er sah ihr eine Weile zu. Dann verloren sich seine Gedanken in der langsam verglühenden Sonne.

„Kann ein zu Rüste gehendes Menschenleben so schön absterben?“ sagte er. „Im Frühling ist es leicht Abschied nehmen. Er kennt so wenig Erdennot. Es muß schön sein, im Frühling die Augen für die Ewigkeit zu schließen. – Trineke, sie spintisiert ja gern, Sie wird sich das wohl schon einmal klar gemacht haben: was nennet man wohl das Glück auf dieser Erden?“

Die Wirtschafterin stützte sich auf ihre Schaufel und sah lauernd zu ihm hinüber. Wie meinte er das? scherzte er? Man wußte niemals so recht, wie man mit ihm stand. Doch er blieb diesmal ernsthaft. So sann sie, nachher hob sie gleichgültig die Schultern und begann wieder zu graben.

„Wird wohl sein, wenn einer satt zu essen hat,“ gab sie zur Antwort.

Theopold lachte sie aus. Sie wurde darüber ärgerlich und setzte ein muffiges Gesicht auf.

„Trineke, ich wette, Sie hat wieder für einen köstlichen Abendimbiß gesorgt und will mich vorbereiten. Und ist doch nicht die Seligkeit –“

„Nei . . . die Seligkeit nicht, aber man kann's greifen,“ sagte sie keifend. „Das Leben kehrt sich wenig um unsere Seligkeit.“

„Trineke, Trineke, schäme sie sich, so spricht kein wahrer Christ.“

Verdrossen arbeitete sie weiter. So zankte er sich oft mit ihr und narrete sie und ihr war das nie recht; denn sie war empfindlich. Er sollte sie in Ruhe lassen.

Theopold überließ sich seinen Gedanken.

„Vermeine, das höchste Glück im Leben müßte die Gerechtigkeit sein,“ sprach er leise, „die Gerechtigkeit, die dem Menschen die Kraft gibt, an seiner Scholle festzuwurzeln. Die Gerechtigkeit soll nicht zum Deckel der Bosheit dienen, sie soll nicht zur Untreu und Regligenz mißbrauchet werden. Sie soll den Menschen nicht aus seiner Scholle reißen und ihn auf den Weg werfen, daß er da verkomme wie ein nutzloses Unkraut. Man will es denken und ist doch so unfäßlich und dann steht man mit seinen armseligen Menschenbegriffen vor etwas seltsamem, vor der dämonischen Gewalt des Unrechts.“

Theopold begann es zu frösteln. Schwerfällig erhob er sich und ging in das Haus.

Sorgend sah ihm seine Wirtschafterin nach.

„Er macht's nicht mehr lang . . . das fremde Weibsbild mit ihrem Gestöhn arbeitet ihn auf . . .“

Endlich kam Fuhrmanns Bote.

An diesem Abend schmetterten in dem Hause des Hofrats wieder einmal die Türen in das Schloß. Und Trineke bekam es zu fühlen. Bis tief in die Nacht hinein saß Theopold und schrieb an einem grimmigen Protest. Den sollte Fuhrmann dem Gericht verlesen.

Der Niedermeierin aber untersagte er, an dem Termin zu erscheinen.

Fuhrmann bat um die Erlaubnis, den Protest zur Kenntnis der Richter zu bringen. Der Kanzler Barkhausen winkte ihm entschieden ab. Neue Handlungen könnten in dem Revisionsverfahren nicht zugelassen werden, das widerspreche der herkömmlichen Rechtsauffassung. Dagegen befahl er, ungeachtet die Ehebeklagte nicht anwesend war, die Versendung der Akten an die Universität Helmstedt nach dem vom Gericht gefaßten Beschluß vorzubereiten. Und das geschah auf der Stelle.

Noch einmal protestierte Fuhrmann feierlichst und verlangte, daß der ganze Aktenverfolg dem künftigen Urteilsverfasser unverborgen bliebe, dagegen zurückbehalten würde, was seine Prinzipalin niemals zu sehen bekommen hätte.

„Wenn sie das ohne Not erschlichene Kammermandatum mitverschickt haben will,“ erklärte ihm der Kanzler ruhig, „wird sie damit in-

soweit gehört, daß es den verschlossenen Akten oben aufgebunden werden soll. Weiter nichts! Noch zwei Tage soll sie Zeit zum Besinnen haben und sich bis zum Montag erklären, sonst unterbleibt es. Darnach sie sich schließlich zu achten!“

Schon dieser Sonnabendtermin war sonderbar gewählt, da er zwischen Karfreitag und Ostern fiel. Der Montag war gar der zweite Osterfeiertag und kein Geschäftstag.

Fuhrmann nahm noch einmal das Wort.

„Aus tragender Fürsorge und Furcht vor gespürter Gefährlichkeit hat meine Prinzipalin zu der höchsten Justiz ihre Zuflucht nehmen müssen und ein Mandat des Kaiserlichen Kammergerichts ausgebracht. So tanem kaiserlichen Befehl nach ist eine unparteiische Akten—versendung ohne Verstümmelung das einzige, dessen sie sich noch in ihrer namenlosen Not zu getrösten hat. Gegen die handgreifliche Umgehung des kaiserlichen Mandats hat sie durch meinen Mund wiederholentlich feierlichst und wehmütigst protestieren lassen. Da itzt ihrem dringenden Verlangen, wie nicht minder dem kaiserlichen Mandat kein Genügen geschehen soll, ist es mir zu meinem wahren Leidwesen gleichsam eine schier undenkbbare Möglichkeit, der Niedermeierschen in ihrem Eehandel fernerhin aufzuwarten.“

„Nach Belieben,“ antwortete ihm Barkhausen kurz.

Fuhrmann legte seine Akten zusammen und verließ das Gerichtszimmer.

Jetzt stand Hofrat Theopold allein auf der Warte. Der allerdings ließ sich nicht unterkriegen und einschüchtern.

Fuhrmanns Rücktritt billigte er. Sollte rein äußerlich genommen die Aktenversendung überhaupt verhindert werden, so war seine Überlegung richtig, denn nach dem kaiserlichen Befehl mußte die Aussonderung in Gegenwart beider Parteien oder ihrer Prokuratoren erfolgen. Ob sich die Konsistorialen dadurch aufhalten lassen würden? Theopold mußte bei diesem Einfall schallend auflachen.

„Könnte ihnen auch passen,“ sagte er, „daß der Kammerbefehl den Akten aufgebunden werde, damit die Verschickung zuvor noch einigen Schein Rechtens gewänne. Hatten gemeint, mit gemachter Umbrage die Sache derogestalt, wie sie getan, zu charten. In der Meinung aber sind die Herren Superklugen frustriert.“

Er ließ die Osterfeiertage verstreichen und ging dann zu dem Notar Hoffmeister. Diesmal fand er ihn entgegenkommender, da ein kaiserli-

ches Mandat vorlag. Hoffmeister beglaubigte ihm seinen Protest und war auch bereit, ihn einem der geistlichen Richter auszuhändigen.

Mit zwei Zeugen, wie es das Gesetz verlangte, ging er zu dem Generalsuperintendenten und übergab ihm sein Schriftstück. Zeller las es langsam durch, dann wollte er es dem Notar wieder zustecken.

„Ist eben heute kein Konsistorialtag,“ redete er sich aus, „müsst schon ein andermal kommen.“

„Würde meinem Auftrag durchaus zuwider sein,“ antwortete ihm der Notar. „Mein Auftrag ist, dem hochwürdigen Herrn Generalsuperintendenten den Protest zuzustellen, wie itzt im Beisein der beiden subrequirierten Zeugen geschehen. Muß für heute meinen Abtritt nehmen.“

Um eine weitere Aussprache zu verhindern, empfahl er sich auf der Stelle und verließ mit den Zeugen das Haus.

Ärgerlich sah ihm der Geistliche nach und warf den ihm aufgedrängten Protest auf seinen Arbeitstisch. Dort blieb er unter anderen Papieren liegen und wurde vergessen.

Theopold aber schickte eine beglaubigte Abschrift an das Kammergericht zu Speier.

## XXXVIII.

Darüber verging ein Monat.

Wieder überbrachte Schlüter Anna Magdalena eine Vorladung, fand sie aber nicht zu Hause.

„Die Frau ist nacher Lemgo,“ berichtete ihm die Magd Liesabet.

„Wann kommt sie zu Hause?“

„Vanabend wohl.“

Ob die Magd ihr die Vorladung einhändigen wollte, fragte sie der Pedell.

Das wollte sie wohl tun.

So überließ er ihr das Papier und begab sich auf den Landsbergerischen Hof.

Gegen Abend kam Anna Magdalena zurück. Sie war müde und übler Laune. Unterwegs hatte es geregnet und ihr Rock triefte von Wasser. Liesabet richtete ihr die Bestellung aus, wußte aber nicht mehr zu sagen.

So mußte Anna Magdalena am nächsten Morgen abermals nach Brake wandern.

„Hab' Euch lange nicht gesehen, Meiersche,“ rief ihr Theopold lachend entgegen.

Sie überreichte ihm das amtliche Schreiben.

„Ihr seid bei Poen fünf Goldgulden zitieret und verabladet,“ las er ihr vor, „gestalt an besagtem Tage morgens früh zu 7 Uhren vor der Konsistorialaudienzstube persönlich zu erscheinen und der Verkündigung eines rechtlichen Urteils, so von auswärtigen Gelehrten eingeholet, beizuwohnen mit der Verwarnung, Ihr erscheint nicht, daß nichts desto weniger dennoch mit der Verkündigung wie Rechtens verfahren werden soll. Darnach Ihr Euch zu achten, Meiersche.“

Anna Magdalena hatte finster zugehört.

„Wird Euch nun wohl an das Leben gehen,“ meinte der Hofrat schmunzelnd.

„Muß ich folgen?“ fragte sie schon wieder eingeschüchtert.

„Mit umgewandter Botenfrau! Wachsen Euch die Goldgulden wie der Sau die Ferkel?“

„Was soll ich tun?“

„Ihr werdet Euch gehorsamlich einstellen und den Herren Konsistorialen danknehmend vermelden, daß Ihr zwar im Vertrauen des Euch vom hochpreislichen kaiserlichen Kammergerichts erteilten Geleitbriefs erschienen seid, um die angedrohte Poen zu vermeiden, nicht aber um ein Urteil anzuhören, weil Ihr von einer rechtlichen Aktenverschickung nichts wisset. Dann machet Ihr schleunigst kehrum und nehmet unge säumt Euren Abtritt. Der Hövener kann Euch begleiten.“

Anna Magdalena Magdalena seufzte laut auf und sah den Hofrat hilflos an.

„Ihr werdet mir das schriftlich geben?“ sagte sie.

„Das kann ich wohl tun.“

Er setzte ihr eine kurze Verteidigung auf, die sie den Richtern übergeben sollte.

„Daß Ihr Euch aber auf nichts weiter einlasset!“ ermahnte er sie streng.

„Wenn ich nur erst wieder heim wäre . . . mir will das Herz nicht zur Ruhe kommen, bin diesmal so bangsam . . . Wenn Ihr bei mir wäret . . .“

Der Hofrat wandte sich stirnrunzelnd ab.

„Hab' meinen eigenen Handel mit den Herren!“ brummte er verdrossen.

Dann tat es ihm leid, sie in ihren Sorgen ziehen zu lassen. Er reichte ihr über den Tisch die Hand und hielt sie fest.

„Das Licht der Gerechten brennt fröhlich, sagt die Schrift. Das vergesst nicht. Wartet nur, balde seid Ihr aus Eurer Trübsal und dann wird es eitel Sonnenschein in Euch und um Euch sein. Euer Urteil spricht der Kaiser!“

Trüber Ahnungen voll, erschien Anna Magdalena mit ihrem Schwager in der Gerichtsstube. Johann Bernd Landsberger war bereits anwesend und sprach mit seinem Prokurator. Der Niedermeierin stand niemand zur Seite. Schüchtern verharrte sie in der Nähe der Türe. Sie hoffte dort leich hinausschlüpfen zu können, wenn ihr etwas arges zugemutet würde. Die Minuten, die sie noch warten mußte, wurden ihr zu Ewigkeiten und vergrößerten ihre Erregung. Sie hörte ihr Blut in den Ohren sausen. Die Stille bedrückte ihr verängstigtes Gemüt.

Der Gerichtshof trat ein und nahm Platz. Scheu sah Anna Magdalena hinüber. Wie umständlich ihr alles erschien.

Barkhausen wollte die Sitzung in gewohnter Weise eröffnen, da bemerkte er Hövener.

„Wer ist der Mann da?“

„Er ist der Meierschen ihr Schwager, der Hövener aus Wöhren, ihrer Schwester Mann,“ erklärte Schlüter.

„Ist mir nicht erinnerlich, daß außer Kläger und Beklagte noch andere Personen verabladet sind. Der Kerl hat hier nichts zu suchen . . . er entferne sich sofort oder gewärtige bei willkürlicher Strafe, daß man härter gegen ihn verfare.“

„Gnädigster Herr . . .,“ bat Anna Magdalena.

Barkhausen machte eine herrische Bewegung.

„Schlüter,“ befahl er, „rufet auf der Stelle Schützen herbei . . .“

Schlüter sagte Hövener, daß er das Zimmer verlassen müsse, da er nicht vorgeladen sei. Das wollte Hövener nicht: der Advokat Theopold hätte ihm gesagt, er müsse mitgehen; er wollte seine Schwägerin nicht allein lassen. Schlüter drängte ihn gegen die Tür und dort wäre es fast zu einer Schlägerei gekommen. Auch Landsberger hatte nicht übel Lust, mit seinen kräftigen Fäusten einzugreifen. Da gelang es Schlüter, die Tür zu öffnen und den Widerspenstigen hinauszustoßen. Auf dem Kor-

ridor begann Hövener zu lärmern. Nachher ging er aber, als der Pedell Soldaten heraufwinkte.

Schlüter trat wieder in das Zimmer und stellte sich vor der Türe auf, um einen Einbruch zu verhindern.

Als wieder Stille eingetreten war, herrschte der Kanzler Anna Magdalena an:

„Ist nicht schon unerhört, daß Ihr auf boshafter Konsulenten und grobsinniger Störenfriede Einrat dies wohlöbliche Gericht die Zeit hero angefallen, müsset Ihr itzo auch Euer Gesinde herschleppen, um Gott weiß welch' landsfriedensbrüchige Widersetzlichkeit zu inszenieren? Die Strafe soll Euch vorbehalten bleiben!“

Jetzt war er dabei, ohne die herrkömmliche Förmlichkeit das eingegangene Urteil zu eröffnen, da bat ihn Anna Magdalena, das von ihrem Advokaten aufgesetzte Schreiben zu verlesen. Widerwillig ließ Barkhausen es sich reichen und las es vor, indem er die Worte kurz hervorstieß. Zum Schluß hieß es: ‚Will also die Meiersche erwarten, wie die Partition anbefohlenermaßen würde doziert werden mit dem Vorbehalte notwendiger Remonstration, daß dem kaiserlichen Mandat gar nicht gelehbet, sondern übel ärger gemacht. Da nun ihr zum Nachteil sollte etwas vorgenommen werden, will sie nochmals hiermit kontradiziert, protestiert und ihre Notdurft an Ort und Enden, da sich's gebühren will, vorbehalten haben.‘

Die Erklärung war nur eine Seite lang. Barkhausen schlug das Blatt um. Als er nichts mehr bemerkte, legte er es gleichgültig beiseite.

„Soviel Worte, soviel widerrechtliche Fehler,“ bemerkte er. „Hat die Gegenpartei zu diesem . . . es soll ja wohl ein Protest sein? . . . also zu diesem Protest etwas zu ventilieren?“

„Euer Magnifizenz bittet mein Prinzipal submisses,“ sagte des Landsbergers Prokurator, „Sie geruhen gnädigst, nichtigen Einwendens ungeachtet mit der Publikation zu verfahren.“

„Dem soll entsprochen werden,“ entschied der Kanzler.

Anna Magdalena wollte fliehen, wie ihr der Hofrat geheißen hatte. Dessen entsann sie sich in diesem Augenblick. Wie sie sich aber umsah, stand Schlüter noch vor der Türe und blickte sie fragend an.

Sie wand sich unter seelischen Schmerzen. Aber dann war auf einmal alle Erregung vorbei. Sie biß die Zähne zusammen und richtete sich steif auf. Zwingen würde man sie nicht, was auch kommen sollte! Man mochte tun, was man wollte! Aber den Kerl heiraten! – nein, und wenn

man sie mit glühenden Zangen marterte! Das Urteil sprach der Kaiser, das hatte Theopold gesagt!

Barkhausen las vor:

„In Revisionssachen Annen Magdalenen Niedermeiersche Wittibe zu Brüntrup Implorantin und Ehebeklagte an einem entgegen und wider Johann Behrend Landsbergen Imploraten und Eheklägern am andern Teil erkennen wir gräflich lippische zum geistlichen Konsistorium verordnete Generalkommissare auf vorgehabten Rat der Rechtsgelehrten für Recht, daß nunmehr die eingewandte Revision für verfallen zu erkennen und das zu Rinteln publizierte Urteil zur Exekution zu verweisen sei. Als wir sie hiermit respektive für verfallen erklären und Exekution verweisen. Von Rechts wegen!“

Landsberger war sofort bereit, den ihm auferlegten Eid abzuschwören, und ließ das durch seinen Prokurator erklären.

Barkhausen beachtete ihn nicht.

Er sprach die Niedermeierin an und fragte sie, ob sie sich jetzt in Güte zur Vollziehung der Ehe verstehen wolle.

„Nein!“ stieß sie heftig hervor und biß dann die Zähne fest zusammen.

Barkhausen betrachte sie überlegen, aber ruhig sprach er zu ihr weiter:

„Wenn diese Urteil, wie nicht weniger die beiden vorangegangenen konformen Sentenzen für Euch ausgefallen wären, ei! wie würdet Ihr jetzt frohlocken und den Herrn preisen, Meiersche. Wie würdet Ihr mit beiden Händen zugreifen und heimgehen und ein Fest feiern und des betrogenen Bräutigams spotten. Warum sträubet Ihr Euch jetzt dagegen? Ist Euch das Urteil zuwider, müsset Ihr damit auch zufrieden sein, maßen in jedem Rechtsstreit eben nur eine Partei obsiegen kann. Euer Sinn ist wahrlich seltsam kraus. Wie wollet Ihr annoch behaupten, daß dieser Prozeß dem kaiserlichen Befehl und dem Euch erteilten Geleitsbrief zuwider sei? Das kaiserliche Mandat befahl die Verschickung der Akten an eine unparteiische Fakultät und daß Ihr indessen auf Eurem Hof frei und sicher ohne Vergewaltigung, Verarrestierung und besorgende Gefahrt Euch aufhalten möget. Wer hat Euch jetzo solches gehindert? – Wahrlich kein Mensch! – – Wie gar übel habt Ihr dagegen dem Landsberger mitgespielet! Ist ja fast unerhört, da Ihr ihm das Bett hinweggenommen und es gar aus der Tür auf den Hof werfen lassen. Gönnet ihm nicht soviel Raum, daß er ein Stück zu fressen, oder ein

Bund Stroh zu schlafen hätte haben können. Und was dergleichen Inso-  
lentien tausenderlei mehr gewesen. Wie nun dem Mandat hierin ein  
Genügen geschehen und Ihr Euren Nutzen genossen, so hat es auch  
seinen gewiesenen Weg, daß das erfüllet werde, was es nach sich gezo-  
gen. Nicht das geistliche Gericht, das Ihr mit falschen Aufzügen zu in-  
spektieren Euch unterstanden, Ihr selbst habt in Eurer ungemessenen  
Halsstarrigkeit mit dem kaiserlichen Mandat gleichsam spielen wollen.  
Nach dem Sinne dieses Mandats kann nicht anders als das eingeholte  
Urteil zur Exekution gebracht werden. Gestalt nunmehr kein Mittel  
mehr übrig, dessen Ihr Euch bedienet könnet, so frage ich Euch aber-  
mals: Wollet Ihr mit Liebe Euch zur Vollziehung der Ehe verstehen?“

„Nein!“ schrie Anna Magdalena abermals.

Barkhausen sah sie eine Weile an. Sie rührte sich nicht, sie starrte  
auf einen Fleck. Wie ein steinernes Bild stand sie hinter den Schranken.

Es war stille um sie geworden.

Wiederum sprach Barkhausen zu Anna Magdalena:

„Es lieget dem Gericht ob, die Sentenz zur Wirklichkeit zu bringen.  
Wollet Ihr Euch in der Güte nicht fügen, so müssen Zwangsmittel dazu  
gebraucht werden!“

Langsam hatte es der Kanzler gesagt. Jetzt unterbrach er sich einen  
Augenblick, um der Frau Zeit zu lassen. Aber Anna Magdalena schwieg.  
Nichts verriet, was in ihr vorging.

„Nichtsdestoweniger,“ fuhr Barkhausen fort, „um Euch den Scheffel  
voll zu messen, damit Ihr ja nicht zu klagen habt, soll Euch bis morgen  
eine Bedenkzeit indulgieret werden, ob Ihr Euch dann eines bessern  
besonnen. Würdet Ihr dann jedoch mit Eurer Widersetzlichkeit aber-  
mals angezogen kommen, so sollet Ihr weiter nicht gehöret, vielmehr  
das publizierte Urteil vollstreckt werden.“

Anna Magdalena kehrte sich trotzig um und näherte sich der Tür, in  
der Absicht hinauszueilen.

„Halt!“ rief ihr Barkhausen nach. „So war es nicht gemeint . . . Wo-  
hin wollt Ihr so geschwind?“

Sie blickte finster zur Seite und schwieg.

„Vermeinet wohl gar, wenn Ihr weg seid, können wir den Mund  
spitzen? . . . und Euer Konsulent schmieret Euch wieder einen Protest?  
. . . Nichts da! Ihr seid noch nicht entlassen! Ihr bleibet an Ort und  
Stelle, bis Ihr Euch erklärt! Und macht Ihr nur den mindesten Fluchtver-  
such, so büßet Ihr Euren Frevelmut mit 600 Goldgulden. – Mit 600

Goldgulden! – Zu mehrer Versicherung Eurer Person werdet Ihr bis morgen ins Backhaus verwiesen. Könnt Euch daselbst in der Stille bedenken. – Ihr widerrufet nicht? – – Schlüter, die Inkulpatin ist Euch anvertraut.“

Anna Magdalena Magdalena ließ alles mit sich geschehen. Willenlos folgte sie ihrem Wärter und wurde ohne Widerspruch eingesperrt.

Stunden vergingen.

Bewußtlos brütete sie vor sich hin. Tränen hatte sie keine, sie konnte auch nicht beten.

Man brachte ihr etwas zu essen; sie rührte nichts an. Sie brütete vor sich hin. Ihre Augenlider wurden allmählich schwer. Zeitweise schief sie ein.

Gegen Abend öffnete man die Tür und ein Pastor trat ein. Anna Magdalena sah nicht auf, sie rührte sich nicht von ihrem Schemel. Sie gab auch keine Antwort. Der Geistliche sprach auf sie ein, als müßte sie morgen ihren letzten Gang zur Richtstätte antreten. Anna Magdalena hörte nichts. Die Worte rauschten an ihren Ohren vorüber wie ein fernes, fernes Geräusch.

Der Geistliche fragte sie, ob sie nun in Güte den Landsberger zu ihrem Ehemann nehmen wolle.

Anna Magdalena schwieg.

Heftig fuhr er sie an:

„Meiersche, habt Ihr mich nicht verstanden? Habt Ihr nicht verstanden, was ich die Zeit her zu Euch geredet?“

Mit finstern Gesicht blickte sie zu ihm auf und sagte kein Wort.

Noch einmal wiederholte er seine Frage.

„Nein!“ sagte sie hart.

Der Geistliche wollte ihre Gründe wissen, er fragte und fragte und bekam doch keine Antwort.

Da verließ er sie verdrossen.

Anna Magdalena brütete wieder vor sich hin.

Es wurde Nacht.

Es wurde wieder Morgen. Sie fühlte Hunger und griff nach dem Brot, das trocken geworden war. Es mußte um Mittagzeit sein, als man ihr eine warme Suppe brachte, die sie gierig auslöffelte. Sie sagte sich, daß sie bei Kräften bleiben mußte.

Wieder vergingen die Stunden. Schlüter holte sie ab und brachte sie in das Gerichtszimmer.

Der Kanzler kündigte den Parteien an, daß zu Vollstreckung des eingeholten Urteils Johann Bernd Landsberger den vorgeschriebenen Eid abschwören mußte. Der Sekretär mußte den Eid vorlesen.

„Bedenket Euch wohl, Landsberger,“ ermahnte ihn Barkhausen, „und saget uns die lautere Wahrheit, wie die Euch mit Sinnen bewußt, und ladet auf Euch nicht alle die Strafe und Fluch, die Gott den Verfluchten auferlegt hat. Bedenket es wohl, daß Gott den Meineidigen in seinen Nöten nimmermehr zu Hilfe noch zu Trost kommet, bedenket es wohl, daß der Meineidige mit Leib und Seele verflucht ist und nimmermehr Teil hat an der Versprechung, die Gott den Christen getan hat. – Wollet Ihr jetzt aus lauterer Wahrheit Gott zu Ehren, der Gerechtigkeit zu Steuer und Vermeidung Eurer Selbstverdammnis den Euch auferlegten Eid abschwören?“

„Ja, das könnte ich wohl tun,“ gab Landsberger ohne Besinnen zur Antwort.

Die Richter und der Sekretär erhoben sich und entblößten das Haupt. In hohem Ernst sprach der Kanzler:

„So hebet die vordersten Finger auf und schwöret wie folgt: ‚Ich, Johann Bernd Landsberger, gelobe und schwöre einen Eid zu Gott den Allmächtigen, daß Anna Magdalena verwittibte Niedermeiersche zu Brüntrup mir die Ehe versprochen und darauf den Ring, davon in den Akten gedacht, von mir wissentlich angenommen. So wahr mir – – –‘“

„Das ist alles nicht wahr!“ schrie Anna Magdalena in höchster Wut. „Das ist alles erlogen und erstunken! Niemals hab ich dem Kerl die Ehe versprochen, niemals seinen Ring genommen –“

„Ihr habt zu schweigen, bis Ihr befraget werdet,“ herrschte sie Barkhausen an.

Anna Magdalena verstummte und biß die Zähne zusammen und sah wild um sich.

„Ehekläger ist bis morgen entlassen,“ gebot Barkhausen. „Indessen sehet Euch vor, gestalt morgen die Kopulation verrichtet wird.“

Johann Bernd Landsberger verließ die Stube.

Nochmals versuchten Barkhausen und der Generalsuperintendent der Niedermeierin zuzureden, in Güte in die beschlossene Heirat einzuwilligen. Sie sagte stets „Nein!“ und „Nein!“ und blieb bei ihrem „Nein!“ Die Herren drohten mit Ungnade der Landesherrschaft und Zorn des Himmels. Sie wurde keines andern Sinnes. Wenn man sie aber

fragte, warum sie jetzt noch der Heirat widerstrebte, so biß sie die Zähne aufeinander und schwieg.

Barkhausen befahl dem Pedellen, die Niedermeierin nochmals bis zum nächsten Tage in das Backhaus abzuführen.

Ungebeugt ging sie neben ihm her.

Schlüter wunderte sich, daß die Tür des Backhauses unverschlossen war. Er hatte doch selbst abgeschlossen und den Schlüssel noch bei sich? Er trat in den Raum, sah aber niemand. Doch war jetzt der große Backtrog, der zuvor auf dem Boden gelegen hatte, an die Wand gelehnt. Schlüter bemerkte es. „Werden die Weibstücke wieder einmal unordentlich gewesen sein,“ meinte er kopfschüttelnd.

Er schloß wieder ab und ging.

Anna Magdalena wartete ihre Stunden ab.

Stumpf und gleichgültig sann sie vor sich hin.

Da hörte sie ein leises, scheuerndes Geräusch und wandte sich nach der Richtung um. Mochte wohl eine Maus sein, die ihr Gesellschaft leistete. Aber da bewegte sich der Backtrog und hervor trat der junge Landsberger.

Wie mit einem Messer fuhr es ihr in das Herz. Eine Welle drängte nach ihrer Kehle und staute da. Sie wollte schreien, konnte es aber nicht. Der Raum drehte sich um sie. Das verging. Die Angst jagte sie auf. Sie lief in den Hintergrund, an den Herd und dort ergriff sie ein klobiges Holzschcut. Hoch auf riß sie es und schwang es in der Luft.

„Da bleibst,“ schrie sie heiser, „den Schädel zerschlag ich dir!“

Landsberger trat einen Schritt näher und streckte seine Hand nach ihr aus, wie um sie zu beruhigen.

„Meiersche –,“ sagte er versöhnlich.

„Bleibt um Gottes willen da,“ rief sie abermals.

„Will hier bleibe, hier, wo ich stehe, aber laßt mich einmal mit Euch sprechen, in Ruhe . . . friedlich – –“

„Will nichts hören! . . . will nicht! – Bleibt da! –“

Landsberger versuchte sie seitwärts zu unterlaufen. Sie klemmte sich aber in einen Winkel und sah ihn wild und verzweifelt an.

„Meiersche,“ begann Landsberger wieder, „ich fürchte Euch nicht, beileibe auch Euren Kloben nicht. Den wind ich Euch schon aus ‘n Fäusten. – Ihr sollt Euch nicht sperren . . . Morgen seid Ihr mein Weib, ob Ihr auch itzo lärmet. Was ansonst Burschenrecht ist und kein Dirn ihrem Liebsten vor ‘m Segen des Pfaffen versagt, das bracht‘ mich nicht her.“

Das nicht! Nein. – Ihr sollt Frieden mit mir schließen. – Was habt Ihr wider mich?“

„Ich will nicht! Und ob es mein Tod ist! Ich will nicht! Ihr seid ein meineidiger Schelm . . . ein Hund . . . der Satan selber . . .“

„Meiersche, Ihr vergesst, daß alles wider Euch erwiesen.“

Da sagte Anna Magdalena nichts mehr, aber den Kloben hielt sie krampfhaft über ihrem Kopf.

Landsberger redete ihr zu, verteidigte sich, sie gab ihm keine Antwort.

Verdrossen ging er schließlich in den vorderen Raum, stieß mit einem Fußtritt den Backtrog auf den Boden und setzte sich darauf. Die Fäuste stemmte er auf die Knie und spuckte ärgerlich vor sich hin. Dann wandte er sich wieder um und verteidigte sich abermals und log Stück um Stück, während er redete. Und dann schalt er sie und redete ihr zu und bettelte um ihre Zustimmung. Aber er sprach allein.

Nachher schlief er ein.

Anna Magdalena verfolgte jede seiner Bewegungen, so lange ihre Augen die Dämmerung noch durchdrangen. Und wenn die Müdigkeit sie überkam, riß sie die Lider auf, weit und übernatürlich.

Allmählich verschwamm der Raum in der Dunkelheit wie in einem Spinnenschleier. Anna Magdalena konnte nur noch horchen. In ihrer Einbildung vergrößerte sich jedes Geräusch.

Es war eine endlose, fürchterliche Nacht!

Am frühen Morgen öffnete Schlüter die Tür.

Der Holzkloben entfiel Anna Magdalena erschlaffter Faust.

Landsberger ging an dem Pedellen vorüber, ohne ihn anzusehen.

„Woher kommt Ihr?“ herrschte ihn dieser erstaunt an.

„Mein' Sach!“ versetzte Landsberger.

Schlüter sah erbost nach Anna Magdalena. Die dehnte ihre steif gewordenen Knochen und schleppte sich mühsam näher. In der frischen Morgenluft atmete sie tief auf. Auf Schlüters Fragen sagte auch sie nichts.

In der Gerichtsstube wartete bereits das Kolleg. Der Generalsuperintendent war diesmal im kirchlichen Talar. Auf dem Tisch stand ein Kruzifix, vor ihm lag die Bibel.

Barkhausen fragte Anna Magdalena, ob sie nun bereit sei, in die Ehe zu willigen. Trotzig fuhr sie ihn an:

„War das auch befohlen, daß mich der Kerl in dem Backhaus überfiel?“

Barkhausen begriff zunächst nicht, was Anna Magdalena meinte. Dann fragte er den Pedellen:

„War der Landsberger im Backhaus?“

„Ja . . . doch ohn' mein Wissen . . .“

„Eingeschlossen?“

„Muß es annehmen, gnädigster Herr. Fand die Tür gestern unverschlossen. Hab' sie dann selbst verschlossen. Vandage aber, als ich öffnete, kam der Landsberger aus 'm Backhaus.“

„Das haben wir nit befohlen, wissen davon auch nichts,“ sagte Barkhausen ärgerlich. „Wie war es dann möglich? . . . Was wolltet Ihr im Backhause, Landsberger?“

Landsberger erzählte, daß es seine Absicht gewesen sei, mit der Niedermeierin Frieden zu schließen.

„Und habt Eure fromme Absicht erreicht?“ fragte Barkhausen froh der unerwarteten Wendung.

„Nein, gnädigster Herr.“

Barkhausen schüttelte den Kopf.

„Merket Ihr dann nicht, halsstarriges Weib, wie dieser fromme Mann kein Mittel unversucht läßt, Euch mit allerhand ersinnlicher Höflichkeit entgegenzugehen, der Hoffnung, Euch zu anderen Gedanken zu bringen? Ihr aber suchet immerdar hervor, ihm Herzleid und Verdrießlichkeit zu machen? . . . So sei es denn! Wie Ihr präzis auf Eurer Halsstarrigkeit bleibt, also muß auch das Konsistorium das gewöhnliche letzte Mittel zur Hand nehmen und mit der priesterlichen Kopulation von Rechts wegen verfahren. Ehren Superintendent waltet Eures Amtes!“

Der Generalsuperintendent trat hervor und winkte Landsberger, sich neben die Niedermeierin zu stellen. Landsberger versuchte sie an der Hand zu fassen, sie verkrampfte aber ihre Hände auf dem Rücken. sie stöhnte, wandte sich ab und trat hin und her, um die Handlung zu vereiteln. Es half ihr nichts.

Der Generalsuperintendent nahm das Buch mit der Kirchenordnung und schlug den Teil von der öffentlichen Trauung und dem Einsegnen der Eheleute auf. Er blieb gelassen und würdig. Nach der Vorschrift sprach er zuerst den Bräutigam an und fragte ihn:

„Johann Bernd Landsberger, willst Du Anna Magdalena Niedermeiersche, des seligen Bartold Niedermeier zu Brüntrup nachgelassene Wittib, zum ehelichen Gemahl haben? So antworte: Ja.“

„Ja.“

Darauf wandte sich der Geistliche an die Niedermeierin, obwohl sie ihm jetzt fast den Rücken zukehrte. Seine Stimme wurde schärfer und lauter.

„Anna Magdalena Niedermeiersche,“ las er weiter vor, „willstu Johann Bernd Landsberger zum ehelichen Gemahl haben? So sage: Ja.“

„Ich sag' nein!“ schrie sie in ihrer Todesangst. „Nein! . . . nein! . . .“

Dann biß sie die Lippen zusammen, daß sich die Zähne tief in das Fleisch preßten.

Der Generalsuperintendent hatte diese Wendung vorausgesehen, tat aber, als hätte er nichts gehört. Er wartete noch einen Augenblick. Dann sprach er langsam:

„Da Ihr Euch weigert, das Jawort gutwillig zu geben, so antworte ich an Eurer statt kraft meines Amtes im Namen des Konsistoriums: Ja.“

Von einem Wechseln der Trauringe sah er ab, verlangte aber, daß das Paar sich die Hände geben sollte. Anna Magdalena stieß Landsberger zurück, als er sich ihr näherte. Das konnte sie aber nicht verhindern, so sehr sie sich auch wehrte, daß er seine Faust in ihren Arm krallte und sie festhielt.

Der Geistliche las ihnen die vorgeschriebene Legende ab. Und als er damit fertig war, reckte er die Hände über sie, betete und sprach den Segen. Mit einem Glückwunsch, in Frieden ihre Tage zuzubringen und sich nach dem Worte des Herrn zu vermehren, entließ er das getraute Paar.

Landsberger gab sein Weib frei.

Da ballte Anna Magdalena die Fäuste gegen die Richter und schrie gegen sie in größter Seelennot:

„Das gilt nicht! . . . das gilt nicht! . . . das ist alles erlogen! . . . Der Kaiser soll mir recht geben! . . .“

Ehe es jemand verhindern konnte, war sie hinausgestürzt.

Jetzt verschanzte sich Anna Magdalena förmlich auf ihrem Hofe. Ihre Blutsreunde kamen abwechselnd zu ihr und blieben dann in ihrer Nähe. Und wenn es Nacht wurde, mußten die Mägde in ihrer Kammer schlafen. Tor und Tür waren fest verriegelt, wie in der Kriegszeit.

Von Zeit zu Zeit stellte sich der junge Landsberger ein und verlangte sein Recht als Ehemann. Wenn er aber schimpfte, daß er sein angetrautes Weib nirgends zu sehen bekam, lachte ihn das Gesinde aus und die Knechte wuchteten bisweilen bedrohlich die Arme, daß er entwich.

Das wurde dem alten Landsberger schließlich zu dumm. Er besprach sich mit seinem Jungen und nahm ein paar Knechte, kräftige und handfeste Männer, in Heuer. Mit ihnen ging Johann Bernd auf das Feld, wo gerade Jochem Pritzen pflügte. Der Alte blieb abwartend in der Ferne.

Jochem Pritzen sah die Männer gradewegs auf sich zu kommen. – Die kommen gewiß nicht in guter Absicht, dachte er sich. Doch kümmerte er sich nicht weiter darum, faßte nur fester in die Pfluggabel. Er wollte sich des Gesindes schon erwehren.

„Vom Pflug gehst!“ schrie ihn Johann Bernd an.

„Bist wohl narrsch!“ antwortete ihm Jochem Pritzen.

„Vom Pflug gehst! – Ich bin dein Herr! – Ich hab’ hier zu sagen!“

Jochem Pritzen gab ihm keine Antwort. Ruhig pflügte er weiter.

Johann Bernd gab seinen Knechten einen Wink, der verabredet war. Einer hielt die Gäule fest. Die andern warfen sich auf Jochem Pritzen und suchten ihn vom Pflug fortzudrängen. Hinter ihnen trat Johann Bernd hin und her, schrie und hetzte, hob auch wohl einmal die Faust, sah sich aber vor, sie fallen zu lassen.

Jochem Pritzen kam ins Stolpern und der Pflug fiel auf ihn, so daß er sich nicht wehren konnte. Einer der Männer gab ihm ein paar Fußtritte und kniete sich auf ihn. Die anderen rissen den Pflug hoch und trieben die Pferde an. Jochem Pritzen schrie um Hilfe, aber es war niemand in der Nähe.

Da warf er seinen Widersacher auf den Boden und lief auf den Hof.

Die Niedermeierin stand mit dem jungen Wördehans im Gespräch vor der Tür. Beschmutzt und unordentlich kam Jochem Pritzen angelaufen und winkte aus der Ferne. Erstaunt sahen sie ihm entgegen.

„Wat häste?“ rief ihm Wördehans zu.

Jochem Pritzen erzählte, was geschehen war.

„‘nÄxen her!“ schrie Wördehans und rannte auf die Diele. Als er die Axt nicht fand, riß er einen Flegel vom Pflock und stürmte auf das

Feld. Jochem Pritzen und ein Knecht eilten hinter ihm her. Auch Anna Magdalena ging ihnen nach.

Mit hochgeschwungenem Flegel jagte Wördehans auf den jungen Landsberger zu und tobte und schimpfte. Hätte der sich nicht zur Seite gebückt, der Schlag hätte seinen Schädel zertrümmert. So aber sauste er klatschend auf seinen Rücken. Johann Bernd brüllte auf und lief über das Feld. Als seine Knechte ihn fliehen sahen, nahmen sie gleichfalls Reißaus. Höhnend lachten Wördehans und Jochem Pritzen hinter ihnen her. Dann spannten sie die Pferde ab und brachten sie in Sicherheit. Anna Magdalena nahm selbst eins der Tiere am Zügel und führte es in den Stall.

Am nächsten Morgen pflügte Jochem Pritzen und Wördehans auf demselben Felde.

Die Dorfstraße herauf kam eine Schar von Männern. Wördehans sah, daß Soldaten darunter waren. Er rief dem Knecht zu. Beide machten finstere Gesichter.

Schwiermann, der Amtsschreiber von Horn, stelte über den Acker und erklärte ihnen, daß sie wegen ihres mutwilligen Überfalls arretiert seien. Die Soldaten griffen zu und im Augenblick waren die beiden Männer in Ketten gelegt.

Jetzt konnte Johann Bernd ungestört wirtschaften und er trieb es, wie er es vordem gewohnt war. Aber an sein Eheweib kam er nicht heran, so listig er es auch anstellte. Selbst tagsüber verschloß Anna Magdalena das Haus und verriegelte mit eigener Hand die Türen und besonders ihre Kammer, in der sie schlief. Er konnte sich im Pferdestall sein Bett aufschlagen, wenn er wollte.

Jetzt wichen sie beide nicht vom Hof.

Eines Tages kam zu Anna Magdalena ein Mann aus Lemgo, Nolther Klausing, dem sie ein Kapital schuldete. Sie hatte bei ihm 100 Taler aufgenommen, als ihr Prozeß Geld zu fressen begann. Nun war sie auch die Zinsen rückständig geblieben. Der Mann forderte seine Bezahlung. Anna Magdalena war es leid, sie konnte sich aber nicht helfen. So bot sie ihm zwei Schweine an, die er auch annahm. In 14 Tage wollte er sie abholen lassen.

Der Bote kam und trieb die beiden Schweine vom Hof. Ein Knecht hatte es aber gesehen und sagte es Johann Bernd. Der jagte mit einem Pferde hinterher und nahm dem Boten die Schweine gewalttätig wieder ab.

Klausing kam selbst und stellte Johann Bernd zur Rede.

„Das sind meine Schweine!“ gab er herrisch zur Antwort. „Hier hat keiner zu sagen, als ich! . . . Will meine Schweine wohl verkaufen, wann es mir beliebt!“

Anna Magdalena ging gerade vorüber und hörte den Streit der Männer. Sie trat sofort näher.

„Was ist hier los?“ fragte sie.

„Der Landsberger sperrt mir die Schweine,“ sagte Klausing. „Hat doch wohl gewußt, daß Ihr mir diese zwo Schweine in Bezahlung ange-tan.“

„Der Landsberger? . . . Was gehen den Landsberger meine Schweine an? – Das sind meine Schweine!“ widersprach sie, und in ihren Augen leuchtete es zornig auf. „Ich habe die Schweine auf'm Hof erzogen und niemand sonst. Diese Schuld ist auch am Hof. – Nehmt Euch die Tiere, Klausing, hab' Macht, die Schweine Euch in Bezahlung zu tun. Will doch sehen, wer mich am Meinigen hindern soll.“

Johann Bernd stellte sich trotzig vor den Stall und drohte mit den Fäusten.

„Hier kommt keiner inne!“ rief er. „Hab' mit dem Meinigen Macht zu tun, was ich will!“

Anna Magdalena sah Klausing nun doch ratlos an. Klausing wandte sich ärgerlich ab und ging vom Hofe.

„Werd' mein Recht schon kriegen!“ grollte er vor sich hin.

Johann Bernd nahm sich auf der Stelle vor, auf bevorstehendem Jahrmarkt zwanzig Schweine zu verkaufen und das Geld nach seinem Belieben zu verwenden. Um den Ärger der Niedermeierin kümmerte er sich nicht.

Als er ihr zuletzt auch ihre Mägde vom Hofe jagte und neues Gesinde einstellte, fürchtete sie für ihre Sicherheit und gab ihren Widerstand im Hause auf. Sie ließ alles stehen und liegen, wie es war und flüchtete abermals nach Brake.

„Sieh, Meiersche . . . was treibt Euer Gespons?“ begrüßte sie Theopold lachend.

Sie war voller Wut und Aufregung und sprach häßlich vor sich her. Schmunzelnd hörte ihr der Hofrat zu. – Sie hätte ausgehalten, so lange es gegangen, sagte sie, nun käme sie nicht weiter. Theopold tröstete und beruhigte sie. Es sei alles sicher und zu ihrem Vorteil eingeleitet, seinen letzten Schriftsatz hätte er abgesandt. Das Urteil des Kammerge-

richs werde bald eintreffen und käme sie aus aller Not. Sein Vertrauen verließ ihn nicht. Er wurde ruhig und ernst.

„Was wird mir noch alles vorbehalten sein?“ grollte sie.

Theopold schwieg. Das hätte er sonst nicht getan.

Anna Magdalena schaute zu ihm hin und fand ihn recht verändert. Sein Aussehen war übel. Um seine Augen lagen tiefe Schatten. Er sah übermüdet und alt aus. Als er aufstand, schleppte er sich ein wenig. Anna Magdalena vergaß ihren Gram und wurde über seinen Zustand recht bekümmert.

Wie er ihr abends eine gute Ruhe wünschte, sagte er wie verloren vor sich hin:

„Schlafen ist doch das schönste, Meiersche . . . hat man sein Teil getan.“

Anna Magdalena und die Wärterin betreuten ihn mit sorgenden, liebenden Händen. Sein Frohsinn wollte aber nicht mehr so recht leuchten. Er kränkelte und hustete und fühlte sich schon am wohlsten in seinem Bett. Dennoch sprach er der Meierin Mut zu und bereitete sie auf alles vor. Es waren das Augenblicke, in denen seine Augen wieder jugendlich blickten und er die kraftlosen Arme reckte zum fröhlichen Kampf, den er ein unverzagtes Leben lang geliebt.

Und dann entschlief er ruhig und schmerzlos an einem sonnigen Frühlingstage, wie er es sich gewünscht hatte, während draußen der Flieder duftete und der Star im blühenden Kirschbaum ihm sein letztes übermütiges Lied pfiß.

Die Herren am geistlichen Gericht atmeten auf, als sie die Kunde von seinem Tode vernahmen. Dreier hörte sie zuerst und lief zu dem Kanzler, um ihm die erfreuliche Neuigkeit zu verkünden.

Sie drückten sich kräftig die Hand.

„Nun dieser unruhige Kopf durch den zeitlichen Tod zur Ruhe kommen,“ sagte der Kanzler, „wird auch das Weib auf andere Gedanken geraten.“

„Um so viel demehr,“ pflichtete ihm Dreier bei, „weil der Untergang ihres so hochgerühmten Hofes zu befahren. Das muß sie selbst erkennen, anders sie nicht blind ist. Schon vermeldet mir ihr Ehemann, der in ihrem Abwesen den Hof in gutem Gehalt zu konservieren trachtet, daß er dennoch seiner Ehefrauen Hilfe herzlich verlangt.“

„Man zweifelt auch nicht,“ fügte der Kanzler überzeugt hinzu, „es werde auch das hocheleuchtete Kammergericht und zwar desto nach-

drücklicher die halstarrige Frau zu ihrer Schuldigkeit anweisen. Dem ausgelassenen kaiserlichen Mandat ist in allem ein exaktes Genügen geleistet, man suche auch von der Gegenseite soviel Lügengriffe, als man wolle, dieses zu verkehren. Und außerdem – wir, Herr Kollega, wir haben das letzte Wort!“

„Soll schon gesprochen werden,“ sagte Dreier.

Dem geistlichen Gericht blieb allerdings das letzte Wort. Dreier benutzte es, um das Andenken des verstorbenen Advokaten nach jeder Richtung zu besudeln und seine Glaubwürdigkeit zu entkräften, als könnte damit die Schuld der Niedermeierin vollends bewiesen werden. Er schrieb sich in eine förmliche Wut hinein.

Es kam aber doch, wie der Hofrat vorausgesagt hatte. Bei Vermeidung strengster Strafe und Ungnade befahl das Kammergericht abermals, daß alle in diesem Prozeß von beiden Parteien eingebrachten Handlungen und Schriften mit Beilegung der am Reichskammergericht erwachsenen Akten an eine unparteiische Juristenfakultät ohne einseitige Empfehlung verschickt werden sollten. Was dagegen seit dem letzten kaiserlichen Mandat an ungesetzlichen Handlungen vorgenommen war, wurde jetzt durch kaiserliches Machtwort aufgehoben. Damit war auch die Eheschließung für null und nichtig erklärt.

Die Herren am Konsistorium machten lange Gesichter. Keiner wollte recht mit der Sprache heraus. Aber des Reiches Exekution, Acht und Aberacht war schließlich auch ein Ding, das man nicht leicht nehmen durfte. Man mußte zuletzt doch gehorchen.

„Vielleicht gab es noch eine Wendung?“

Noch einmal setzte sich Dreier hin und arbeitete einen umfangreichen Schriftsatz aus, in der er jede Maske von sich tat. Dreist behauptete er, daß sowohl die gnädige Herrschaft als Landes-, Schutz- und Gutsherr, als auch dero hoher Minister wegen ihres an dem Hofe habenden Meierrechtes diese Ehe gern gefördert gesehen hätten. Damit sollte die Freiheit des Hofes überhaupt bestritten werden.

Fuhrmann, der sich der Sache der Niedermeierin wieder annahm, verschaffte ihr noch schnell einen jungen Advokaten. Dieser begnügte sich aber damit, Dreiers letzten Schriftsatz mit herzhaften Randbemerkungen in roter Tinte zu versehen. Sah schließlich aus, wie das in wildem Ärger korrigierte Heft eines unnützen Schulbuben mit der Note ‚Non plus ultra!‘ am Schluß. So schrieb er zu jener Stelle: ‚Ein schöne Schach! Hier hat man’s, worum in das arme Weib so hart gedrungen

und aus was für schändlichen Ursachen auf die Ehe durch einseitige Erzählung der Gegenpartei gegangen sei! quam fidem itaque merebis tam suspectum consistorium?’ Und so ging es weiter. Dreier bekam es zu hören, daß er ein diabolischer Kalumniator, ein wilder Poltergeist, ein schamloser Skribente sei. Übler hatte ihm wahrlich auch der Hofrat Theopold seligen Angedenkens nicht gedient. Und was gar die Landsberger selbst noch einstecken mußten! Das Sprachreichtum der Zeit schien unerschöpflich!

Endlich schickte man die versiegelten Akten an die Juristenfakultät der Universität Duisburg. Aber mit gemischten Gefühlen sah diesmal das geistliche Gericht dem Boten nach.

Dieser wurde aufgehalten. Die Herren Professoren nahmen den Fall gründlich. Sie hatten wohl auch ihre Freude daran.

Als der Bote sein Paket in Detmold wieder abliefern ließ, ließ man es uneröffnet liegen. Man hatte jetzt keine Eile. Der Staub von einigen Wochen lagerte sich darüber. Erst als Anna Magdalena auf Verkündigung drängen ließ, setzte man einen Termin an und berief die Parteien.

Der Kanzler konnte der Sitzung nicht beiwohnen, da ihn ein dringender Dienst fernhielt. Der Generalsuperintendent versah allein mit dem Sekretär die feierliche Handlung.

Die Duisburger Professoren verkündeten folgendes Urteil:

„In Revisionsachen Annen Magdalenen Niedermeierschen Wittib zu Brüntrup Revisionsimpetrantin und Ehebeklagten eines gegen Johann Bernhard Landsberger Revisionsimpetranten und Eheklägern andern Teils und zwar in zweiter Revision erkennen wir gräflich lippische zum geistlichen consistorio verordnete Generalkommissare nach eingeholtem Rat einer unparteiischen Juristenfakultät zu Recht, daß übel in erster Revision geurteilt und rechtmäßig davon Revision gesucht und derhalben das erste Revisionsurteil dergestalt zu reformieren sei: würde die Impetrantin und Ehebeklagte mit leiblichem Eide, allermaßen ihr obliegt, sich reinigen, daß sie dem Kläger die Ehe nicht zugesagt, auch von ihm keinen Ring auf die Treu wissentlich und freiwillig angenommen habe, wozu ihr Termin von vierzehn Tagen angesetzt wird, daß sie darauf von des Klägers Anspruch zu absolvieren sei, wie wir dann hiemit nach geleistetem Eide absolvieren. Von Rechts wegen!’

Der Generalsuperintendent räusperte sich, als er mit der Verlesung am Ende war. Er bedachte sich einen Augenblick unschlüssig, was er jetzt tun sollte, und schaute sich nach dem Sekretär um. Der aber hatte

sich über sein Protokoll gebeugt und las in ihm, tat, als bemerkte er den fragenden Blick nicht.

Vor dem Geistlichen lag das Heft, das die Entscheidungsgründe der Fakultät enthielt. Es war umfangreich und seitenweise gespickt mit gelehrten lateinischen Deduktionen. Der Blick des Generalsuperintendenten fiel darauf, er hätte auch diese Arbeit durchlesen können. Was aber hatten die Auseinandersetzungen der Professoren für das geistliche Gericht noch für ein Interesse? Er schob das Heft beiseite.

Anna Magdalena allerdings hätte sich gewiß gefreut, etliche Sätze daraus zu hören und würde sie in ihrer Klarheit auch verstanden haben. Die Fakultät hatte aus den Zeugenaussagen festgestellt, daß allein der alte Landsberger beschworen: es hätte die Ehebeklagte in seiner und seines Eidams Gegenwart seinem Sohn durch Handgeben die Ehe fest und bündig versprochen. Das Zeugnis dieses Mannes aber wurde durchaus verworfen, da man ihm Widersprüche in seine Aussagen nachwies. Jedenfalls war man der Ansicht, es wäre für ihn ehrenhafter gewesen, wenn er seinen Sohn nach dem Zechgelage nach Hause genommen hätte: vielleicht wäre dann mehr Segen bei dem Werk zu erwarten gewesen. Aber der alte Landsberger sei, was er nicht ableugnen könne, ein Roßtäuscher und gehöre damit zu einer Sorte von Menschen, deren Hantierung zwar nicht unehrlich, aber, so müsse man auch bekennen, so gar hoch nicht geachtet werde.

Von dieser Rechtfertigung erfuhr Anna Magdalena nichts.

Fuhrmann sprach mit ihr, schüttelte ihr die Hände und beglückwünschte sie immer wieder. Weiß Gott! auch ihm war in dieser Stunde eine Last von der Brust gewälzt, die ihn manche Nacht schlaflos gelassen. Er hätte jubeln können und suchte erregt in den Taschen umher, als müßte er etwas finden, das er Anna Magdalena schenken könnte.

Sie aber sagte nichts. Sie fand keine Worte. Das Herz hämmerte ihr in der Kehle. Wie verklärt stand sie da. Aber alles war wund in ihrer Seele und schmerzte sie bei der leisesten Berührung. Die Freude, wenn sie über uns kommt, ist stürmisch und rücksichtslos. Die jahrelange Angst, die Anna Magdalena in diesem Raume ausgestanden hatte, schreckte sie noch wie ein wüstes Gespenst. Aber auch sie drückte dem Manne die Hand und war voll innigstem Dank.

Und dann sagte sie leise:

„Der Theopold . . .“ und Tränen kamen in ihre Augen.

Da meldete sich des Landsbergers Prokurator zum Wort, scharf und trotzig. Dem Generalsuperintendenten war es nicht unlieb, daß die quälende Stille unterbrochen wurde. Er ließ den Anwalt reden.

Fuhrmann horchte auf.

Im Namen seines Prinzipalen erhob Cramer mit drohend gesteigerter Stimme Einspruch gegen das vernommene Urteil, erklärte es für null und nichtig und verlangte die abermalige Verschickung an eine unparteiische Fakultät, wie es das Reichskammergericht befohlen hätte.

„Gar übel ist hier verfahren!“ rief er aus. „Nennet man das ein unparteiisch Urteil, wenn gutem Vernehmen nach gegenseitiger Advokat mit dem Urteilsfasser in genauer Freundschaft annoch steht? Wenn er mit selbigem vor diesem zu Köln studiert? . . . Kann das ein unparteiisch Urteil sein? . . . Können nicht verschlossene Konvolute unter dem Titel der Information zu den Akten gebracht sein? Kann man wissen, was darin sonderlich Regard gesteckt? – Will derowegen nochmals so feierlichst protestieren und auf ein höheres Urteil provozieren haben! Das erfordert höchste Not und Billigkeit!“

Fuhrmann wollte ihm erwidern, aber der Generalsuperintendent ließ es dazu nicht kommen. Er wollte nicht allein entscheiden. So verschob er die Sitzung mit der Erklärung, daß die Parteien die Kosten der Aktenverschickung noch nicht bezahlt hätten.

Man ging auseinander.

An demselben Abend noch setzte sich der Sekretär Capelle an seinen Schreibtisch und verfaßte an den Regierungsrat Gottschalk, der sich noch in Wien aufhielt, einen ärgerlichen Brief. Und Gottschalk schrieb ihm wieder: „Hab' kaum sonder Bewegung ablesen können, mit was boshafter opiniatrité die Niedermeiersche den Verfolg ihrer Matrimonialsache ihr habe angelegen sein lassen. Ich will doch nicht unterlassen, mit einigen aus dieser Sache zu konfirieren und wann sie es raten, will ich damit fortfahren, wiewohl ich jetzund beide Hände voll zu arbeiten habe.“

Anna Magdalena kehrte auf ihren Hof zurück. Der junge Landsberger ließ sich dort nicht mehr sehen. Aber seinen Vater traf sie noch eines Tages und sprach ihn an:

„Glaubet nur ja nicht, daß ich dasjenige, was Ihr in meinem Abwesen schuldig verblieben, ja sonsten an Schulden gemachet, aus meinen auf 'm Hof hinterlassenen Mitteln bezahlen werde. Auf Heller und Pfennig sollt Ihr es mir abstaten! . . . Auf Heller und Pfennig!“

Sie ließ sich gehen und drohte. Sie konnte endlich drohen. Aber der alte Landsberger blieb unbewegt.

„Kann nicht geachtet werden,“ wich er aus, „daß zu Rechte als Vater je für meinen Sohn verhaftet bin. Ob ich zwar in den Ehehandel gewilliget und mit Einzeugung befördert, kann doch daher nicht bezogen werden, daß der Sohn aus meinem Geheiß Schulden gemacht. Weiß auch nicht, wie ich geführten seines Hauswesens halber Euch in Recht zustehen soll, gestalten er seinen Jahren nach aus meiner väterlichen Gewalt gangen. Bin ihm nicht verhaftet, Meiersche, kann anstatt meines Sohnes nicht gepfändet werden. Wollet das wohl bedenken!“

Aber die Niedermeiersche widersprach ihm.

„Meine besten Klepper habt Ihr verroßtauschet, habt auch elendiglich krepieren lassen, was Euch verwirkter Strafgeder halber verpfändet . . .“

„Da weiß ich nichts von,“ unterbrach er sie überlegen.

Anna Magdalena stutzte.

„Landsberger . . . da wißt Ihr nichts von?“

Der Alte zuckte gleichmäßig die Schultern und warf die Lippen auf.

Da wurde die Meierin giftig.

„Da wißt Ihr nichts von . . . natürlich! – – Und habt doch beide die Güter gesamter Hand genossen, darin gepanekoket und Euch lustig gemacht, bis alles zernichtet und zerschmissen und verrecket . . .“

Der alte Landsberger wandte sich ab.

Langsam schleifte er vom Hof und sah sich nicht um.

\*

\*

\*

Wohl Jahr und Tag verging noch, ehe das Konsistorium der Niedermeierin den ihr zugeschobenen Eid abnahm, obwohl es nach dem Erkenntnis der Duisburger Professoren innerhalb vierzehn Tagen hätte geschehen müssen. Es fand sich immer noch eine Ausflucht, welche die Herren bedenklich machte. Auch versäumte der junge Landsberger häufig den angesetzten Termin. Der Schaden aber, den die Meierin auf ihrem Hof erlitten hatte, wurde auf Heller und Pfennig, wie sie es verlangt hatte, festgestellt und ihr auch das Recht gegeben, die eingeklagte Buße einzuziehen. Wie aber vorauszusehen war, hatten die Landsberger selbst kaum das tägliche Brot, und was sich bei ihnen pfänden ließ, war wenig genug.

Anna Magdalena schaffte von früh bis spät, die namenlos zerrüttete Wirtschaft wieder in Gang zu bringen. Zu arg war sie verwüstet. Sie hatte nicht einmal Zugvieh genug, die Saaten zu bestellen, und das Geld war knapp geworden. Die Schweine waren fast sämtlich verkauft. Vom Federvieh war nichts vorhanden. Gern hätte Anna Magdalena jetzt den Hof ihren Schwesterkindern abgetreten, aber sie waren noch zu jung für die eigene Wirtschaft und der Vater konnte nicht zwei Höfe zugleich besorgen. Da verstand sich die Niedermeierin nach dem Einrat ihrer Verwandten noch einmal zu einer Heirat. Man vereinbarte, daß Jobst Sprute, ein Sohn von Jobst Petersmeier zu Oberheesten und seiner Frau Anna Elisabeth, als Ehemann und Interimswirt auf ihren Hof zog. Einen reichen Brautchatz an barem Gelde, Vieh und Korn brachte er mit und war selbst noch jung und kräftig.

Bessere Zeiten kamen wieder, in denen Anna Magdalena ihre Sorgen allmählich vergaß. Das Wohnhaus wurde umgebaut und vergrößert, und als man den neuen Torbalken einsetzte, meißelte in ihn der Zimmermann die Jahreszahl 1686.

Als achtzigjährige Frau ist die Niedermeierin gestorben. Auch ihre zweite Ehe war kinderlos geblieben. Wie sie es gewünscht und auch zeitig am Amte verbrieft und versiegelt hatte, übernahm ihrer Schwester Sohn, Franz Hövener, noch zu ihren und ihres Mannes Lebzeiten die wieder stattlich erblühte Wirtschaft. Auch er heiratete eine Petersmeier von Oberheesten und vererbte in seiner Familie den Niedermeierhof.

Viel hat Anna Magdalena in ihrem langen Leben noch erfahren. Aber was sie als ein Strafgericht des Himmels erkannte, war, daß auch den Mann das Verhängnis ereilte, der sie am bittersten gekränkt und verfolgt hatte, den Landdrosten. Seine hochfahrende, willkürliche Amtsführung, seine üble Verwaltung der ihm anvertrauten Domangüter und letzten Endes die unaufhörlichen Klagen seiner maßlos von ihm ausgesogenen und geschundenen Leibeigenen nötigten zuletzt den regierenden Grafen, eine Untersuchung zu befehlen. Es war auch ihm ein harter Entschluß; denn wer mit dem Landdrosten zu tun hatte, fürchtete ihn. Schier unglaublich wuchsen die Protokolle und Zeugenverhöre an und seine Kreaturen, die seinen Willen vordem in blindem Gehorsam ausgeführt hatten, rückten weit von ihm ab. So sehr er auch trotzte, sein Schicksal konnte er nicht aufhalten. Und als man ihn endlich verurteilte, geschah es **V o n R e c h t s w e g e n!**

